Digitized by Google

Ph. Pr. 837 (III

Digitized by Google

Digitized by Google

Ph. Pr. 837.
(Vol. III)

Philos. Ethica popul. 2174.

R

Digitized by Google

Der Menſch,

eine

moraliſche Wochenſchrift.

Dritter Theil.

HALLE,

bey Joh. Juſtinus Gebauer. 1752.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Da wir jetzo die erſte Helfte des zweyten Jahrgangs unſerer Wochenſchrift unſern geneigten Leſern übergeben, ſo haben wir es für geziemend gehalten, denenſelben den gebührenden Dank für Ihre Geneigtheit gegen unſere Arbeit abzuſtatten, und unſern Menſchen denenſelben fernerhin zu empfehlen. Wir werden fortfahren, mit unſern wöchentlichen Arbeiten an dem Vergnügen, dem Unterrichte und der Erbauung unſerer Leſer zu arbeiten. Und wir können einige Reden mancher Leute, die um uns unbekanter Urſachen willen das Ende dieſer Arbeit mit dem gegenwärtigen Theile gewünſcht oder prophezeyet haben, nicht beſſer zu ſchanden machen, als wenn wir vermöge unſeres anfänglichen Vorſatzes dieſelbe noch einige halbe Jahre fortſetzen.

Digitized by Google

Wir haben ſchon öfters wider die gehäßigen Deutungen unſerer Betrachtungen losgezogen, allein wir mögen ſagen was wir wollen, die **Deuter** laſſen ſich nicht einreden: denn dieſes Deuten ſcheint eine eben ſo unheilbare Krankheit zu ſeyn, als das Zeichendeuten. Wir können aber nicht unerwehnt laſſen, daß es Leute giebt, welche oftmals in Geſellſchaften vorgeben, daß ſie mit ihren eigenen Augen in unſerm Menſchen Dinge geleſen, an die wir doch mit keinem Worte gedacht haben. Wir haben erfahren, daß ſolche Leute unſere Blätter nicht anders als wie die Zeitungen leſen. Da man nun weiß, daß es Leute giebt, welche ofte ſchwören ſolten, daß ſie etwas in den Zeitungen geleſen, welches mit keiner Sylbe in denſelben angetroffen wird: ſo kan man mit ſolchen Leuten nicht eher dieſer Sache wegen ein verſtändig Wort ſprechen, bis nicht der glückliche Zeitpunct herbey gekommen, da ſie haben recht leſen lernen.

Es ſind ſehr viele Briefe bey uns eingelaufen, und wenn wir ſie ſämtlich wolten drucken laſſen, ſo würden wir einen halben Jahrgang damit anfüllen können. Wir erinnern uns inſonderheit der Briefe des **Gotthold Tugendliebs** aus **Friedensburg**, der **C. D. Conſtantine** aus **B.** des **C. T. S.** aus **Schl.** des Herrn **Meurers**, eines

eines reformirten Predigers, und des Hernn h. a. h. aus **Hamburg**, und einiger Briefe, die des Packeſels wegen eingelaufen. Einige der eingeſandten Briefe ſind zu weitläuftig; einige betreffen Streitigkeiten; einige enthalten ſolche theoretiſche Materien, deren Ausführung ganze Tractate erfoderten, und einige ſind unſerm Geſchmacke nicht gemäß. Unſere Correſpondenten werden ſelbſt nicht einmal verlangen, daß wir alle ihre eingeſandten Briefe ſolten drucken laſſen: denn wir ſchätzen ſie zu hoch, als daß wir ihnen die ſchriftſtelleriſche Schwachheit zutrauen ſolten, vermöge welcher man ſchlechterdings es für eine Beleidigung anſiehet, wann dasjenige nicht gedruckt wird, was man geſchrieben hat. Unterdeſſen verſichern wir unſere Correſpondenten, daß einige von ihren Briefen in dem nächſten Bande ſollen gedruckt werden, und daß wir einige der vorgeſchlagenen Materien, z. E. von der Verſtellung, nächſtens ausführen werden.

Wir glauben, daß wir unſern Leſern ſchuldig ſind, ſie mehrentheils mit unſern eigenen Gedanken zu unterhalten. Und da alles, was in dem Menſchen gedruckt erſcheint, auf unſere Rechnung von der Welt geſchrieben wird: ſo müſſen wir das Recht ohne Einſchränkung beſitzen, diejenigen unter den eingelaufenen Briefen nur drucken zu laſſen, die uns

X 3 gefallen.

Digitized by Google

gefallen. Die übrigen unſerer Correſpondenten, deren Briefe wir ungedruckt laſſen, können ſich an uns rächen, und glauben, daß wir einen ſchlechten Geſchmack beſitzen, weil wir ſo vortrefliche Ausarbeitungen, als die ihrigen ſind, nicht drucken laſſen. Dieſer Rache wollen wir uns gerne unterwerfen; und da wir unſere Correſpondenten zu kennen nicht die Ehre haben, ſo kan uns niemand beſchuldigen, daß wir in der Wahl der eingelaufenen Briefe nach perſönlichen Privatabſichten handeln. Von dem moraliſchen Menſchen kan ſo wenig gefodert werden, es allen Leuten recht zu machen, als dieſes von dem wirklichen Menſchen verlanget und erwartet werden kan.

Digitized by Google

Inhalt
des dritten Theils.

Das 88 Stück: Betrachtung über die Annehmlichkeiten im Herbſte.

89 Von der Marktſchreyerey.

90 Vom Selbſtlob.

91 Vom Haſſe anderer, der Verſchiedenheit der Meinungen und Lehre wegen.

92 Von den Complimenten.

93 Geſchichte des Herrn Redlichhauſen.

94 Zweite Fortſetzung des 43. Stücks.

95 Schreiben der J. G. wegen einem Schriftſpötter, der ſich über Simſon mit dem Eſelskinnbacken aufgehalten, und Beantwortung deſſelben.

96 Von den Kirchengeſängen.

97 Von der Freundſchaft.

98. Ob die ältern Zeiten beſſer geweſen, als die neuern.

99 Abhandlung von der menſchlichen Kinderzucht.

100 Vom Weinen.

101 Betrachtung über das häufige Sterben der Kinder.

102 Vierte Ladung des Packeſels.

103 Fortſetzung der Abhandlung von der menſchlichen Kinderzucht.

104 Von der Reue.

105 Fortgeſetzte Abhandlung von der menſchlichen Kinderzucht.

106 Einige Maximen, den Geiz zu beſchönigen.

107 Fortſetzung der Abhandlung von der menſchlichen Kinderzucht.

108 Zweyte Fortſetzung des 48. Stücks.

109 Fernere Fortſetzung der Abhandlung von der Kinderzucht.

110 Der Eingang eines Freygeiſtes in die Ewigkeit.

Das

Digitized by Google

Das 111 Stück. Schluß der Abhandlung von der menſchlichen Kinderzucht.
112 Von der Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion.
113 Von der Menſchwerdung unſers Erlöſers.
114 Schreiben und Traum der de la Sincere von den ſtarken Geiſtern und Verehrern der Religion.
115 Vom rechtmäßigen Verlangen zu leben.
116 Die Fortſetzung hievon.
117 Abſchilderung der Frau Wilhelmine Gafferin, und Catharine Selbſtin, wie auch der Jungfer Eliſab. Schönreichin und Maria Naſchin.
118 Von den Beſchwerlichkeiten, welche groſſe Gelehrten durch Beſuche ausſtehen müſſen.
119 Daß die Laſter der Menſchen von dem Guten zeugen, wozu ſie eingerichtet ſind, wird aus dem Verhalten junger Perſonen gezeigt.
120 Warum es einer Geſellſchaft von groſſen Leuten zuweilen an einem algemeinen Geſpräch mangele.
121 Schreiben des F. M. ob ein Duell unter Officirern erlaubt ſey? nebſt einigen Nachrichten vom Packeſel.
122 Von der moraliſchen Einfalt.
123 Von der löblichen Neugierde.
124 Fünfte Ladung des Packeſels.
125 Schreiben der Silvia, von dem Studieren des ſchönen Geſchlechts.
126 Fortſetzung der Begebenheiten der Jungfer Eliſabeth Irrwiſch.
127 Unterſuchung des Vorzugs zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen.
128 Betrachtung über den Winter.
129 Fortſetzung des 93 Stücks, von der Geſchichte des Herrn Redlichhauſen.
130 Auf was Art der Menſch wie ein Kind beſchaffen ſeyn müſſe.
131 Die verſchiedene Beſchaffenheit des menſchlichen Geſchlechtes.
132 Zwey Schreiben, eines Schulmanns und eines Grammatikers.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 88. Stück.

Ich gieng vor einigen Tagen ſpatzieren, um diejenigen Annehmlichkeiten der Natur zu genieſſen, welche als der Ueberreſt der ſinnlichen Ergötzlichkeiten des ganzen Jahres anzuſehen ſind. Da der rauhere Theil des Jahrs vor der Thür iſt, und der betrübte Winter ſchon drohend in der Ferne ſich blicken läßt, ſo iſt es hohe Zeit, die verſcheidenden Annehmlichkeiten des Feldes noch zu genieſſen, wenn man anders an einer ungezwungenen und ungekünſtelten Freude einen Geſchmack findet. Ich begab mich demnach mit einem Herzen, welches für dieſe unſchuldige Freude offen ſtand, aufs

freye Feld. Die ungemein lauen Sonnenſtralen waren nicht vermögend, eine Kälte in meinen Gliedern zu verhindern, welche eine rauhe Nordluft verurſachte, und ich muſte durch die Stärke der Bewegung ihnen zu Hülfe kommen. Meine nach Ergötzung ſchmachtende Augen irreten den ganzen Geſichtscreis vergeblich durch. Die leeren Felder ſchienen kein Leben zu haben. Alles erſchien in der Geſtalt des Todes. Zwar erblickte ich viele Felder, welche durch den ſorgſamen Fleiß des Landmanns geackert und beſäet waren. Ich ſahe auch hie und da junge Saat. Allein dieſe Schönheiten ſchienen noch gar zu kindiſch zu ſeyn, als daß ſie ein beſonders lebhaftes Vergnügen hätten erwecken können. Die Anger und Wieſen ſtachen zwar noch mit einem Grün hervor, weil es aber matt, veraltet und ſterbend war, ſo konte es keine reizende Empfindung verurſachen. Der Geruch, welcher mir von allen Orten zugewehet ward, war der Ausdünſtung eines Grabes ähnlich, welches man erſt jetzo gegraben hatte, um die Gebeine einer verſtorbenen Schöne in demſelben zu verſcharren. Mein Ohr lauſchte nach dem buhleriſchen Liede eines Vogels, allein ich hörte hie und da einen Raben krächzen. Die Lerche ſang zwar noch ihr fröhliches Lied, allein ich konte ſie nicht anders als einen Stoiker betrachten, welcher, der Empfindung zum Trotz, mitten in den heftigſten Schmerzen ſich zum Lachen zwingt, um ſeinen widerſinniſchen Satz zu behaupten, daß der Schmerz kein Uebel ſey. Ich verlies das freye Feld, den offenen Schauplatz der verheerten und verwüſteten Natur, und begab mich in einen Garten. Und da ſahe es eben ſo betrübt aus. Alle Bäume ſchüttelten ihr Laub ab, und alle Blumen und Gewächſe, welche im Frühlinge der Natur

zur

Digitized by Google

zur Ehre geblühet, lagen in einem Todesſchlafe. Der Wind rauſchte durch die dürren Zweige, und indem er ſie zuſammenſchlug, flohe der ſüſſe Schlummer, welcher ſich mit ſo vieler Reitzung unſerer Augen bemeiſtert, wenn wir im Frühlinge uns unter einem blühenden Baume niedergeſetzet haben. Ich verlies Feld und Garten, als Perſonen, welche in letzten Zügen liegen, und welche nur fähig ſind, ein trauriges Mitleiden zu erwecken, bey allen denjenigen, welche ihre reizenden und bezaubernden Schönheiten gekant haben.

Ich kan nicht leugnen, daß mich dieſer erſte Eindruck, welchen mir die Geſtalt der ganzen Natur, die ſie von dem Herbſte empfangen hatte, verurſacht, mit einer niederſchlagenden Betrübniß würde erfüllet haben, wenn ich mich nicht in eine andere Reihe der Betrachtungen verſenkt hätte. Die ungekünſtelte Natur, dachte ich bey mir ſelbſt, kan unmöglich ſo betrübend ſeyn, ſie mag ſich auch in einem Zuſtande befinden, in welchem ſie will. Im Frühlinge erſcheint ſie in den liebkoſenden Schönheiten einer reizenden Braut, welche durch dieſelben ihren frohen Bräutigam mit der Hofnung eines herrannahenden Genuſſes entzückt. Im Sommer iſt ſie einer liebenswürdigen Frau ähnlich, welche den Tiſch ihres Mannes mit Kindern umpflanzt. Womit wollen wir ſie im Herbſte vergleichen? Sie iſt alsdenn einer betagten Frau ähnlich. Sie hat aufgehört Kinder zu gebähren, allein ihre Kinder ſind durch ihre Erziehung nun im Stande der Welt zu dienen, und die Welt preißt ſie ihrer Kinder wegen ſelig. Ihre jugendlichen Schönheiten ſind verblühet, man liebt ſie nicht mehr mit einer buhleriſchen Liebe, allein man liebt ſie mit einer ehrerbietigen Liebe. Sie macht ihren ge-

Digitized by Google

liebten Ehegatten nicht mehr zum Vater, allein ſie bringt ihm die ſüſſen Verheiſſungen, daß er balde ſeine Enkel küſſen ſoll. Der Herbſt macht, ſo zu reden, die Natur ehrwürdig, und wenn wir ſie in dieſem Zuſtande mit Vernunft betrachten, ſo kan es nicht anders ſeyn, ſie muß ein nachdenkendes und verſtändiges Gemüth mit einem groſſen Vergnügen erfüllen.

Der Herbſt giebt uns eine unvergleichliche Gelegenheit, die Vorſorge GOttes entzückt zu bewundern, mit welcher er auf die Erhaltung aller lebendigen Creaturen, ſonderlich der Menſchen, auf eine ſo väterliche Art bedacht iſt. Die Scheuren des Landmanns ſind mit Geträyde angefüllet, und ſeine Kammern mit Obſt. Die Keller liegen voll Wein. Die Thiere haben ſich ſo ſehr vervielfältiget, daß nun der Jäger nicht vergeblich jagt, und es können nun auf ein halbes Jahr Thiere genug geſchlachtet werden, ohne daß wir beſorgen dürfen, ſie würden ausgerottet werden. Wir haben alſo einen reichen Vorrath an allen nothdürftigen Lebensmitteln in unſerm Beſitz, welchen uns der Frühling verhies, und der Sommer auſſer unſern Häuſern zeigte. Nunmehr fangen wir an die Früchte der Natur würklich zu genieſſen, und wir ſind nicht nur gewiß, daß wir bis zu der künftigen Erndtezeit nicht verhungern werden, ſondern daß wir uns auch ſehr vieles Vergnügen mit den reichen Gütern der Natur werden machen können. Im Frühling und Sommer hofte der Landmann, und nunmehr iſt ſeine Hofnung erfült, und er hat, was dieſes Jahr betrift, keine weitere Sorge, als wie er ſeinen von GOtt empfangenen Vorrath klüglich anwenden und verzehren ſoll.

Digitized by Google

Ein leichtſinniges Gemüth kan vielleicht, bey dieſer Betrachtung, nicht bis auf die allgemeine Vorſehung des Vaters aller Creaturen geleitet werden. Ein Landmann, welcher jetzo Scheuren, Boden, Ställe und Keller voll hat, bleibt vielleicht bey dem Gedanken ſtehen, daß er durch ſeinen arbeitſamen Fleiß allen dieſen Vorrath ſich verſchaft habe. Es iſt wahr, der Herbſt würde ohne Arbeit der Menſchen ſo arm am Vorrathe ſeyn, als eine jede andere Jahreszeit: denn GOtt will, um der eigenen Glückſeligkeit der Menſchen willen, keinen Müßiggänger ernähren. Allein, wenn ein Menſch, als ein vernünftiger Beſchauer des Weltgebäudes, den eingeerndteten Vorrath betrachtet, ſo kan er nicht anders, er muß von Danke überflieſſen, und bekennen, daß aller dieſer Vorrath von der göttlichen Vorſehung herrühre. Der Landmann ackert das Feld, und wirft das Saamenkorn hinein. Das iſt alles, was er thut, und thun kan. Er hat dem Saamenkorne die Fruchtbarkeit nicht gegeben, und darauf komt doch das meiſte an. Er kan dem Winde nicht gebieten, die befruchtenden und belebenden Wolken über ſeine Aecker zu führen. Er kan dem Thaue und dem Sonnenſchein nicht gebieten. Er kan dem verheerenden Ungeziefer nicht wehren. Und wenn GOtt wolte, ſo könte er kurz vor der Erndte ein Ungewitter über ein ganzes Königreich führen, und alles verderben. Kan der Landmann ſeinen Kirſchbaum und ſeinen Weinſtock tragend machen? Kan er ſeine Heerden fruchtbar machen? Er thut das wenige, was er zu thun im Stande iſt, und muß es übrigens blos von der göttlichen Vorſehung erwarten, ob ſeine Aecker, Gärten und Heerden, ſein Haus mit Vorrath erfüllen werden. Es iſt wahr, wenn wir auch durch unſere Ge-

lehrſamkeit und durch die übrigen Künſte unſer Leben erhalten, ſo haben wir das auch von der göttlichen Vorſehung zu erwarten. Allein, bey dem Landleben offenbaret ſich die göttliche Vorſorge deutlicher und in einem höhern Grade.

Laßt uns demnach jetzo, da wir auf dem Felde, in den Gärten, Wäldern, und auf den Wieſen, die berauſchenden Entzückungen unſerer Augen, Ohren und aller unſerer Sinne vermiſſen, an deſſen ſtat, in einer heiligen Erhebung des Gemüths über die Schöpfung bis zum Schöpfer, die Fußſtapfen der göttlichen Vorſehung auf den abgemäheten Feldern und in den entlaubten Gärten gewahr werden, welche von Segen triefen! Durch dieſe Betrachtung wird uns der Herbſt eine ſehr angenehme Jahrszeit. Der Frühling und Sommer iſt wie dieſes Leben, und der Herbſt wie die ewige Seligkeit, da wir frölich genieſſen werden, was wir in dieſem Leben geſäet und eingeſamlet haben. In den vorhergehenden Jahrszeiten verhielt ſich GOtt als wie ein Vater, welcher ſeinen Kindern ein Geſchenk verhies. Die Kinder haben ſich darauf gefreuet, und viel mit einander von dieſem Geſchenke geſprochen. Und jetzo, im Herbſt, hält GOtt ſein Verſprechen, und hat uns dieſes Geſchenk nun wirklich überliefert.

Wir würden nicht eben eine beſonders groſſe Urſach haben, die götliche Vorſorge für unſer Leben zu preiſen, wenn wir zwar vor dieſesmal genug Vorrath von tauſenderley Art aus ihren Händen empfangen hätten, wenn uns aber dabey alle weitere Hofnung aufs zukünftige abgeſchnitten wäre. Wenn jetzo im Herbſte alle Aecker ganz verdorreten und alle Fruchtbarkeit verlören, wenn alle

Bäu-

Digitized by Google

Bäume ſtürben, und alle Thiere ihre Zeugungskraft verlören, ſo würden wir verzweifelungsvoll allen Vorrath, den wir in dem gegenwärtigen Herbſte eingeſamlet haben, betrachten müſſen. Ohne Zweifel würde er in einem Jahre ganz aufgezehrt ſeyn, und wo ſolten wir weiter was hernehmen? Allein dieſe Furcht kan ſich des Gemüths keines Menſchen bemeiſtern, welcher mit einer gehörigen Aufmerkſamkeit die Natur betrachtet, wie ſie im Herbſte zu ſterben ſcheint. Gehe ich aufs Feld. Es iſt wahr, ich erblicke nichts, welches wirklich zur Erhaltung meines Lebens was beytragen könte. Allein, ſehe ich viele Aecker, die nichts als verdorrete Stoppeln zeigen, ſo ſind dicht darneben viele Aecker, welche ſchon die Saat der zukünftigen Erndte zeigen, und andere, welche der Landmann ſchon umgepflüget hat, um ſie auf künftigen Frühling zu beſäen. Kaum haben wir eine Erndte in den Scheuren, ſo wird die künftige auf den Feldern geboren. Gehe ich in einen Garten. Die Bäume erſterben. Allein, da, wo ein verwelktes Blat abfält, ſteht ſchon eine geſchwängerte Knoſpe, welche im künftigen Frühlinge Blätter und Blüthen tragen wird. Die Kühe, die Schafe haben zu melken aufgehört, allein ſie ſind ſchon wieder trächtig. Indem alſo die ganze Natur uns ihren Tribut auf dieſes Jahr überliefert hat, ſo verheiſſet ſie uns ſchon auf die augenſcheinlichſte Weiſe, daß wir übers Jahr eben ſo viel zu erwarten haben.

Wie erquickend und beruhigend iſt nicht dieſe Betrachtung? Wir können auf den eingeſamleten Vorrath loszehren, und wir dürfen nicht ängſtlich darum bekümmert ſeyn, wo wir übers Jahr unſern Lebensunterhalt hernehmen ſollen. Indem es mit der ganzen Natur jetzo auszu-

Digitized by Google

ſeyn ſcheint, ſo zeigt ſie uns ſchon wieder ſolche Spuren, auf welche wir unſere gewiſſeſte Hofnung aufs Zukünftige gründen können. Wenn ich mit dergleichen Gedanken jetzo auf dem kahlen Felde und in den dürren Gärten herum gehe, ſo dünkt mich, daß der Herbſt beſſer ſey als der Frühling. Wenigſtens bin ich ſehr weit davon entfernt, den Herbſt zu tadeln, weil er nicht die Reitzungen des Frühlings hat. Mein Gemüth verliert ſich in dem Gefühl der verſorgenden Vorſehung GOttes dergeſtalt, daß ich über ein Stoppelfeld in der Entzückung eines Seraphs gehe, welcher in dem Lobe GOttes lebt, und bey einem entlaubten Apfelbaume als bey dem Tiſche meines Vaters ſtehe, an welchem ich mich ſatt gegeſſen habe, und welcher balde wieder bey der nächſten Mahlzeit aufgedeckt werden ſoll.

Die ganze Natur iſt nach einerley allgemeinen Regeln der Ordnung zuſammengefügt worden, und es ſteht demnach auch die Geiſterwelt in einer groſſen Uebereinſtimmung mit der übrigen Welt. Man kan demnach das ganze Leben eines vernünftigen Weſens, und alſo auch eines Menſchen, mit einem Jahre vergleichen, und dieſe Vergleichung iſt ſchon alt. Der Menſch hat einen Frühling ſeines Lebens, einen Sommer, Herbſt und Winter. Wenn GOtt ein Unglück über das Feld eines fleißigen Landmanns verhängt, und daſſelbe durch ein ſündfluthiſches Ungewitter verheeren läßt, ſo bedauert ihn jedermann, wenn ſeine Scheuren im Herbſte leer ſind. Allein wenn er ſein Feld nicht gehörig bearbeitet hat, ſo iſt es eine gerechte Strafe eines liederlichen Hauswirths, wenn er keinen Vorrath aufs folgende beſitzt. Laßt uns demnach der Natur nachfolgen. Da der Herbſt der Gipfel des Vergnügens aller Jahrszeiten iſt, ſo laßt uns auch bedenken, daß wir in unſerem moraliſchen Zuſtande einen Herbſt zu erwarten haben, da wir des Vorraths der Seligkeiten, den wir durch Frömmigkeit, Tugend, Verſtand und Klugheit erſchaffen, genieſſen ſollen. Wehe uns, wenn wir im Frühlinge unſeres Lebens nicht auf dieſen Herbſt losgearbeitet und in dem Sommer nicht eingeerndtet haben! Laſſet uns demnach anfangen alle Tugenden auszuüben, denn ſo komt gewiß ein Zeitraum unſeres Lebens, da wir der Früchte unſerer Arbeit mit Entzücken und Lobe GOttes genieſſen werden.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 89. Stück.

Ich bekam vor kurzem von einigen meiner Freunde einen derben Verweis, und das begegnet mir nicht ſelten, denn ich bin etwas wunderlich, und begehe Handlungen, die etwas widerſinniſches und ungereimtes an ſich zu haben ſcheinen. Dieſesmal traf mich der ſcherzhafte Crates mitten unter einer Menge von Kindern, Weibern und müßigem Volke an, als ich einem Marktſchreyer aufmerkſam zuhörte. Er hatte die Geduld gehabt, von einem Fenſter mich zwey Stunden zu beobachten, endlich trieb ihn die Begierde, den Grund dieſer auſſerordentlichen Handlung von mir zu hören, herunter auf den Markt, er ſtörete mich in meiner Aufmerkſamkeit, und forderte mich mit groſſem Gelächter vor den Richterſtuhl einiger anderer Freunde, die bey ihm Coffee trunken. Weil ſie allerſeits keine erfrorne Köpfe hatten, ſo empfiengen ſie mich mit den ſpitzigſten Scherzen; ein Regen ſatyriſcher Pfeile ſtürzte auf mich zu, und ich muſte Geduld haben, bis die erſte Hitze vorüber gegangen war. Unterdeſſen hatte ich Zeit meine Gedanken in Ordnung zu bringen, und als die Reihe an mich kam, konte ich deſto beſſer mich verantworten, und ihnen alle Einfälle wieder zurückſenden.

Wie, meine Herren, rief ich aus, kömt ihnen das ſo auſſerordentlich wunderbar vor, daß ich einige Stunden zugebracht habe, einem Charlatan, einem Marktſchreyer zuzuhören, der ſich von den übrigen Menſchen nur dadurch unterſcheidet, das er das öffentlich und ungeſcheut thut, was andere auf tauſenderley verſtecktere Arten verrichten? Dieſer Menſch, dem ich zugehöret habe, rühmt ſeine Verdienſte auf eine ſolche freye Art, die mich in den Stand ſetzet, alle geheime Handlungsweiſen der übrigen Menſchen zu erkennen. Iſt es nicht an dem, daß die eine Helfte der Menſchen aus einem Nichts ein groſſes Geſchrey macht, und daß die andere Helfte, dieſes mit Begierde annimt? Wer hat nicht eine unüberwindliche Begierde, ſeine Verdienſte auszupoſaunen; und, daß ich es mit ihrer Erlaubniß ſage, eifern ſie nicht blos deswegen gegen mich, daß ich anſtat des Zahnarztes nicht ſie angehöret habe? Ich getraue mich zu beweiſen, daß die Marktſchreyerey ſo tief in das menſchliche Herz gegraben ſey, daß derjenige von ihnen, der ſich davon ausnehmen wolte, nur einen ſtärkern Charlatan verrathen würde. Erlauben ſie mir, daß ich ihnen die Gedanken mittheile, die ich unten auf dem Platz gehabt. Ich erhielt dieſe Erlaubniß, und ich glaube, daß eine kleine Abhandlung von dieſer Sache in dieſes Wochenblat ſich ſchicken werde, weil ſie ſehr viel zur Wiſſenſchaft des Menſchen beytragen kan, und wenigſtens jedem Leſer Gelegenheit giebt, eine kleine Unterſuchung ſeiner ſelbſt anzuſtellen.

Die moraliſche Marktſchreyerey beſtehet eben nicht darin, daß man überal beſſer ſeyn will als alle andere, und daß man, nach dem Sprüchwort, gerne, wie das Fett, oben ſchwimmen wolle; ſondern darin, wenn man aus groſſer

Digitized by Google

Ueberzeugung ſeiner eigenen Verdienſte, auf alle Art und Weiſe von andern will erkant, geehrt und bewundert ſeyn, und daher alle Gelegenheit in acht nimt, ſeine Verdienſte auszukramen und ſie zur Schau auszulegen, es geſchehe nun mit Worten oder mit Werken, offenbar oder verdeckt. Ich behaupte, daß faſt jederman ein Ausrufer und Prediger ſeiner ſelbſt ſey. Ich nehme die Sittſamen nicht aus, die ſich nur, was die Art und Weiſe betrift, von den Stolzen unterſcheiden. Die offenbaren Praler gehören nicht allein hieher, ſondern auch diejenigen, ſo eine feine Wendung gebrauchen, nemlich diejenigen, die dem Frauenzimmer gleichen, welches gleichſam von ohngefehr einen Zipfel der Klappe oder des Halstuches in die Höhe wehen läßt, damit man ihre Schönheit und zarte Haut erblicke. Es ſind nicht nur Weltmenſchen, ſondern auch ein guter Theil derer, die ſich der Welt entziehen, und die ich lieber mit dem bereits zweydeutigen Namen der Devoten, als der Frommen, belegen will, hieher zu rechnen.

Die geſchickten Schiffer wiſſen faſt jeden Wind zu gebrauchen, um in den Hafen zu kommen, und bey einem widrigen lavieren ſie: es ſcheinet, daß ſie rückwärts ſchiffeten, allein ſie kommen durch Umwege dahin, wohin ſie verlangen. Ihnen gleichen diejenigen, die unter dem Schein der Sittſamkeit das Geheimniß verſtehen, zum Ruhm zu gelangen, indem ſie ihm den Rücken zukehren; ſie loben ſich niemals gerade zu, ſondern beſtändig durch Umſchweife. Indem ſie ſich die Fehler und Mängel groſſer Geiſter beylegen, ſo wollen ſie uns unter der Hand zu verſtehen geben, daß ſie auch ihre erhabene Eigenſchaften beſitzen. Sie beklagen ſich, daß ſie zu leichtgläubig, zu gutherzig und gar zu ehrlich wären, und daß ſie niemanden

Digitized by Google

was abſchlagen könten. Ich hörte letzthin, daß ein ſehr devotes Frauenzimmer mit groſſer Befremdung erzehlete, daß ſie in der Kirche geſchlafen hätte; ſie erzehlete dieſen Zufall mit ſolchen Worten und Geberden, die nichts anders ſagten, als daß ihr dieſes ſonſt niemals begegnet ſey, und daß ſie ungemein aufmerkſam und andächtig wäre. Und faſt alle groſſe Gelehrten werden ſich beſchuldigen, daß ſie kein gutes Gedächtniß hätten, damit man deſto gewiſſer glaube, ſie ſchrieben nichts aus, und ihre Beurtheilungskraft erſetze den Mangel des Gedächtniſſes. Auf ſolche Art unterſcheidet ſich der Praler von dem Sittſamen, daß er ſich alle Augenblick und ungeſcheut ſelbſt lobet; und dieſer auf eine feine Art ſeine guten Eigenſchaften durch Umwege und geheimnißreiche Ausdrücke ankündiget. Beyde haben einen Zweck, ſie unterſcheiden ſich nur durch die Mittel, die ſie gebrauchen; alſo ſind ſie beyde Marktſchreyer oder Charlatans. Ein Menſch, der aus einem gröbern Holze geſchnitten iſt, braucht nicht ſo viel Kunſt. Die Verſtändigern, die die Lebensart beſſer verſtehen, unterſcheiden ſich vom Pöbel darin, daß dieſer ſich grade zu und auf eine handgreifliche Art, und daß jene ſich auf eine feinere Art ſelbſt herausſtreichen. Die Weltmenſchen, die ſich ganz und gar der Eitelkeit übergeben haben, loben ſich, ohne ſich zurück zu halten; und die Devoten, die eine groſſe Demuth äuſſerlich an ſich nehmen, gebrauchen ſich derſelben zu einer Decke ihrer Eigenliebe und ihres Stolzes. Sie machen ſich ſelbſt herunter, damit andere ſie deſto mehr erheben ſollen; ſie verachten die Ehre, wie ein Käufer die Waare herunter ſchlägt und tadelt, damit er ſie deſto wohlfeiler erhandeln könne, und ſie haben faſt durchgehends einen Kunſtgrif, durch den ſie ſich anzupreiſen ſuchen.

Sie

Sie machen nemlich die ganze Welt herunter; ſie klagen über den Mangel der Frömmigkeit, der Redlichkeit, Treue und Liebe; ſie ſtellen die Heucheley, Falſchheit und Verſtellung, als durchgängige Laſter vor, und reden mit ſolchem Ernſt, der uns bewegen ſoll zu glauben, ſie allein wären der Ueberbleibſel des Standes der Unſchuld; und damit ſie dieſen Zweck deſto ſicherer erhalten, ſo ſchreyen ſie jederman vor eigenliebend aus. Kurz, man trift wenig Menſchen an, die ihnen nicht ſelbſt Weyrauch ſtreuen, und viele haben einen ſo geſunden und ſtarken Köpf, daß ſie dieſen Weyrauch ganz wohl vertragen können; er macht ihnen nicht die geringſte Beſchwerung. Daher hören ſie nicht nur, ohne die Augen niederzuſchlagen, ihr Lob an; ſondern, wenn ſie nicht ſo unverſchämt ſeyn, ſich ſelbſt zu rühmen, ſo ſind ſie doch dreuſte genug, das ihnen ertheilte Lob mit einigen Zuſätzen vermehret wieder zu erzehlen. Und vor einigen Jahren war es Mode, daß ein Verfaſſer hinter die Vorrede ganze Blätter voll Lobeserhebungen der Freunde andrucken ließ; wobey man noch den Vortheil beobachtete, nicht alle Freunde namentlich zu nennen, ſondern nur Auszüge aus Briefen mitzutheilen, ohne einen glaubhaften Beweis beyzulegen, daß dergleichen Schreiben wirklich geſchrieben wären. Ein groſſer Theil der Gelehrten beſtimmen die Vorreden zu dem Zweck, zu welchem ein Marktſchreyer zwey Tonnen und einige drüberliegende Breter gebraucht. Es ſcheint, daß ſie in der Meinung ſtehen, die Leſer würden durch die Vortreflichkeit ihrer Schriften ſo eingenommen und hingeriſſen werden, daß ſie nicht an den Verfaſſer denken könten. Viele gehen etwas feiner: ſie berichten uns ſorgfältig, daß ſie ihre Schriften bey überhäuften wichtigern Arbeiten in groſſer Eil ausgefertigt hätten; und die

Bitte,

Digitized by Google

Bitte, ihnen in dieſer Betrachtung etwas zu gute zu halten, ſagt in der That nichts anders, als ungefähr folgendes: dieſe Schrift iſt vortreflich, allein ich bin im Stande, ſolche ſchöne Sachen mit flüchtiger Feder zu ſchreiben, der Leſer kan alſo ſchlieſſen, wie geſchickt ich ſey.

Nebſt den Gelehrten findet ſich viel Frauenzimmer, und unter uns geſagt, viele von den Mannsperſonen, die nicht gelehrt ſind, die zwar zu klug ſind, grade zu von ſich ſelbſt zu reden, allein ſie bringen dieſen Schaden auf eine andere Art ein, indem ſie jederman tadeln. Einige zwar thun dieſes darum, damit man nicht Zeit habe ihre eigene Laſter zu bemerken, die meiſten aber wollen uns unter der Hand zu verſtehen geben, daß ſie von allen den Fehlern frey wären, die ſie an andern tadeln. Es iſt nicht genug, daß ſie vor fehlerfrey wollen angeſehen ſeyn, man ſoll ſie auch vor vollkommene Menſchen halten; daher laſſen ſie nicht das geringſte Verſehen vorbeygehen, das ſie nicht mit dem härteſten Namen belegen ſolten. Herr **Dünkel** hat ſich bis in ſein 55ſtes Jahr, in welchem er ſtehet, überredet, er habe ſehr viel Verſtand. Bis in ſein 30ſtes Jahr ſagte er es der Welt ungeſcheut, und man glaubte es ihm dann und wann zu gefallen, weil er einigemal ſich verſtändig erwieſen hatte; als er aber merkte, daß das ungeſcheute eigne Lob ihm eben nicht viel Verehrer zu wege brächte, ſo redete er von ſeinem 30ſten Jahr bis in das 42ſte von den Lobeserhebungen, die ihm andere gegeben hatten. Bis in das 35ſte Jahr ſeines Alters führte er dieſe Zeugniſſe als gewiſſe Beweiſe ſeines Verſtandes an; von da an aber bis in das 42ſte Jahr, brachte er dergleichen nur zum Scherz vor, denn er ſagte mit einer lächlenden Mine: andere denken beſſer von mir, als dieſer, oder jener, denn letzt ſagte oder ſchrieb jemand ſo und ſo von mir an mich ſelbſt; oder er änderte mit folgendem Ausdruck ab: dieſer oder jener kan ſtark ſchmeicheln, er rühmte meinen Verſtand und meine Geſchicklichkeit aus der Weiſe. Nunmehro ſpricht er faſt nichts anders, als: wie dumm iſt der! wie einfältig iſt das! ich müſte ein Kind ſeyn, wenn ich ſo handelte! ich kan nicht begreifen, wie die Leute ſo dumm ſeyn können: Ach einfältig! albern! abgeſchmackt! GOtt bewahre mir meinen Verſtand! ich habe eben nicht überley, allein ich müſte ſinnlos ſeyn, wenn ich ſo was thäte, u. ſ. w. **Dünkel** läſſet ſonſt

in

in allen Stücken 5 gerade ſeyn, und nimt es nicht ſo genau; allein in Abſicht auf den Verſtand iſt er ſehr geſtrenge und unerbitlich; er nimt keine Entſchuldigungen an, und in der That ſiehet er mit jenem Weltweiſen die Erde vor eine Kugel an, auf deren Oberfläche lauter Narren herumlaufen; doch es verſtehet ſich, daß er ſich ſelbſt mit ausnimt. Auſſer dem bedienet er ſich noch eines andern Kunſtgrifs, um von ſeinem Verſtande zu reden: er erſinnet ſich Perſonen, mit denen er über dieſes oder jenes zweyerley Meinung geweſen ſey; er fraget alsdenn jederman, ob er nicht recht gehabt habe, und bedienet ſich alsdenn den Beyfall des andern, ſeinem Verſtand gleichſam im Vorbeygehen eine kleine Lobrede zu halten, indem er den Verſtand deſſen lobet, der ihm recht gegeben hat.

Die Herren Satyrenſchreiber werden mir es zu gute halten, daß ich ſie nicht durchgängig von der Marktſchreyerey loszehlen kan, insbeſondere die Dichter, die zum Theil ſich groß, zum Theil aber fürchterlich durch ihre Stachelſchriften machen wollen. Horatz hat mehr Nachahmer im Eigenlob, als in der Stärke der Dichtkunſt; ſein *ſume ſuperbiam quaeſitam meritis*, ſey ſtolz auf dein Verdienſt, findet mehr Anhänger, als ſeine Stärke in der Dichtkunſt; und wie viele Dichter ſind, die es nicht vor eine beſondere poetiſche Freyheit halten, ſich ſelbſt zu preiſen, indem ſie alle andere als Stümper ausſchreyen. Man kan von den meiſten ſagen:

Horatz tritt her, in ſtolzer Dichter Pracht,
Ovid hat ſich durch Lob ſelbſt groß gemacht,
Und Vagius, der beyden gern will gleichen,
Kan ſie durch nichts, als eignes Lob erreichen,
Er nennet ſich der beyden Dichter Sohn,
Und hat ſonſt nichts, als nur des Selbſtruhms Ton. —

Man hat ſchon längſt angemerkt, daß ein hochmüthiger Menſch aus bloſſem Hochmuth ſehr viel unterthänige Ehrenbezeugungen machen könne, aus der Abſicht, daß ſich der andere noch tiefer neigen ſolle; und viele Marktſchreyer ſchweigen von ſich, und erheben andere über die maſſen, nur damit dieſe ihnen durch Gegenlob den Hauptſtamm mit den Zinſen hundert vor hundert erſtatten ſollen. Warum reden wir von denen ſo gerne gut, die uns loben? geſchiehet es nicht deswegen, weil ſie

eine

Digitized by Google

eine Verrichtung über ſich genommen haben, die wir ſelbſt gerne verrichtet hätten, wenn es nur der Wohlſtand erlaubet hätte. Herr Dünkel rühmet den Verſtand aller derer, die ihn loben, aus eben der Urſache, und noch über dieſes darum, damit er ihrem ihm ertheilten Lob ein beſſer Gewicht geben könne. Höret nur auf ihn zu bewundern, ſogleich wird er euch mit dem Titel eines Narren belegen, oder euch eines Neides, oder einer Unbeſtändigkeit und Veränderlichkeit beſchuldigen. Man beſchuldiget das Frauenzimmer, daß es den unerträglichſten Menſchen, der es rühmet, leiden könte; man ſagt noch über dieſes, daß es gegen jederman ein Vorurtheil faſſete, der es nicht lobte: allein wie viel Mannsperſonen ſind anders geſinnet? Denn ſeitdem es unerträglich geworden iſt, wenn man ſich ſelbſt lobet, ſeitdem hat man angefangen diejenigen hochzuachten, die uns loben. Wir wiſſen tauſend Wege, unſere Lobredner und Marktſchreyer unſerer eignen Verdienſte zu werden, wenn wir auch ſelbſt ſtille ſchweigen. Dieſer Fehler iſt ſo allgemein und ſo menſchlich, daß ich fürchten müſte, mir das ganze menſchliche Geſchlecht zum Feinde zu machen, wenn ich nicht auf das ſäuberlichſte mit ihm umgehen ſolte; ich werde daher in dem nächſtfolgendem Blatte alle Gründe anführen, denſelben zu rechtfertigen, wenigſtens werde ich alsdenn etwas menſchliches thun, wenn ich etwas böſes, wo nicht gut heiſſe, doch wenigſtens entſchuldigen werde. Ich ſchmeichele mir, daß dieſes Vorhaben ſehr viel Beyfall finden werde, denn ich werde meine Leſer in einer Sache vertheidigen, die ihnen ſo ſehr am Herzen liegt; und werden ſie nicht alsdenn meine Lobredner werden, um ſich ſelbſt zu loben? Ich will mich ſelbſt nicht ausnehmen, ich verlange, daß man mich lobe.

C.

Von dieſer moraliſchen Wochenſchrift, der Menſch betitelt, wird alhier in Halle bey Johann Juſtinus Gebauer alle Wochen, und zwar Montags, Ein Bogen für 1. Ggrl. ausgegeben.

Der

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 90. Stück.

Die Begierde, ſich überal anzupreiſen, welche in tauſend Arten der öffentlichen und geheimen Marktſchreyerey ausbricht, und die ſo allgemein ausgeübt wird, iſt zwar in der Eigenliebe gegründet; allein, ſo ſtark die Eigenliebe auch iſt, ſo würde ſie doch allein keinen einzigen Menſchen verleiten, in die Ausſchweifung zu gerathen und ſein eigner Lobredner zu werden. Ein Menſch, der ſich ſelbſt lobt, verfält ſehr tief in das Lächerliche; und die andern Menſchen ſind insgeſamt ſo ſchlimm, daß ſie ihn nach der Maaſſe wieder herunter drucken und demüthigen, als er ſich erhebt. Es iſt niemand von ſo kaltem Blut, ſo gleichgültig und unempfindlich, der ſich nicht den Augenblick gegen ihn erkläret; ſelbſt die beſten Freunde ſchenken hierinn einander nichts. Warum enthält man ſich alſo des eignen Lobes nicht, das, nach dem Sprüchwort, ſo ſehr ſtinkt? Warum läſſet man ſich durch die Eitelkeit hinreiſſen, ſeine Verdienſte ſelbſt zu predigen? Wenn man durch dieſes Verfahren einen allgemeinen Beyfall erhalten will, ſo gehet man gerade den entgegengeſetzten Weg, und macht, daß dieſer Beyfall verſagt wird.

Denn wer die Menſchen zur Hochachtung zwingen will, giebt ihnen eben dadurch eine gerechte Entſchuldigung, ihm die Hochachtung zu verſagen. Und wenn ein Menſch nur noch ein wenig Verſtand und Schamhaftigkeit beſitzet, ſo wird er wenigſtens roth werden, wenn er ſich lobt. Es iſt daher die Eigenliebe nicht allein ſchuld an der Marktſchreyerey, ſondern das Verhalten der andern gegen uns, trägt nicht wenig zu derſelben mit bey. Ich will dieſes etwas aus einander ſetzen, um ſo ernſthaft, als mir bey dieſer Sache möglich iſt, das menſchliche Geſchlecht zu entſchuldigen.

Ich ſetze zum voraus, daß jeder Menſch von ſeinem eignen Werth eingenommen ſey, denn es iſt ſehr natürlich, daß wir am meiſten an uns ſelbſt denken; den ſchlimmen und fehlerhaften Theil von uns ſelbſt übergehen wir, und wenden dagegen alle unſere Aufmerkſamkeit auf unſer Gutes. Da wir auf dieſe Art wo nicht lauter Vollkommenheiten, doch wenigſtens das mehreſte als Vollkommenheiten anſehen, ſo werden wir unſre eigne Bewunderer. Wir können uns folglich von dieſer Beſchäftigung nicht wegwenden, und unſre Gedanken auf was anders richten, es bleibt uns weder hinlängliche Zeit noch gehörige Luſt übrig, die Verdienſte eines andern wahrzunehmen. Wenn nun jemand unſre Hochachtung verlanget, ſo muß er die Bewunderung unſrer ſelbſt ſtöhren, und unſere Augen von uns ſelbſt wegwenden, damit wir ſie auf ihn richten können; und dazu gehöret eine ſtarke Bemühung. Es iſt wahr, daß ein ſolcher nicht ſo gleich ſeinen Zweck erreicht. Er lobt ſich, und man höret nicht drauf; er lobt ſich noch mehr, und wir verachten ihn. Indeſſen, wenn er ſich durch dieſe Schwierigkeit nicht ermüden läßt, ſo gelingt es ihm endlich, daß er uns überredet. Wenn er uns nur nicht

Digitized by Google

nicht ganz und gar hintergehet, wenn er nicht durchgehends zu grob lüget und Wind machet, wenn nur etwas von dem bey ihm ſich befindet, das er ſo herausſtreichet; ſo werden wir nach und nach ganz unvermerkt dahin gebracht, ſeinen Worten zu glauben. Wenn wir gleich ſeinen eitlen Stolz eingeſehen haben, ſo werden wir doch nicht unterlaſſen, das ſo oft wiederholte Lob zu unterſuchen, und wir werden, um die Wahrheit zu erblicken, endlich bey dem allen ſagen: wolan, laſſet uns unterſuchen, ob etwas dran ſey, und ob er Urſach habe, ſich ſo zu rühmen! Und das iſt ſchon viel, wenn wir uns zu ſolcher Unterſuchung genöthiget ſehen; denn alsdenn hat er unſere Augen und Gedanken von uns ſelbſt auf ſich gewendet. Finden wir alsdenn, daß er das Gute, das er ausposaunet, an ſich hat; ſo laſſen wir ihm Gerechtigkeit wiederfahren, wir beklagen alsdenn die Nothwendigkeit, die ihn dahin brachte, ſich ſelbſt zu loben, weil wir ſo wenig aufmerkſam auf ſeine Verdienſte waren; wenigſtens legen wir ihm das Selbſtlob nicht mehr ſo übel aus, und verſagen ihm unſere Hochachtung nicht, wo uns anders der Neid zuläſſet, was Gutes an einem andern hochzuachten.

Es glauben viele, daß wir beſſer thun würden, wenn wir unſern Freunden die Mühe überlieſſen, uns zu loben; und noch mehrere ſtehen in den Gedanken, man ſolte ſich durch die That loben, nach dem Sprüchwort: **das Werk lobt den Meiſter.** Allein, ein Freund ſey ſo lebhaft und ſo geſchickt, als möglich iſt, ſo wird er niemals geſchickt genug ſeyn, unſere guten Eigenſchaften in das rechte Licht zu ſetzen. Wir haben hierin jederzeit vor dem beſten Freund ſehr viel voraus. Er ſiehet ſie niemals in ihrem ganzen Umfang; er erblicket unſere gute Seite nie in der rechten

Digitized by Google

Stellung; es entwiſchet ihm, wo nicht das meiſte, doch ſehr vieles; und es ſey ſo wenig, als es wolle, ſo iſt das, was er nicht bemerket, allemal etwas weſentliches. Unſere Handlungen machen allerdings einen ſtarken Eindruck; aber er verſchwindet zu bald, und es iſt nicht allemal möglich, ihn durch neue Handlungen zu erfriſchen. Es iſt daher nöthig, daß wir dieſen Eindruck von Zeit zu Zeit erneuen, indem wir ihm fleißig unſere Verdienſte vorſagen. Was das Lob, das man durch vortrefliche Thaten erlangt, anbetrift, ſo finde ich, auſſer dem, daß es ſehr mühſam zu erhalten iſt, noch etwas anders von nicht geringer Wichtigkeit dagegen zu erinnern. Handlungen überzeugen ſehr ſtrenge, und es muß ein Menſch ſehr einfältig ſeyn, wenn er bey dergleichen ſich nicht ergeben will; wenn wir etwas Gutes thun, ſo iſt man uns den Beyfall als eine Pflicht ſchuldig. Es iſt daher nicht verbindlich gehandelt, wenn man der Welt einen ewigen Zwang anthun will, uns zu verehren. Wer ſich durch Thaten erheben will, ſchlägt die Welt in Ketten und Banden, und ſchleppet ſie hinter ſich her. Iſt es daher nicht rathſamer, daß wir, um Hochachtung zu erhalten, lieber alle andere Wege verſuchen, als den gewaltſamen, durch gute Handlungen? In der wohlgeſitteten Welt ſucht man lieber mit Bitten und guten Worten, als Schlägen durchzudringen. Ein Menſch, der eine gute That auf die andere häuft, gehet mit der Hochachtung tyranniſch um. Es iſt daher klüger, wenn wir den Beyfall auf ſolche Art ſuchen, die den, der ihn uns giebt, überredet, daß wir ihm doch einigen Dank ſchuldig ſind. Ich will auch noch aus einer Urſache nicht den Weg der guten Handlungen anrathen. Die Welt iſt neidiſch. Wenn wir ſie mit vortref-

treflichen Thaten überhäuffen, ſo verdrießt es ihr, und ſie redet lieber noch ſchlimmer von uns. Die Welt iſt mit ihrem Beyfall und Hochachtung ſehr rar, ſie will beydes lieber als eine Gnade austheilen, und nicht als eine Schuldpoſt bezahlen; und darum muß man ſich hüten, ein gutes Werk auf das andere zu häufen.

Da es nun nicht rathſam iſt, viel ruhmwürdige Handlungen zu begehen, um Hochachtung zu erhalten; ſo können wir es mit gutem Gewiſſen, und weit ſicherer, zur Noth, auf eine einzige That ankommen laſſen. Wenn uns einmal eine einzige dergleichen entwiſchet iſt, ſo brauchen wir nichts mehr. Weil wir uns aber die Welt, als in einer Gattung von Schlaf, bey unſern Verdienſten, vorſtellen müſſen, und da ſie, ſo bald ſie unſere Vorzüge erkant hat, die Augen ſo gleich ermüdet wieder zuſchlieſſet; ſo erlangen wir ein hinlängliches Recht, ſie aus dieſem Todtenſchlaf zu ziehen, und ihr unſere Verdienſte einmal über das andere in die Ohren zu ſchreyen. Iſt dieſes nicht genug, uns zu rechtfertigen, wenn wir uns aus einem hohen Ton rühmen?

Ueberdem iſt es überal hergebracht, daß, wenn wir eine Bedienung ſuchen, wir auch unſere Tüchtigkeit und hinlängliche Geſchicklichkeit zu derſelben vorſtellen, ohne das würde man nie an uns gedenken. Da wir nun in der Hochachtung der Menſchen keine geringe Stelle zu erhalten ſuchen, ſo müſſen wir auch unſere Gaben und Verdienſte, vermöge welcher wir dieſe Stelle begehren, überal auskramen. Man wird in der ganzen vernünftigen Welt den Menſchen vor einen ſolchen halten, der nirgends eine Bedienung haben will, der ſich ſelbſt heruntermacht und verachtet, und der ſich nicht die gehörige Geſchicklichkeit zu-

eignet. Warum verachten wir denn einen Menſchen, der uns ſo hochachtet, daß er unſere Hochachtung ſuchet, und uns daher fleißig von ſeinen guten Eigenſchaften unterhält? Thut er nicht hierin ſein Amt? gehet er nicht den Weg, den er gehen muß, dieſe Stelle zu erhalten? Warum ſetzen wir uns alſo gegen den, der ſich ſelbſt lobt? Iſt er ſtrafbar, wenn er die beſten Mittel ergreift, eine Sache zu erhalten, ohne welche das Leben verdrießlich iſt?

Die Welt iſt nun einmal ſo eingerichtet, daß das Selbſtlob unentbehrlich iſt. Betrachtet einen Profeſſor oder Magiſter. Saget er nicht, ſo ofte er auf den Catheder ſteigt, ſtilleſchweigend: Meine hochgeehrteſten Herren, ich bin ein gelehrter Mann, von dem ihr was lernen könnt? Und muß er nicht das ſagen? Wenn eine neue Metaphyſik zum Vorſchein komt, giebt nicht der Verfaſſer deutlich zu verſtehen, daß alle vorhergehenden nichts nütze ſeyn, und daß er der beſte Metaphyſicus ſey? Kan wol eine eheliche Verbindung getroffen werden, ohne daß ein Theil dem andern ſeine Vorzüge zu Gemüthe führet, vermöge welcher er verlanget, daß ihm alle andere nachgeſetzet werden ſollen? Was iſt rechtmäßiger, als daß ein Edelmann ſein von vor ſeinem Namen ſetzt, um damit jeden Leſer zu erinnern, daß er von höherm Stande ſey, als der Bauer.

Ich behaupte auch, daß es ein gewaltiger Stolz ſey, wenn man ſich nicht rühmet. Ein ſolcher verlanget, daß es ihm die Welt an den Augen anſehen ſoll; oder er ſtehet in den Gedanken, ſeine Verdienſte hätten ihn berühmt genug gemacht. So billig ein Magiſter das groſſe M. ſeinem Namen vorſetzt, ſo billig rühmt er auch ſeine Gelehrſamkeit. Was hilft es uns, daß wir viel wiſſen, wenn es die Welt

nicht

Digitized by Google

nicht weiß; und wie ſoll ſie es erfahren, wenn wir es ihr nicht ſagen? Wenn wir mit Harthörigen zu thun haben, denen wir unſere Verdienſte laut vorſchreyen müſſen, das iſt ein Unglück für ſie, und nicht für uns.

Ich habe nun die Hofnung, daß meine Leſer die Billigkeit, ſich ſelbſt zu loben, nicht mehr leugnen werden. Allein, es dürften einige ſagen: Muß man deswegen ein Charlatan werden, und mehr ſagen, als wahr iſt? Warum mahlt man ſich nicht ſo, wie man wirklich iſt? Warum braucht man ſo ſtarke Farben? Ich antworte: daß man dieſes darum thun müſſe, damit wir den andern rühren, bewegen, und ihn beſtimmen, uns ſeinen Beyfall zu geben. Wir werden die Verdienſte verachten, die wir nur ſchwach erkennen; und wer ſich im Selbſtlobe nicht der übertriebenen Redensarten bedient, wird nur einen ſchwachen Eindruck machen; er wird euch nie dahin bringen, daß ihr ihn bewundert. Seyd ihr aber einmal zur Bewunderung gebracht, ſo wird euch eure Eigenliebe bewegen, nicht wieder zurück zu treten; es wird euch zu viel koſten, zu geſtehen, daß ihr euch betrogen hättet. Das übertriebene Lob hat alſo ſeine Wirkung gethan, und ſein Eindruck iſt tiefer eingegraben, als daß er ſo leicht vergehen ſolte. Der Charlatan iſt alſo zu ſeinem Zweck gekommen, bloß weil er ein Großpraler iſt. Mein Marktſchreyer erzehlete mit hochtrabenden Worten, daß er Todte wieder auferwecket hätte. Er weiß wohl, daß er zu ſehr ausſchweift, und daß ihm niemand ſolches glauben wird; allein der Pöbel glaubte doch, daß er wenigſtens alle unheilbare Krankheiten heilen könne. Der Pöbel glaubt dieſes ſo feſt, daß er ſeine Meinung andern wiederum beybringt; und dieſer Glaube iſt die Krankheit des Pöbels, welche die Armen anfält, und von da zu den Reichen gehet; er iſt eine Seuche, welche von den ſchwachen Cörpern ſich bis auf die ſtärkſten erſtrecket. Tauſend Leute rufen: Ach das iſt ein vortreflicher Mann! Wer kan ſich enthalten, dieſes auch zu ſagen? Sollen alle dieſe Leute irren? Und woher entſtehet dieſes Vorurtheil? es entſtehet aus der Großpralerey.

Dieſe iſt um ſo viel nothwendiger, weil wir insgeſamt geneigt ſind, wenigſtens die Helfte von dem Guten nicht zu glauben, was ein Menſch von ſich ſelbſt rühmet. Weil

nun die Menſchen einmal dieſe Denkungsart an ſich genommen haben, ſo muß man ſein Verdienſt über die Helfte wenigſtens gröſſer machen, damit, wenn man von dem übertriebenen die Helfte wegnimt, die Welt die eigentliche Gröſſe zugeſtehe; welches ſie auſſer dem nicht würde gethan haben, wenn man ihr gleich dieſe Helfte dargelegt hätte. So macht es ein Kaufmann. Er weiß, daß man ihm etwas abdinget; er ſchlägt daher vor, damit er den wahren Werth erhalte.

Die Sittenlehre mag daher immer ſagen, daß das eigne Lob ſtinke, alle Menſchen verachteten den, der ſich ſelbſt lobt. Wir brauchen die Hochachtung anderer unentbehrlich, wir müſſen ihnen daher unſere Verdienſte vor Augen legen. Wir werden zwar im Anfang Verachtung erfahren, aber was erhält man nicht durch ungeſtümes Weſen. Grobheit und Unhöflichkeit? Sie zwinget endlich den Stolz des Menſchen, unſere Verdienſte zu unterſuchen. Wenn wir nun nur etwas die Probe halten, ſo iſt der Charlatan zu ſeinem Zweck gekommen. Wir müſſen aus einem hohen übertriebenen Ton von uns ſelbſt ſprechen, damit wir unſere Verdienſte dem andern recht einprägen. Ein verdienſtvoller Menſch iſt ſehr brauchbar. Die Bedürfniß der Leute machet ſie wegen unſerer Gaben leichtgläubig, wie ein Kranker einem Arzt willig glaubt, der ihm verſpricht, ihn geſund zu machen. Die Pralerey des Arztes ſchmeichelt ihm, und muntert ſeine Hofnung auf. Wenn wir alſo unſere eigne Marktſchreyer ſeyn, ſo werden wir dazu genöthigt; wir müſſen unſere Vollkommenheiten ausposaunen, damit man uns hochachte. Man muß ſich deswegen nicht über uns aufhalten; man ereifere ſich nicht über den Stolz des Pralers; man ereifere ſich über die Bosheit und Tücke der Welt, oder vielmehr über ihre Unempfindlichkeit, Kaltſinnigkeit und Schlafſucht. Die Menſchen, die man mit ſolchem Geſchrey erwecken muß, haben es ſich ſelbſt, und nicht dem Schreyer, zuzuſchreiben. Ich hoffe, dieſes Blat ſoll die Leſer überzeugen, daß wir nicht ſo tadelhaftig ſeyn, als man vorgiebt. Wir wollen die Welt gerne entſchuldigen, ſo lange es uns möglich iſt.

L.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 91. Stück.

Der Haß, wodurch ein Menſch den andern haſſet, iſt überhaupt ein unnatürliches und unmenſchliches Laſter. Der bloſſe Trieb unſerer Natur verurſacht bey uns eine Neigung zu uns ſelbſt, und da wir Menſchen ſind, ſo beſitzen wir insgeſamt, vermöge der Selbſtliebe, eine Neigung zur Menſchheit. Wo wir alſo dieſelbe antreffen, dahin muß uns *natürlicher Weiſe* dieſe Neigung lenken. Und wenn wir alſo recht natürlich handeln, als ein Menſch, der dieſen Namen verdient, handeln ſoll, ſo müſſen wir eine Neigung zu allen Menſchen haben. Da nun der Haß uns von der gehaßten Perſon abneigt, ſo hindert er die jetzt gemeldete Neigung und iſt derſelben zuwider. Einen Menſchen haſſen iſt alſo bey einem Menſchen ein unnatürlicher und unmenſchlicher Fehler, und wir müſſen daher als wahre Menſchen alle Menſchen lieben, ſie mögen auch ſeyn wer ſie wollen. Unterdeſſen iſt dieſer Menſchenhaß nicht von einerley Art. Es giebt einen Haß der Menſchen, der doch noch einigermaſſen mit der menſchlichen Schwachheit entſchuldiget werden kan. Wenn mich jemand aufs

 em-

empfindlichſte kränket, wenn er mich verfolgt, wenn er mich um meine Wohlfarth bringt u. ſ. w. ſo entſtehet gar zu leicht ein Widerwillen gegen denſelben, und ich muß ein groſſer Held in der Tugend ſeyn, wenn ich meinen Feind aller ſeiner Feindſeligkeiten ohnerachtet dennoch lieben will. Wenn ich alſo meinen Feind haſſe, ſo thue ich zwar nicht Recht, allein ich habe doch einen ſcheinbaren Vorwand meines Haſſes, wenigſtens kan ich mich mit der menſchlichen Schwachheit einigermaſſen entſchuldigen. Allein wenn ein Menſch einen andern haßt, und der andere hat ihm in der That nichts zu Leide gethan, und thut ihm auch nichts zu Leide, ſo kan das Unmenſchliche in dieſem Haſſe auf keinerley Weiſe bemäntelt oder entſchuldigt werden.

Wir wollen jetzo nur von einer Art dieſes ganz unvernünftigen und unmenſchlichen Haſſes handeln, nemlich wenn ein Menſch den andern blos deswegen haſſet, weil der andere eine ganz andere Lehre für wahr hält, als der erſte. Wir treffen dieſen Haß vornemlich unter den Gelehrten an. Es haben ſich dieſelbe in tauſend Secten zertheilt, und die betrübte Erfahrung lehrt zur Gnüge, daß ſich Gelehrte von verſchiedenen Secten einander anfeinden. Und in der Religion äuſſert ſich dieſer Haß ſonderlich auf eine ganz unvernünftige Weiſe. Woher würden ſonſt die Religionskriege, die Verfolgungen der Religion wegen, die Unterdrückung der ſchwächern Religionspartheyen von den ſtärkern, und wer weiß wie viele andere Feindſeligkeiten ihren Urſprung nehmen? Leute, die ein verſchiedenes Lehrgebäude haben, äuſſern ihren Haß gegen einander bald auf eine ſubtilere, bald auf eine gröbere Art. Manche laſſen es blos dabey bewenden, daß ſie diejenigen, die ſie für Irrende halten, hart widerlegen, ſie lächerlich und verächtlich

ma-

Digitized by Google

machen, und keine Gemeinſchaft und Freundſchaft mit ihnen unterhalten. Andere gehen noch weiter. Sie ſchimpfen die Irrenden aufs gröbſte, machen ſie um ihrer Lehre willen verhaßt, verfolgen und unterdrücken ſie, hindern ihre zeitliche Wohlfarth, verurſachen ihnen bürgerliche Strafen, und bringen ſie wol gar ums Leben.

Wenn man dieſem unmenſchlichen Verfahren nachdenkt, ſo kan man anfangs kaum begreifen, wie es möglich iſt, daß die Menſchen einander, blos um der Verſchiedenheit einiger Lehrpuncte willen, haſſen ſolten: denn es iſt kaum zu begreifen, daß mir der andere deswegen irgends in einem Stücke etwas zu Leide thun ſolte. Wir wollen einmal einen Gottesleugner zum Beyſpiel annehmen. Was ſchadet mir der Irthum dieſes Menſchen? Es bleibt deswegen doch GOtt wirklich, obgleich ein Thor in ſeinem Herzen ſpricht: es iſt kein GOtt. Ich behalte meinen Glauben und meine Ueberzeugung; und wenn ein Atheiſt ſonſt keine Handlungen vornimt, wodurch er mir ſchadet, ſo kan ich zeitlich und ewig eben ſo glückſelig werden, der Atheiſt mag einen Gott glauben, oder nicht. Er ſelbſt macht ſich unglückſelig, allein iſt das ein Vorwand, jemanden zu haſſen, weil er elend und unglückſelig iſt? Er verdient ja deswegen unſere mitleidige Liebe. Es iſt alſo in Wahrheit dem erſten Anſehen nach kaum zu begreifen, wie der Haß, von dem wir reden, in einem Menſchen natürlicher Weiſe entſtehen könne.

Allein wenn man den Menſchen genauer kennet, ſo findet man in den gewöhnlichen Triebfedern ſeines Herzens die Urſachen dieſes Haſſes. Wir können uns nicht rühmen, alle dieſe Urſachen entdeckt zu haben, allein diejenigen,

gen, die wir anführen werden, ſind doch wahre Urſachen dieſes höchſt unvernünftigen Haſſes.

Der Eigenſinn kan bey vielen Leuten dieſen Haß wider alle diejenigen verurſachen, die einer andern Lehre anhangen, und die alſo ihnen widerſprechen. Der Eigenſinnige will ſchlechterdings auf ſeinem Kopfe beſtehen, es ſoll alles nach ſeinen Einſichten und eignen Entſchlüſſen gehen. Er iſt wie ein ſtarker und ſtarrer Baum anzuſehen, welcher mit ſchwachen und ſchlanken Bäumen und Geſträuche umwachſen iſt. Da ſeine Aeſte nicht biegſam ſind, ſo wachſen ſie rings herum durch alles durch, welches ſich vor ihm biegen muß. Der Eigenſinnige kan es demnach durchaus nicht leiden, daß man ihm in Worten oder in Handlungen widerſpreche. Er verlangt von jedermann, daß er ja ſagen ſoll, wenn er ja ſagt, und nein, wenn er nein ſagt. Folglich iſt es ihm aufs äuſſerſte zuwider, wenn andere ihm in ſeiner Lehre und in ſeinen Meinungen widerſprechen. Da es nun ganz natürlich iſt, daß unſer Gemüth ſich von allem abneigt, was ihm zuwider iſt; ſo erzeuget der Eigenſinn eine Abneigung von allen denjenigen, die einer andern Lehre anhangen, und aus der Abneigung entſtehet von ſelbſt ein Widerwillen und ein Haß. Die Erfahrung lehrt ja, daß man einen Eigenſinnigen nicht leichter erzürnen könne, als wenn man ihm widerſpricht. Und da es ein Fehler des Alters iſt, daß man im hohen Alter eigenſinnig werde, ſo iſt leicht zu begreifen, warum alte Gelehrte gewöhnlicher Weiſe diejenigen haſſen und anfeinden, welche in denjenigen Lehrpuncten von ihnen abgehen, in welchen ſie alt und grau geworden ſind. Die Kirchenhiſtorie lehrt auch zur Gnüge, daß aus dem bloſſen Eigenſinn mancher Geiſtlichen Religionsſpaltungen entſtanden ſind.

Der

Der Hochmuth verurſacht ebenfals dieſen Menſchenhaß. Der Hochmüthige will in allen Stücken beſſer ſeyn, als andere Menſchen, und er verlangt, daß andere ſich ihn zum Muſter der Nachfolge im Denken und Handeln erwählen ſollen. Wenn er alſo eine Lehre für wahr annimt, er mag ſich nun entweder für den Erfinder derſelben, oder für ihren Erhalter unter den Menſchen halten, ſo verlangt er allemal Anhänger und eine Parthey. Unter dieſer Parthey ſieht er ſich als einen Regenten, als ein Haupt an. So bald jemand alſo ihm in der Lehre widerſpricht, ſo bald betrachtet er ihn entweder als einen Abtrünnigen, welcher ihm ſeine Unterthanen abſpenſtig machen will. Oder er betrachtet ihn als einen Menſchen, der ihm eine Vollkommenheit ſtreitig macht, indem derſelbe ſeine Lehre für falſch ausgiebt. Und das heiſt allemal, den Hochmüthigen aufs empfindlichſte kränken. Der hochmüthige Gelehrte haßt alſo allemal diejenigen, welche eine andere Lehre annehmen, als die er behauptet, weil er denkt, daß ſein eigenes Anſehen dadurch in eine groſſe Gefahr geſetzt werde, wenn man nicht ſo denkt, wie er. Wir werden daher mehrentheils beobachten, daß die Stifter neuer Secten, oder die Häupter und Pfeiler der verſchiedenen Partheyen, die aus dem Unterſchiede in der Religion und andern Lehrpuncten entſtehen, alle diejenigen anfeinden, welche ſich zu einer andern Secte und Parthey bekennen.

Es kan auch der Haß gegen diejenigen, welche von uns in der Lehre abgehen, daher entſtehen, weil man ihre beſondern Meinungen nicht recht verſteht, und ſich dieſelben einfältiger, abgeſchmackter und gefährlicher vorſtelt, als ſie in der That ſind. So bald ich die Lehren eines Menſchen für dumm und abgeſchmackt halte, ſo bald entſteht

Digitized by Google

ſteht ganz natürlich eine Verachtung deſſelben. Aus der Verachtung einer Perſon entſteht leicht eine Kaltſinnigkeit und ein Widerwillen gegen dieſelbe. Und wenn wir noch dazu glauben, ſeine Lehre ſey gottlos und ſonſt ſehr gefährlich, ſo haſſen und verabſcheuen wir ſie und ihre Anhänger. Daher komt es, daß die Papiſten mehrentheils uns Proteſtanten aufs äuſſerſte haſſen, weil ihnen von ihren Predigern weiß gemacht wird, daß unſere Lehre ganz abſcheulich ſey. Am allerungereimteſten iſt es, wenn Leute jemanden um einer Lehre willen haſſen, von der ſie nicht einmal einen richtigen Begrif haben, und welche ſie kaum dem Namen nach kennen. Ich weiß ein Exempel aus meiner Erfahrung, daß jemand die Wolfianer ohne Grimm nicht nennen konte. Er ſchalt ſie, und predigte ſo gar öffentlich wider ſie. Als er nun gefragt wurde, was denn dieſes vor Leute wären, und was ſie lehreten? ſo antwortete er: er habe ſein Lebetage keinen geſehen, und dafür danke er GOtt, er habe auch ihre Schriften nicht geleſen, und er wolle ſie auch nicht leſen, denn er habe von glaubwürdigen Leuten gehört, daß die Lehre dieſer Leute eine teufeliſche Lehre ſey. Hier kan man mit Recht ausrufen: o heilige Einfalt! Ein ſolcher blinder Haß hat nicht einmal den Schein einer vernünftigen Gemüthsbewegung. Dieſer Fehler liegt bey den meiſten bittern und feindſeligen Widerlegungen der Gelehrten zum Grunde. Der Widerleger verſteht ſelten die Meinungen ſeines Gegners, und verdreht die Worte deſſelben, und gleichwol feindet er ihn doch ſeiner Meinungen wegen an.

Die Rechthaberey iſt auch ofte eine Quelle dieſes Haſſes. Derjenige, der durchaus Recht haben will, der weiß nicht nachzugeben. Er beſteht ſchlechterdings darauf, daß

er Recht habe, und er iſt im Stande, um einiger wenigen Thaler willen einen weitläuftigen und feindſeligen Streit mit jemanden anzufangen. Und dieſer Fehler äuſſert ſich auch in der Behauptung gewiſſer Lehrpuncte. Man widerſpreche einem ſolchen Rechthaber auch manchmal in einer Lehre, auf welcher weder das Wohl noch das Weh der Menſchen beruhet; alſobald hält er ſich vor beleidiget. Er erzürnt ſich demnach über alle diejenigen, die ihm in der Lehre widerſprechen, und wird böſe auf ſie. Und wenn er manchmal auf die Gegengründe nichts geſcheutes mehr zu antworten vermag, ſo giebt er dem Streite eine andere Geſtalt, und ruft den Haß, den Zorn, den Grimm zu Hülfe, wenn ihn ſeine Wiſſenſchaft verläßt. Daher endigen ſich die gelehrten Streitigkeiten mehrentheils mit einer immerwährenden Feindſchaft und Trennung der Gemüther, weil eine jedwede Parthey mit Gewalt Recht behalten will, es koſte auch was es wolle.

Die Widerlegungsbegierde und der Widerſprechungsgeiſt verleiten uns ganz unvermerkt dahin, denjenigen zu haſſen, den wir widerlegen und dem wir widerſprechen. Wenn ein Gelehrter ſich in der Welt groß und berühmt machen will, ſo erwählt er ofte das Mittel zu dieſem Zwecke, und widerlegt diejenigen, die eine andere Meinung haben, als er. Der erſte Angrif iſt ofte ganz freundſchaftlich. Allein das iſt nur der erſte Gang. Bey dem zweyten zieht man ſich ſchon ſpöttiſch und höniſch durch, und bey dem dritten würde es ohnfehlbar zum Schlägen kommen, wenn die beyden Streiter nur nahe genug wären, um einander ihre Ohren zu erreichen. Daher komt es, daß die meiſten Menſchen glauben, ein Paar Gelehrte könten keine Freunde ſeyn und bleiben, wenn ſie einander widerlegen. Und man muß auch geſtehen, daß dieſes ein ſehr ſeltenes Exempel iſt.

Wir wollen noch das intereßirte Weſen bemerken, aus welchem der Religionshaß und alle ihm ähnliche Arten des Haſſes entſtehen. Auf einem gewiſſen Lehrgebäude kan ofte das Anſe-

Digitized by Google

Anſehen eines Menſchen, ſeine Macht und Gewalt, die er beſitzt, ſeine Einnahmen und Erwerbung ſeines Brodts und aller Gemächlichkeiten ſeines Lebens beruhen. Er betrachtet demnach alle diejenigen, welche ihm in dieſer Lehre widerſprechen, als Ehren= und Brodtdiebe, oder überhaupt als Leute, die für ſein Intereſſe ſehr gefährlich ſind, weil ſie die Stütze deſſelben, ſo viel an ihnen iſt, über den Haufen werfen. Es iſt alſo leicht zu begreifen, daß er ſie aufs äuſſerſte haſſe, weil ſeine unordentliche Selbſtliebe ihn dahin bringt.

Da nun alſo der Haß aller derjenigen, welche in der Lehre von uns abgehen, und zwar um der Verſchiedenheit ihrer Lehre willen, an ſich ein ſo unvernünftiger Haß iſt, und noch dazu aus ſo elenden Quellen entſteht, ſo ſolte ſich ein jeder vernünftiger Menſch ſchämen, ſeiner Nebenmenſchen, ſeinen Bruder zu haſſen, deswegen weil er zu einer andern Religionspartey, oder zu irgends einer andern Lehrparthey ſich bekennet. Er bleibt ein Menſch aller ſeiner verſchiedenen Meinungen ohnerachtet. Wenn alle diejenigen, die in der Lehre von mir abweichen, irreten, ſo könte es noch ſcheinen, daß einiger Grund vorhanden wäre, ſie zu haſſen. Allein welcher Menſch kan ſo unverſchämt hochmüthig ſeyn, und glauben, daß die Wahrheit in allen Puncten auf ſeiner Seite ſey? Derjenige demnach, welcher andere deswegen haßt, weil ſie einer andern Religion und Lehre anhangen; der haſſet ganz gewiß viele Leute deswegen, weil ſie die Wahrheit erkennen. Und iſt dieſer Haß nicht eine doppelte und dreyfache Sünde? Und wie kan man ſich enthalten, keine bittere Satyre zu ſchreiben, wenn man ſieht, daß ein Orthodox einen Ehebrecher, einen Dieb, einen Betrüger, einen unbekehrten Sünder liebt, mit ihm iſſet und trinkt, ſein Schwiegervater oder Schwiegerſohn wird u. ſ. w. und daß er im Gegentheil einen rechtſchaffenen ehrlichen Mann, welcher keinen Menſchen beleidiget, welcher demüthig, freygebig, keuſch und züchtig iſt, und von einem ganzen Heere der Tugenden, als ſo vielen heiligen Engeln, umringt iſt, haßt, verfolgt, in den Bann thut, und allen menſchlichen Umgang mit ihm aufhebt, bloß deswegen, weil er ihn in der Lehre für heterodox hält. Wer nicht aus ſich ſelbſt erkant wird, den erkennt man aus denenjenigen, mit denen er einen freundſchaftlichen Umgang pfleget.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 92. Stück.

Es haben ſchon viele deutſche Schriftſteller auf eine ſatyriſche Art vom Complimentiren gehandelt, und gleichwol herrſchet daſſelbe noch überal, ſonderlich unter Perſonen, die zwar nicht zum gemeinen Volk gehören, aber auch nicht gar zu vornehm ſind. Ich kenne ein Paar Schweſtern, welche mit einander eben ſo complimentiren, als wenn ſie ganz fremde Leute wären, und wenn ſie eine Zeitlang complimentiret haben, ſo ruft manchmal eine derſelben mit Entzückung aus: O allerliebſte Complaiſance! Man wird daher faſt durchgehends bemerken, daß diejenigen, welche an der Complimentirſucht krank liegen, die wahre Höflichkeit, als die Mittelſtraſſe zwiſchen der bäuriſchen Grobheit und dem Complimentiren, nicht kennen. Zudem würden manche artige Perſonen in Geſelſchaften ganz ſtumm ſeyn müſſen, wenn ſie nicht complimentirten, und ſie bedienen ſich alſo der Complimente als ein Mittel, wodurch ſie ihre Gedankenloſigkeit bedecken und verbergen. Wenn man alſo ſagen ſoll, was ein Compliment, und zwar im böſen Verſtande, ſey; ſo dünkt mich, daß diejenigen ſatyriſchen Schriftſteller die Sache nicht getroffen haben, welche ſagen, daß es in einer Menge Worte

Digitized by Google

te beſtehe, welche nichts bedeuten. Denn einmal würde aus dieſer Erklärung folgen, daß manche Schriften der Gelehrten, welche von den abſtracteſten Dingen demonſtrativiſch handeln, voller Complimenten wären, da ſie doch öfters überdis mit vielen Grobheiten wider die Gegner der abgehandelten Sachen angefült ſind. Zum andern kan man ofte unleugbar zeigen, daß derjenige, welcher ein Compliment vorträgt, ſehr viel bey demſelben denke, nemlich juſt das Gegentheil von demjenigen, was es vermöge des Sprachgebrauchs bedeuten könte. Als wenn ein Gelehrter dem andern zu einer Schrift Glück wünſcht, welche der andere geſchrieben, und ſich herzlich freuet, ja ihm verbindlichſten Dank ſaget, daß er dieſe ſchwere Materie in ein ſo ſchönes Licht geſetzet hat. Oder wenn Chlorinde zwey Schälchen Coffee getrunken hat, und ſie verbittet auf das ergebenſte das dritte, weil ſie geſättiget ſey, und des Guten nicht zu viel thun müſſe. Vielleicht rücken wir der Wahrheit näher, wenn wir ſagen, daß ein Compliment eine Menge Worte ſey, welche entweder gar nichts bedeuten, oder eine Lügen ſind, und bey deren Vortrage ſo wol der Complimentirer, als auch der andere, gegen welchen das Compliment gemacht wird, ſich ehrerbietig gegen einander neigen, und Geſichter ſchneiden. Nun wollen wir einem jedweden das Urtheil über die Complimente gänzlich überlaſſen, und wir wollen uns als unpartheyiſche Geſchichtſchreiber verhalten, welche die Menſchen ſo ſchildern, als ſie in der That ſind. Wir wollen ihnen nemlich eine Begebenheit erzehlen, bey der wir gegenwärtig geweſen; und alles, was wir erzehlen werden, iſt wirklich geſchehen: allein wir haben nicht alles behalten können, und der Leſer wird durch ſeine eigene Einbildungskraft oder Erfah-

Digitized by Google

fahrung derjenigen Complimente ſich leicht erinnern können, die wir ausgelaſſen haben.

Wir wollen die Hauptſache ohne alle beſondere Umſtände erzehlen. Herr A. und ſeine Frau Gemahlin B. ſolten einen Höflichkeitsbeſuch bekommen. Es hatten ſich nemlich Madame C. und ihre Mademoiſelle Tochter D. bey ihnen um die Coffeeſtunde melden laſſen. Nachdem die Uhr drey geſchlagen hatte, traten A. und B. ans Fenſter, um gleich bey der Hand zu ſeyn, wenn die Gäſte kämen, und ihnen bis an die Thür entgegen zu gehen. Sie nahmen ein ſehr höfliches Geſicht an, ob ſich gleich Frau B. über dieſen Beſuch ungemein geärgert hatte, denn es war ihr heute eben nicht gelegen, Viſiten anzunehmen, und ſie war überdis gar keine gute Freundin von Madame C. Unterdeſſen hatte ſie es doch nicht abſchlagen können. Denn, obgleich Madame C. ausdrücklich hatte durch ihre Bedientin ſagen laſſen, daß wenn ihr Beſuch nicht gelegen käme, ſie es gerne ſehen würde, wenn er abgeſchlagen würde; ſo verſtand ſich doch Madame B. gar zu gut aufs Complimentiren, als daß ſie nicht hätte wiſſen ſollen, daß eine ſolche Anmeldung zugleich eine Drohung ſey, es gewaltig übel zu nehmen, woferne der Beſuch abgeſchlagen werden ſolte. Madame C. und ihre Tochter traten nunmehr in die Straſſe, wo Herr A. wohnte. Man erblickte ſie, und erwartete ſie in der Thür des Hauſes. Die Reverenze, Minen und Geberden muß der Leſer ſelbſt an den gehörigen Stellen denken; das höfliche Geſpräche lautet ſo:

C. Ganz ergebenſte Dienerin, meine werthe Frau B. B. Ganz ergebenſte Dienerin. C. Ich freue mich die Ehre zu haben, Ihnen wohl zu ſehen. C. Es iſt mir gleich-

gleichfals angenehm die Ehre zu haben; Ihnen wohl zu ſehen. C. Ganz ergebenſte Dienerin, mein Herr. A. Ganz unterthäniger Diener, allerliebſte Frau. Ich ſchätze mich unendlich glücklich, Ihnen wohl in meinem Hauſe zu ſehen. C. Es iſt eine Ehre für mich, Ihnen jetzo wohl zu ſehen. D. Ganz ergebenſte Dienerin, es iſt ein ſonderbares Vergnügen für mich = = = (Das artige Kind war feuerroth, und zitterte, und man konte den Beſchlus ihres erſten Compliments nicht hören. Allein man machte daraus nichts, weil die Verſchluckungen der Enden der Complimenten eine gewöhnliche Figur bey denſelben ſind). B. Ich freue mich, die Mademoiſelle ſo wohl zu ſehen. A. Meine allerliebſte Mademoiſelle, ich kan Ihnen nicht genug ſagen, wie ſehr es mich vergnügt, daß mein Haus die Ehre hat, heute ein ſo artiges Frauenzimmer zu ſehen. D. Ich bitte unterthänig, mich nicht zu beſchämen. A. Wir halten uns zu lange auf, ich bitte gehorſamſt, in die Stube zu treten. Madame belieben Sie doch hinein zu gehen. C. Ich werde folgen, machen Sie doch den Anfang. B. Belieben Sie doch keine Umſtände zu machen, es würde ſich in meinem Hauſe nicht ſchicken, ich bitte unterthänig. C. Um Ihrem Befehl zu gehorchen, will ich mit ihrer gütigen Erlaubniß herein gehen. B. Mademoiſelle belieben Sie Dero Frau Mamma zu folgen. D. Das kan unmöglich geſchehen, ich bitte mich zu verſchonen. A. Darf ich mir die Ehre nehmen, Mademoiſelle hinein zu führen? D. Sie ſind ſehr galant, man muß Ihnen gehorchen. A. Vordem mochte ich wol ſo ſeyn, allein nun werde ich nach gerade alt. Unterdeſſen kan man doch bey einem ſo allerliebſten Frauenzimmer nicht anders als galant thun. D. Sie haben Luſt, heute mich zu vexiren. A. Ich bitte

um

Digitized by Google

um Vergebung. Ich bitte gehorſamſt, belieben Sie beyderſeits Platz zu nehmen. Ich bitte Madame; nein, dort in den groſſen Stuhl. C. Es wäre ja auch hier gut ſitzen geweſen. B. Mademoiſelle belieben Sie ſich auch zu ſetzen. D. Ich werde nachfolgen, wenn ich gute Vorgänger habe. A. Ehe ich Ihr Vorgänger würde, Mademoiſelle, wolte ich lieber die gröſte Strafe aushalten, denn es iſt Ehre genug für mich, wenn ich Dero Begleiter und Nachfolger ſeyn kan. D. Nun das geſtehe ich! ich verſtehe mich aufs Complimentiren nicht, ich muß daher zu einem ſo artigen und galanten Compliment ganz ſtille ſchweigen. A. Ich bitte um Vergebung. (Das war der erſte Stoß Complimente. Nachdem man ſich allerſeits geſetzt hatte, und ein Paar Minuten ſtille geſchwiegen, gieng es von neuem an).

C. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich mir die Freyheit genommen habe, heute Ihnen beyderſeits mit meiner Tochter aufzuwarten, ich hoffe, ich werde Ihnen nicht beſchwerlich ſeyn. B. Ach nein! es iſt mir ein ausnehmendes Vergnügen, Ihnen bey mir zu ſehen. A. Es hätte mir heute nichts angenehmers begegnen können, als die Ehre Dero Beſuch zu genieſſen. Ich werde dieſen Tag mit rother Dinte in meinem Calender bemerken. D. Ich weiß nicht ob es Ihnen ums Herz iſt. Eine ſo ſchlechte Perſon, als ich bin, kan Ihnen wenig Vergnügen verurſachen. A. Sie thun wahrhaftig Unrecht, Mademoiſelle, daß Sie mich Unwahrheit ſtrafen. Doch die artigen Frauenzimmer machen es nicht anders. Ich wüſte meine Zeit nicht vergnügter hinzubringen, als in einer ſo angenehmen Geſelſchaft. D. Sie belieben zu ſcherzen. A. Nichts weniger als das. Und um Ihnen dieſes zu beweiſen, will

ich heute nicht von Ihrer Seite weggehen. Das ſoll die Strafe Ihrer Ungläubigkeit ſeyn. D. Das wird eine ſehr angenehme Strafe für mich ſeyn. C. Ich muß mich ſchämen, daß ich nicht eher meine ſchuldige Viſite abgelegt habe. Allein es ſind immer Hinderniſſe dazwiſchen gekommen. Heute aber war ich ſo begierig, Ihnen die Aufwartung zu machen, daß ich dieſer Begierde nicht widerſtehen konte. Wenn es Ihnen heute nur nicht zur Laſt iſt. B. Nichts angenehmer hätte mir heute wiederfahren können, denn ich habe mich ſchon lange auf den Tag gefreuet, an welchem ich die Ehre haben würde, Madame bey mir zu ſehen. C. Ergebenſte Dienerin, Sie ſind ſehr obligeant. B. Wie haben ſich denn Madame bisher befunden? Wenn Sie ſich bisher wohl befunden haben, ſoll es mir eine groſſe Ehre und Vergnügen ſeyn, daſſelbe zu vernehmen. C. Ich bin Ihnen vor Dero gütige Nachfrage ſehr verbunden. Es hat nun ſo gehen müſſen. Ich bin Gotlob! zwar ziemlich geſund geweſen, allein es hat mir doch mehrentheils was gefehlet. A. Die rauhe Witterung iſt jezt die Urſach von vielen Beſchwerlichkeiten, ich hoffe, es werde keine üble Folgen nach ſich ziehen. Mademoiſelle ſehen Gottlob! eben ſo geſund aus, als Sie ſchön ausſehen. D. Sie beſchämen mich immer, ich kan Ihnen gar nicht antworten. Haben Sie bisher ſich wohl befunden? A. Ja, allemal zu Dero unterthänigen Dienſten. (Hier nießte Herr A.) C. Unterthänige Dienerin. D. Ganz unterthänige Dienerin. B. Zur Geſundheit mein Kind. A. Ganz ergebenſter Diener, incommodiren Sie ſich nicht. C. Wie haben ſich denn Madame bisher befunden? B. Zu Dero Dienſten, ſo ziemlich wohl. Wenn es nur halbwege iſt, ſo iſt man gerne zufrieden.

(Nun

(Nun ward Coffee aufgetragen, und die Complimente nahmen eine andere Geſtalt an).

C. Es thut mir ſehr leid, daß Sie ſich unſertwegen Ungelegenheit machen. D. In Wahrheit, das wäre nicht nöthig geweſen. B. Es ſind gar keine Ungelegenheiten. Es iſt meine Schuldigkeit, Ihnen womit aufzuwarten. C. Es iſt eine bloſſe Höflichkeit von Ihnen. (Jetzt nießte Mademoiſelle D.) A. Ganz unterthänigſter Diener, meine allerliebſte Mademoiſelle. B. Ergebenſte Dienerin, mein Engelchen. C. Zur Geſundheit meine Tochter. D. Unterthänige Dienerin, incommodiren Sie ſich nicht, es war gemacht. B. Befehlen Madame etwas Milch? C. Wie es Ihnen gefällig iſt. B. Belieben Sie nur zu befehlen. C. Wenn Sie es mir gütigſt erlauben, ſo will ich mir das erſte ohne Milch ausbitten. B. Befehlen Mademoiſelle Milch? D. Ich will mir gehorſamſt ein wenig ausbitten. B. Wie Sie befehlen, mein Engelchen. Milch macht ſchön. D. Nun das iſt bey mir nöthig. A. Ich bitte um Vergebung. Meine Frau wolte ſagen: Milch erhält die Schönheit. Belieben doch Madame von dieſem Biscuit zu nehmen. C. Ergebenſte Dienerin. A. Mademoiſelle gleichfals. D. Ich bin obligirt. A. Seyn Sie doch ſo gütig und nehmen noch ein Stückgen. D. Ich bin verbunden, ich werde dieſes Stück kaum bezwingen können. A. Ach ich bitte, Sie müſſen nicht verhungern, und die Welt um ihre gröſte Schönheit bringen. D. Sie haben Luſt, heute mich aufzuziehen. A. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich vom Grunde des Herzens rede. B. Noch eine Taſſe, Madame. C. Ich habe ſchon zweye getrunken. B. Es wird nicht ſchaden. C. Ich bin ſehr verbunden. B. Es iſt ein ſchlechter Coffee, er ſchmeckt Ihnen nicht. C. Ich kan Ihnen verſichern, daß ich ihn in meinem Leben nicht delicater getrunken habe. B. Nun ich bitte. C. Wie Sie befehlen. B. Mademoiſelle ich bitte mir Dero Taſſe aus. D. Ich habe völlig zur Gnüge. A. Erlauben Sie mir, Ihnen noch mit einer Taſſe aufzuwarten. D. Es iſt wider meine Gewohnheit. A. Ich werde ſehen, ob Sie meine Aufwartung anzunehmen die Gütigkeit haben werden. D. Man kan Ihrer ausnehmenden Höflichkeit nicht widerſtehen. B. Das iſt ein ſchönes Kleid, welches Mademoiſelle anhaben, Sie haben es gewiß ſich erſt machen laſſen? C. Meine Tochter hat

Digitized by Google

es heute zum andernmal an. B. Die Couleur iſt ſehr gut gewählt. C. Meine Tochter hat ſelbſt die Wahl angeſtelt. A. Sie hätten nicht ſchöner wählen können, es ſteht Ihnen unvergleichlich. D. Die Stachelbeeren ſind doch jetzt nicht reif. A. Ich verſichere Ihnen, daß ich nicht complimentire. (Weil D. Ihren Fächer auf die Erde fallen ließ, ſo bückte ſie ſich, und A. auch, ſie ſtieſſen ſich aber ſo gewaltig an die Köpfe, daß der Puder herumflog). A. Ich bitte tauſendmal um Vergebung, allerliebſte Mademoiſelle. D. Es hat nichts zu bedeuten, ich bitte auch um Vergebung. A. Ich habe Ihnen doch keinen Schaden gethan? D. Ergebenſte Dienerin.

(Nunmehr erfolgte in unſerer Geſelſchaft ein Geſpräch, welches bey nahe eine Stunde daurte. Weil aber darin nichts vorkam, als lauter Läſterungen abweſender Perſonen, und lauter böſe Zeitungen von jüngſt vollzogenen Heyrathen und dergleichen, und weil überdis nicht ein einziges Compliment in dieſer Unterredung vorkam, ſo gehört es nicht in dieſes Blat, und wir übergehen es demnach wohlbedächtig mit Stilleſchweigen. Endlich erfolgte der Aufſtand, und das Complimentiren gieng von neuem an) B. Ich hoffe nicht, Madame, daß Sie ſchon aufbrechen wollen. C. Es iſt hohe Zeit, ich befürchte, wir haben Sie ſchon zu lange incommodirt. A. Ich bitte um Vergebung. Es iſt uns unendlich angenehm geweſen. Es gefält Ihnen nur nicht bey uns, Sie würden ſonſt nicht ſo ſehr eilen. B. Ich bitte um Erlaubniß, weggehen zu dürfen. Es iſt mir eine groſſe Freude geweſen, mein Herr und Madame, daß ich heute die Ehre gehabt Ihnen aufzuwarten. Ich bin Ihnen ergebenſt verbunden, für alle erwieſene Ehre und Höflichkeit, und ich bitte nochmals um Vergebung, daß wir Ihnen heute beſchwerlich gefallen ſind. Ich hoffe balde die Ehre zu haben, Ihnen bey mir aufzuwarten. A. und B. Wir ſind Ihnen für die Ehre Ihres gütigen Beſuchs unendlich verbunden, und wir bitten mit unſerer ſchlechten Aufwartung gütigſt vorlieb zu nehmen. Wir empfehlen uns Ihnen gehorſamſt, und wünſchen jederzeit vergnügt zu leben. C. Ich wünſche gleichfals vergnügt zu leben, ich empfehle mich Ihnen und danke nochmals ergebenſt. D. Es iſt mir eine beſondere Ehre geweſen, Ihnen beyderſeits wohl zu ſehen, und bin ganz ergebenſt für alle Ehre und Höflichkeit verbu = = = A. Meine allerliebſte Mademoiſelle, ich verbleibe ein Schuldner für die Ehre Dero Beſuchs. B. Und ich gleichfals mein Engelchen, behalten Sie mich lieb. C. Ergebenſte Dienerin. D. Ergebenſte Dienerin. B. Ergebenſte Dienerin. A. Ganz unterthäniger Diener.

Der Menſch.

Das 93. Stück.

Ich höre ungemein aufmerkſam zu, wenn jemand ſeinen Lebenslauf erzehlet. Die beſondern Schickſale einzeler Perſonen enthalten tauſend nützliche Dinge in ſich. Man ſiehet das Verhalten des menſchlichen Herzens in einzelen Fällen; man nimt wahr, daß viel kleine Begebenheiten und Nebenumſtände zuſammen kommen, daraus etwas wichtiges entſtehet, das ſeinen Einfluß in die ganze Lebenszeit, in das Glück und Unglück ſowol einzeler Perſonen als auch ihrer Nachkommen hat; und am meiſten erkennet man die Wahrheit unſerer Lehre von der göttlichen Vorſehung und Regierung. Wir lernen auch allgemeine Wahrheiten und Sätze auf beſondere Fälle zueignen, und dieſe Zueignung giebt dieſen Wahrheiten ein ungemein groſſes Licht. Man ſiehet, was ein Menſch ertragen kan, und durch wie viel Dinge er gebildet werde. Ich verſtehe hier nicht ſolche Lebensläufe, die eine beſtändige Kette lauter auſſerordentlicher Begebenheiten iſt; nicht Robinſoniſche Geſchichte, wo das Wunderbare aufs Wunderbare folget. Indeſſen wird kaum ein einziger Menſch leben, dem wo nicht etwas auſſerordentliches, doch etwas

beſonderes zugeſtoſſen ſey, das ſeinen Lebenslauf von dem Lebenslauf aller andern Menſchen unterſcheidet; wenigſtens wird jeder in dem Zuſammenhang ſeiner Zufälle etwas antreffen, das von den übrigen abgehet. Kurz, es iſt in der Lehre vom Menſchen nichts ſo brauchbar, als die Geſchichte einzeler Menſchen. Vielleicht denken meine Leſer, wenigſtens dem gröſten Theil nach, eben ſo wie ich. Es iſt ſonſt eine allgemeine Eigenſchaft der Menſchen, daß ſie etwas neues gerne hören, wenn es gleich nichts ſo gar auſſerordentliches iſt; daher will ich denen, die mit mir einerley Meynung haben, eben das kleine Vergnügen machen, das ich vor einigen Tagen genoſſen habe. Sie ſollen die Geſchichte eines Mannes leſen, der viel ausgeſtanden hat, ſie ſollen zugleich die Characteren vieler Perſonen kennen lernen.

Es ſind nun 13 Jahr, daß ich Gelegenheit hatte, einem durchreiſenden Gelehrten eine ſehr geringe Gefälligkeit zu erweiſen. Sein Wagen hatte ein zerbrochenes Rad bekommen, und da er ſolches nahe an meiner Wohnung ausbeſſern laſſen wolte, und nicht wuſte, wo er ſich ſo lange hinwenden ſolte, ſo ſagte ihm der Schmidt, daß er nur kühnlich in mein Haus gehen dürfte, indem daſſelbe allen rechtſchaffenen Leuten offen ſtünde. Ob nun gleich dieſer ehrliche Mann anfangs Bedenken trug, mit ſeiner Liebſte das Haus eines ganz Unbekanten, zumal zu der Zeit der Mittagsmalzeit, zu betreten; ſo fand er ſich doch ein, als ich ihn auf erhaltene Nachricht von meinem Nachbar, dem Schmidt, einladen ließ. Ich ſetzte ihnen nichts beſonders vor, und that ihnen, auſſer einem freundlichen Geſicht, nicht eben viel zu gute. Ich fand einen rechtſchaffenen Mann, der eine Zierde ſeines Standes war, an ihm,

und

und meine kleine Gaſtfreyheit reuete mich nicht. Ich hatte ſchon lange dieſe Begebenheit vergeſſen, als mich mein ehemaliger Gaſt vor einigen Tagen mit einem ausdrücklichen Beſuch beehrete, den er von einem etwas entfernten Orte unternommen hatte. Er war voll Erkäntlichkeit für die geringe Freundſchaft, die ich ihm erwieſen hatte; und da er in Erfahrung gebracht hatte, daß wir mit ihm einigermaſſen verwandt waren, ſo berichtete er mir ſolches mit groſſem Vergnügen, und ich erfreuete mich, einen rechtſchaffenen Mann mehr in meiner Freundſchaft zu wiſſen. Wir wurden näher bekant, und ſeine natürliche Offenherzigkeit bewegte ihn, mir ſeine Geſchichte zu erzehlen, die ich, doch mit Unterdrückung einiger Namen, meinen Leſern wieder erzehlen will. Meinen Freund will ich den Herrn Redlichhauſen nennen.

Geſchichte des Herrn Redlichhauſen.

Herr Redlichhauſen iſt in einer berühmten Stadt in P. geboren. Sein Vater war ein Gelehrter, der ſeinen Namen bekant gemacht hat, der aber im 36ſten Jahr ſeines Alters ſtarb, und wegen Kürze ſeines Lebens nicht im Stande war, ſeinen Kindern ein anſehnliches Vermögen zu hinterlaſſen. Im 10ten Jahr ſeines Alters verlor er ſeine Mutter. Die Vorſorge eines Gönners hatte ihn die Erziehung ſo lange genieſſen laſſen, bis es Zeit war auf die hohe Schule zu gehen; und weil er hörte, daß Jena der wohlfeilſte Ort ſey, ſo zog er dieſe Stadt allen andern vor. Ich kan nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit anzumerken, was vor widerſinniſche Bewegungsgründe die Noth an die Hand giebt: denn ein ſtarker Eſſer ſoll den Ort in Betrachtung ziehen, wo die Speiſen wohlfeil ſind,

und nicht ein Menſch, der den Wiſſenſchaften nachtrachtet. Zum Glück für die Deutſchen führet ſie dieſe Sparſamkeit nicht übel, denn Jena hat von je her ſein Anſehen in der gelehrten Welt zu erhalten gewuſt. Unſer Jüngling kam demohnerachtet nicht nach Jena. Da er noch etwas Vermögen hatte, welches er zu Rath halten wolte, hielt er Jena für den beſten Ort, und er ſahe ſich genöthigt, als ihm ſein weniges Vermögen bis auf den letzten Pfennig geraubt ward, ſeinen Aufenthalt in Leipzig zu nehmen. So wuſte die göttliche Vorſehung den Ort, wo der Lebensunterhalt viel theurer iſt, als in Jena, einem ganz von Mitteln entblöſten wohlfeiler zu machen. Redlichhauſen konte, da er gar nichts hatte, in Leipzig leben, und da er wenig hatte, wolte er in Jena bleiben. Er machte ſich dahin auf den Weg zu der Zeit, als der Czaar Petrus Danzig mit ſeiner Flotte eingeſchloſſen hatte. Die Ruſſen durchſuchten das Schiff, welches unſern Reiſenden trug. Er hatte allen ſeinen Reichthum, welcher in wenig hundert Thalern beſtand, mit ſich genommen. Sein Vermögen lag in ſeinem Cuffer zwiſchen einigen Büchern, und drüber lag ſein einz'ger neuer Rock, weil er, um ihn zu ſchonen, in der Weſte gieng. Die durchſuchenden Ruſſen nahmen ihm alles mit einander, und er behielt nichts, als was er am Leibe hatte und ſeinen Degen. Das Geld, Wäſche, Bücher und Kleid gieng verloren, er hatte auch nicht einen Pfennig bey ſich. In dieſen Umſtänden ſahe er ſich bey Danzig an Land geſetzt, fern von ſeinem Geburtsort, in einem fremden Lande, fern von dem Orte, wo er hingedachte, und ohne alle Hülfe. Er durchſtrich das ſchöne Danzig ſehr ſchnell und voll Kummer, wie auch durſtig und hungernd, und hatte nicht ſo viel Muth, je-

man-

manden in ſeiner Bedürfniß anzuſprechen. Er dachte nicht daran, dieſe berühmte Stadt zu beſehen: er gieng zu dem Oliviſchen Thor hinaus, und als er ſich im freyen Felde ſahe, fieng er erſt recht an ſich zu fühlen, wie ein Verwundeter den Schmerzen nach dem Maas empfindet, als ſich die erſte Betäubung verlieret. Er überlegte ſeine bekümmerten Umſtände, und machte allerley Anſchläge, deren Nichtigkeit ihm ſo bald in die Augen fielen, als er ſie gemacht hatte. Sein in die gröſte Beklemmung geſetztes Gemüth, welches überal, wo er ſich hinwendete, gleichſam abgewieſen wurde, und alle Hofnung verlor, zumal wenn er bedachte, daß er ſeinen leeren Magen nicht einmal zu befriedigen im Stande war, wendete ſich endlich zu der göttlichen Vorſehung. Er flehete ſeinen Schöpfer an, und fühlte neuen Muth und eine geheime Zuverſicht, daß ihn dieſes Unglück nicht tödten würde.

Darin beſtehet ein weſentliches Hauptſtück der Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion, daß ſie allein im Stande iſt, unſer Gemüth aufzurichten, wenn wir rings um uns nichts, als ſolche Dinge erblicken, die uns zur Verzweifelung bringen können. Sie kan uns tröſten mit einer entfernten Hülfe, deren Umſtände, Art und Weiſe uns gänzlich unbekant iſt. Sie macht uns durch eine auſſerordentliche Hofnung ſtark, ein gegenwärtiges Unglück zu ertragen, das uns auf allen Seiten beſtürmt. Ich möchte wol wiſſen, wie ſich ein Religionsſpötter in dergleichen Fällen würde verhalten haben. Eine ſolche niedrige Seele würde ſich entweder das Leben verkürzet, oder ſich zu einer liederlichen Lebensart entſchloſſen, oder troſt- und hofnungslos ſeinen Kummer mit ſich fort geſchleppet haben. Tollkühne Frechheit und verzagte Verzweifelung ſind die beyden Abwege, welche in ſol-

ſolchen Fällen der Religionsſpötter betrit; nur ein Chriſt findet den Mittelweg, den ihm ſein heiliger Glaube zeiget. Innerlich geſtärkt, fand Redlichshauſen nun eine Neugier, Danzig, wenigſtens von ferne, zu beſehen. Er wandte ſich daher um, von der Anhöhe, auf welche ihn ſein Weg geführt hatte, dieſe Stadt zu beſchauen. Doch geſchahe dis nicht ohne alle Thränen. Als er ſo die Thürme und Mauren beſchauete, erblickte er einen Laſtwagen, der eben zu dem Thore hinaus fuhr; und ſogleich kam ihm in den Sinn, ſich bey dieſem Wägen aufzuhalten, und ihn zum Wegweiſer zu gebrauchen. Er ſahe mit Vergnügen, daß dieſer Wegweiſer gerade auf ihn zu kam. Er näherte ſich dem Fuhrmann, und nahm wahr, daß neben ſeinem Sitz noch ein Platz übrig war. Er forſchete, wohin die Reiſe gehen ſolte; und Leipzig war der Zweck derſelben. Ob er nun gleich vorher an Leipzig nicht gedacht hatte, ſo machten doch ſeine Umſtände, daß ihm jetzt alles einerley war. Daher erforſchete er, was er geben ſolte, wenn ihn der Fuhrmann mitnehmen wolte. Dieſer begehrte 5. Thlr. Nach langem Handel erhielt Redlichhauſen, der keinen Pfennig im Vermögen hatte, endlich die Erlaubniß, umſonſt nebenher zu gehen, und ſeinen Degen ohnentgeldlich an den Wagen anzubinden. Und dieſes war die erſte glückliche Begebenheit, die ihm aufſtieß. Einige Stunden darauf kam noch ein Wagen, auf welchem ein Student ſaß, der, zum guten Glück, unſern Reiſenden kennete. Da er aber nichts weniger dachte, als ihn in dieſen Umſtänden, und ſo weit in der Fremde anzutreffen, ſo trauete er anfangs ſeinen Augen nicht. Er erkundigte ſich mit dem gröſten Erſtaunen nach der Urſache dieſer Umſtände. Allein Redlichhauſen, der nicht für gut hielt, ſeine Geſchichte ſo öffentlich vor den

Digitized by Google

Fuhrleuten zu erzehlen, verwies ihn mit einer geheimnißreichen Mine zur Geduld, denn er wolte aus Ehrgeitz nicht ſo frey vor allen geſtehen, daß er keinen Pfennig hätte. Und dadurch erweckte er den Argwohn gegen ſich, daß er durch eine liederliche Handlung, um der öffentlichen Beſtrafung zu entgehen, ſich ſelbſt in dieſes Unglück geſtürzt hätte. Sie kamen indeſſen an einen Ort, wo die Pferde etwas Heu bekamen. Jederman foderte einen Krug Bier, nur unſer Pilgrim nicht, und der Mangel des Geldes war zwar eine hinlängliche, aber nicht die einzige Urſach, die ihn bewog, nicht zu trinken, denn er war noch ganz nüchtern. Er ſetzte ſich daher traurig in einen Winkel, und wartete, bis der Wagen wieder abſuhr, welchen er denn, dem gemachten Accord gemäs, zu Fuß und mit leerem Magen begleitete. Dazu kam noch, daß unſer Ebentheurer einen entſetzlichen Regenguß ausſtehen muſte. Sein dünne Weſte bewahrte ihn nicht lange vor der Näſſe, er ward durch und durch naß. Die Kälte geſelte ſich zu dem leeren Magen, und dieſesmal konte Redlichhauſen ſich der Thränen nicht enthalten, denn er fühlte ſeine Noth äuſſerlich und innerlich. Doch als er ſich wieder zu GOtt wendete, fühlte er neue Ruhe und neuen Muth. Er ſetzte, des Gehens ungewohnt, hungrig und durſtig, naß und kalt, ſeinen Weg fort, und weil er hurtiger gieng, als der Wagen fuhr, ſo traf er unter Weges noch einen Kaufmann an, der gleichfals zu Fuß vorausgegangen war. Dieſer war aus Thoren. Sie redeten, als Reiſende, verſchiedenes mit einander, und es fand ſich endlich, daß ſie weitläuftige Verwandten waren.

Hierauf kamen ſie in das Wirthshaus, und jederman ließ ſich die Abendmalzeit geben, nur Redlichhauſen ſetzte ſich wieder in einen Winkel. Der Student und der Kaufmann nöthigte ihn zum Eſſen, allein er bedankte ſich; bis endlich der Student

dent in ihn drang, und von Hunger und Durſt unterſtützt, ihn endlich nöthigte, ſeine Umſtände zu erzehlen, wodurch er denn beyde bewegte, ihn dieſen Abend frey zu halten. Und alſo bekam er nach ſeiner Beraubung die erſte Erquickung. Der Kaufmann und der Student erboten ſich zugleich, ihm ſo viel Hülfe zu ertheilen, als ihnen möglich wäre, weil aber dieſes noch lange nicht hinlänglich war, die Reiſe zu vollenden, ſo gaben ſie ihm den Rath, bey den Geiſtlichen und den Magiſtratsperſonen einzuſprechen, und ſie um eine Beyſteuer zu bitten. Dazu war Redlichhauſen anfangs nicht zu bewegen. Es war ihm unerträglich, nur daran zu gedenken. Er ſtellete ſich den Stand ſeiner Eltern vor, und glaubte, er könte lieber in den Tod gehen, als in ein Haus, um zu betteln. Als ihm aber beyde Freunde die Unmöglichkeit, ihn in allem frey zu halten, und die unumgängliche Noth vorſtelleten, und daß er wiedrigen Fals durchaus zurückbleiben müſte; ſo überwand die Noth den Hochmuth, und Redlichhauſen machte den erſten Verſuch in St. = = Er betrat die Stadt mit der Mine eines, der zum erſtenmal betteln gehet, das iſt, er glaubte, es ſähe es ihm jeder an den Augen an, daß er Almoſen begehren wolte. Daher ſahe er niemanden in die Augen, und ſchlich an den Häuſern weg, bis er zu der Wohnung des vornemſten Geiſtlichen kam, welchem er ein kurzes zierliches lateiniſches Compliment machte, in welchem er ihm ſein Elend auf das beredteſte erzehlete. Der gute alte Herr konte vor Alter nicht mehr hören, daher er ihm Tinte und Papier gab, mit dem Bedeuten, er ſolte ſein Verlangen aufſchreiben. Redlichhauſen gab ihm eine kurze Beſchreibung ſeines Unglücks, und der Herr Probſt ſchüttelte den Kopf, und fragte nach Zeugniſſen und einem Paß. Redlichhauſen berichtete ihm ſchriftlich, daß die Ruſſen dis alles genommen und in die See geworfen hätten. Nach einigen ferner geſchehenen Fragen erklärte ſich endlich der Geiſtliche, daß er ihn für einen ehrlichen Menſchen hielte, und ihm gerne weſentliche Dienſte erzeigen möchte, und wenn er eine Condition annehmen wolte, ſo wolte er ihm dazu behülflich ſeyn. Er wüſte einen Edelmann, der für ſeine Kinder einen Informator ſuchte, und dem wolte er ihn vorſchlagen. Redlichhauſen nahm dieſes Anerbieten mit der gröſten Freude an, denn er hofte, ſich wieder etwas Reiſegeld zu verdienen und ein Kleid zu überkommen, und ſahe die Zuneigung dieſes alten Geiſtlichen als ein Werk der göttlichen Vorſehung an, die nun anhübe, ſich ſeiner anzunehmen.

Mit nächſtem ſoll die Fortſetzung dieſer Geſchichte erfolgen.

O.

Der

Der Menſch.

Das 94. Stück.

Zweyte Fortſetzung des 43. Stücks.

Wir haben, in dem 43. Stück dieſer Wochenſchrift, von den Gegenſtänden der menſchlichen Erkenntniß überhaupt gehandelt, und gezeiget, mit was für Wiſſenſchaften und Dingen ſich unſere Erkenntniß vornemlich beſchäftigen müſſe, wenn ſie des Menſchen in der That würdig und ſeiner Natur anſtändig ſeyn ſolle. Wir haben hierauf gezeigt, daß der Gottesgelahrheit mit Recht der Rang vor allen übrigen Wiſſenſchaften gebühre, und daß nach ihr, vermöge der Unterſuchungen des 56. Stücks, der Weltweisheit der Vorzug vor allen übrigen Theilen der menſchlichen Gelehrſamkeit zugeſchrieben werden müſſe. Wir wollen nunmehr auf eben die Art, nach unſern angenommenen Grundſätzen, den Werth der übrigen Wiſſenſchaften zu beſtimmen fortfahren, und da kommt zuerſt die Rechtsgelehrſamkeit zu unterſuchen vor.

Wir müſſen hier die Rechtsgelehrſamkeit von dem Rechte der Natur abſondern: denn das letzte iſt ein Theil der Weltweisheit. Alles das Gute demnach, was man von dem letzten ſagen kan, kan ſich ein Juriſt nur anmaſſen, in ſoferne er zugleich ein Weltweiſer iſt. Wir

müſſen alſo, wenn wir nicht verſchiedene Dinge unter einander mengen wollen, den Juriſten von dem Weltweiſen abſondern, und den Werth des erſtern, wenn er allein betrachtet wird, zu beſtimmen ſuchen. Und da iſt einem jedweden bekant, daß die Rechtsgelehrſamkeit weiter keine Abſicht habe, als nach gewiſſen willkührlichen Regeln zu zeigen, was ein jeder Menſch für Rechte habe, und wie er ſeine Rechte in allen Fällen erhalten könne. Es hat demnach die Rechtsgelehrſamkeit keinen andern beſondern Vortheil, als daß ein jeder einzelner Menſch und eine jedwede Geſellſchaft in dem ruhigen Beſitze alles des Seinigen oder des Ihrigen erhalten, und in denſelben wieder verſetzt werde, wenn etwa eine Stöhrung in demſelben ſich ſchon zugetragen haben ſollte.

Betrachten wir nun die Rechtsgelahrheit, in Abſicht auf den erſten Entſcheidungsgrund des wahren Werths einer Wiſſenſchaft, oder in Abſicht auf die Beförderung der Selbſterkenntniß: ſo müſſen wir zwar geſtehen, daß ſie lange nicht ſo viel zu der Selbſterkenntniß beytrage, als die Gottesgelahrheit und Weltweisheit, allein ſie trägt doch vieles dazu bey. Wenn ein Menſch ſich ſelbſt will gehörig kennen lernen, ſo muß er ſeine geſamte Natur genau unterſuchen, die Natur ſeiner Seele, ſeines Körpers, und die verſchiedenen Kräfte derſelben. Er muß alle ſeine verſchiedene Zuſtände kennen lernen, und ſonderlich die moraliſchen Zuſtände und Verhältniſſe, woraus alle ſeine verſchiedenen Pflichten und Rechte entſtehen. Hieher gehören nun auch die bürgerlichen Verhältniſſe, ſamt den übrigen, von denen die Rechtsgelahrheit handelt, und die daher entſpringenden Pflichten und Rechte. Wenn alſo ein Menſch eine gehörige Selbſterkenntniß erlangen

langen will, ſo muß er auch von den letztern eine gehörige Kenntniß zu erlangen ſuchen. Und da wir nun dieſe Erkenntniß durch die Rechtsgelahrheit erlangen, ſo hat dieſe Wiſſenſchaft um dieſer Urſach willen einen groſſen Werth. Allein da die Pflichten und Rechte, von denen die Rechtsgelahrheit handelt, die wenigſten ſind, die einem Menſchen zukommen; und da ſie noch dazu die unterſte Art derſelben ausmachen: ſo iſt die geſamte Selbſterkenntniß, welche wir durch die Rechtsgelahrheit erlangen, der geringſte und kleinſte Theil derjenigen Selbſterkenntniß, welche uns unentbehrlich iſt, wenn wir vermittelſt derſelben unſere geſamte zeitliche und ewige Glückſeligkeit erlangen wollen. Ein bloſſer Juriſt kan ein Oracul aller Gerichtsſtuben zu ſeyn verdienen, und er kan dem ohnerachtet ſo unwiſſend in der Selbſterkenntniß ſeyn, daß er die Beſtimmungen ſeiner geſamten Natur ſehr wenig erkennet, und daß er alſo über der Entſcheidung der Rechtshändel vergeſſen hat, ſich ſelbſt als einen Chriſten und Menſchen gehörig kennen zu lernen.

Zum andern, was die Religion betrift, ſo wird ſichs wohl kein Juriſt einfallen laſſen zu behaupten, daß die Erkenntniß Gottes, und der wahre Dienſt deſſelben, durch die Rechtsgelahrheit befördert werde. Wir wollen zugeben, daß durch bürgerliche Verordnungen und durch den Schutz der Obrigkeit der Religion viel Vortheil, oder durch ein widriges Betragen der Obrigkeit derſelben viel Nachtheil verurſacht werden könne. Allein das iſt eine ganz andere Sache. Die Rechtsgelahrheit, die Wiſſenſchaft von den bürgerlichen Pflichten und Rechten, macht keinen Juriſten fromm. Und es würde lächerlich ſeyn, wenn man die Erkenntniß GOttes und ſeines Dienſtes aus der

Digitized by Google

Rechtsgelahrheit herholen wolte. Kein Juriſt wird es ſich in den Sinn kommen laſſen, zu behaupten, daß er durch ſeine Wiſſenſchaft einen Menſchen dergeſtalt erleuchten könne, daß er vermittelſt dieſer Erleuchtung fromm werden könne. Ein Atheiſt und ein Unbekehrter kan ein vortreflicher Juriſt ſeyn, und alle Völker, ſie mögen auch noch ſo eine abgeſchmackte Religion haben, können in der Rechtsgelahrheit mit einander übereinſtimmen. Die Juriſten unter einem heydniſchen Volke können die Juriſten unter einem chriſtlichen Volke weit übertreffen; und es iſt eine bekannte Sache, daß die Chriſten von den Heyden die Rechtsgelahrheit erlernet haben. Es würde ohnfehlbar eine theologiſche Pedanterey ſeyn, wenn wir deswegen die Rechtsgelahrheit ganz verachten wolten, weil durch dieſelbe niemand GOtt erkennen und fromm werden kan: denn zur Erhaltung dieſes Nutzens iſt die Rechtsgelahrheit weder ihrer Natur nach aufgelegt, noch erfunden worden. Dieſe Pedanterey würde eben ſo lächerlich herauskommen, als wenn jemand deswegen das Geld verachten wolte, weil man es nicht wie Brod eſſen, und wie Wein trinken kan. Allein wenn man doch dieſe Wiſſenſchaft mit andern vergleichet, und man ſiehet, daß eine andere die Religion befördert, die Rechtsgelahrheit aber nicht: ſo kan man doch mit Recht ſagen, daß ſie dieſer Urſach wegen einen viel geringern Werth habe, als diejenigen Wiſſenſchaften, welche uns zu GOtt führen. Da nun die Religion das höchſte Gut der Menſchen iſt, ſo iſt alſo offenbar, daß die Juriſterey auf keinerley Weiſe den Menſchen zum Beſitze ſeines höchſten Guts, verhelfe.

Wenn wir drittens die Rechtsgelahrheit, in Abſicht auf die Beförderung der geſamten Tugend, gehörig ſchä-

tzen

Digitized by Google

zen wollen: ſo müſſen wir bemerken, daß es überhaupt vier Claſſen der Tugenden gebe. Nemlich die Tugend gegen GOtt, gegen ſich ſelbſt, die Tugend der Menſchenliebe, und die Gerechtigkeit, vermöge welcher ein jedweder dem andern das Seinige läßt und gibt. Die letzte Tugend iſt der unterſte Grad der Tugend, und wenn man ſie auch ganz ausübet, ſo muß man ſagen: und wenn ihr alles gethan habt, was ihr zu thun ſchuldig ſeyd, ſo ſaget: wir ſind unnütze Knechte. Es kan ein Menſch ein Unbekehrter ſeyn, er kan ſeine eigene Wohlfahrt verabſäumen, er kan von aller Menſchenliebe, Großmuth, Dienſtfertigkeit u. ſ. w. leer ſeyn; und er kan dem ohnerachtet alle bürgerliche Gerechtigkeit erfüllen. Da es nun unleugbar iſt, daß die Rechtsgelahrheit keine andere Tugend prediget, als die Gerechtigkeit: ſo hat ſie zwar keinen ſo groſſen Werth als die Gottesgelahrheit und Weltweisheit, in Abſicht auf die Beförderung der geſamten Tugend; allein ſie bleibt deswegen doch ungemein ſchätzbar. Wer gerecht iſt, der iſt deswegen kein Tugendheld; denn man kan von ihm weiter nichts ſagen, als daß er gethan, was er thun müſſen, daß er ein ehrlicher Mann ſey, und daß er den Staupbeſen, den Galgen, oder andere bürgerliche Ahndungen nicht verdiene. Gewiß, ein ſchlechtes Lob! wenn man weiter nichts rühmliches von jemanden ſagen könnte. Unterdeſſen da kein Ungerechter, kein Betrüger, kein Dieb, oder irgends ein anderer, welcher wider die Rechtsgelahrheit ſich verſündiget, ein tugendhafter Menſch ſeyn kan, denn es gibt gewiß keine fromme Diebe u. ſ. w.: ſo muß man die Rechtsgelahrheit für eine practiſche Wiſſenſchaft halten, ohne welche die grobſten Ausbrüche der Laſter und ausſchweifenden Leidenſchaften unter den Men-

ſchen nicht verhütet werden können. Man muß ſie als eine Wiſſenſchaft betrachten, die einen Menſchen auf die unterſte Stuffe der Tugend verſetzt, und ohne welche wir nicht einmal ſehr viele ehrliche Leute in der Welt haben würden. Selbſt ein Frommer kan manchmal mit gutem Herzen Ungerechtigkeiten ausüben, und die Rechte ſeines Nebenmenſchen verletzen, wenn er gar nichts von der Rechtsgelahrheit verſteht, und er kan demnach aus dieſer Unwiſſenheit ſeiner Frömmigkeit einen unauslöſchlichen Schandfleck anhängen.

Endlich viertens, trägt auch die Rechtsgelahrheit vieles zu der menſchlichen Wohlfarth bey, und iſt derſelben unentbehrlich, ob ſie gleich unſere Wohlfarth nicht ſo ſehr befördern kan, als die Gottesgelahrheit und Weltweisheit. Denn einmal iſt unleugbar, daß ſie nichts zu unſerer ewigen Glückſeligkeit beytragen kan. Sie gehöret ohnfehlbar mit unter diejenigen Dinge, welche am jüngſten Tage vergehen ſollen, und ihr ganzer Nutzen, den ſie unmittelbar leiſten kan, iſt in dieſes gegenwärtige Leben eingeſchrenkt. Und zum andern, was auch das gegenwärtige Leben betrift, ſo erhalten wir durch die Rechtsgelahrheit nichts weiter, als den äuſſerlichen Frieden, und die Sicherheit vor Beleidigungen. Dieſes iſt zwar eins der allerwichtigſten Güter unſeres äuſſerlichen Zuſtandes in dieſem gegenwärtigen Leben, allein es gibt noch wichtigere Stücke unſerer Wohlfarth, was unſere Seele, unſere Gemüthsruhe, das Vergnügen unſeres Lebens, und tauſend andere Güther betrift, welche wir uns von der Rechtsgelahrheit nicht verſprechen können. Wen kan wohl die bloſſe Rechtsgelahrheit in den Stand ſetzen, ſeine Leidenſchaften zu mäßigen, mit ſeinen Umſtänden zufrieden

den zu ſeyn, und hundert andere Güter zu erlangen, ohne welchen wir in dieſem Leben nicht vergnügt und glückſelig ſeyn können? Die Rechtsgelahrheit hindert nur mit Gewalt die Hinderniſſe unſerer zeitlichen Wohlfarth, welche uns von andern Menſchen, von dem Diebe, dem Betrüger, dem Verläumder u. ſ. w. in den Weg gelegt werden. Allein ſie iſt unvermögend, dieſe Wohlfarth ſelbſt hervorzubringen. Sie ſchützt nur den Menſchen, damit er in einem ruhigen und ſtillen Leben, ſelbſt durch anderweitige Mittel ſeine Wohlfarth zu befördern, im Stande ſeyn möge.

Wenn alſo, ſo gar ein unpartheyiſcher Juriſt ſelbſt, dieſen Betrachtungen weiter nachzudenken ſich die Mühe nehmen will, ſo wird er geſtehen müſſen, daß zwar die bloſſe Juriſterey, vor ſich genommen, nicht einen ſo groſſen Werth habe, als die Gottesgelahrheit und Weltweisheit, wenn man ſie auch allein nehmen ſollte; daß ſie aber dem ohnerachtet einen groſſen Werth habe, und eine ſehr groſſe Achtung verdiene, daß ſie demnach unter diejenigen wichtigen Gegenſtände gehöre, deren ſich ein wahrer Menſch zu ſchämen gar keine Urſach hat, und ſie iſt demnach eine Erkenntniß, die einem Menſchen zu einer wahren Zierde gereichen kan. Unterdeſſen ſcheinen wir dem Urtheile der Welt, und ſo gar der Groſſen in der Welt zu widerſprechen. Vielleicht ſcheint aus unſern Unterſuchungen zu folgen, daß man in einer Republik den Theologen und den Philoſophen den Rang über die Juriſten durchaus geben müſſe. Da ſich dieſes nun nicht durchgehends alſo verhält, ſo ſcheint zwiſchen dem Urtheile der ganzen vernünftigen Welt und zwiſchen unſerm Urtheile ein Widerſpruch zu ſeyn. Allein wir haben den Werth der Wiſ-

ſenſchaften, aus ihrem Verhältniſſe gegen die geſamte Glückſeligkeit des Menſchen, zu beſtimmen geſucht; und daher können wir der Rechtsgelahrheit den Rang über die Gottesgelahrheit und Weltweisheit nicht zugeſtehen. In dem bürgerlichen Zuſtande im Gegentheil bekommen die Dinge ihren Werth, durch ihr Verhältniß gegen den Zweck dieſes Zuſtandes. Da wir nun deswegen keine Bürger werden, damit wir ewig ſelig werden, ſondern damit wir unter dem Schuz der Obrigkeit ein geruhiges und ſtilles Leben führen mögen: ſo werden die Dinge um ſo viel höher geſchäzt, je mehr ſie zu dieſer Abſicht beytragen. Da nun die Rechtsgelahrheit mehr zu der Abſicht des bürgerlichen Zuſtandes beyträgt, als die Gottesgelahrheit und Weltweisheit; ſo verdient ſie auch einen höhern bürgerlichen Rang, und eine gröſſere bürgerliche Ehre, als die Gottesgelahrheit und Weltweisheit. Oder: die Juriſten ſind, überhaupt davon zu urtheilen, in der Republik von Rechts wegen vornehmere Leute, als die Gottesgelehrten und Weltweiſen.

Wir wollen dieſe Unterſuchung mit der einzigen Betrachtung beſchlieſſen: daß vermöge deſſen, was bisher gezeiget worden, ein Menſch unrecht und thöricht handelt, wenn er ſich weiter auf nichts als auf die Rechtsgelehrſamkeit legt. Alsdenn ſchafft ihm dieſe Wiſſenſchaft ſehr wenig Nuzen. Dieſes wird ein jeder Juriſt zugeſtehen, welcher zugleich ein Chriſt iſt, und eine Nachricht von mehrern Tugenden erlangt hat, als ein Juriſt predigen kan. Unſer gutes Glück bewahre uns, daß wir über dieſe Materie mit keinem Juriſten in eine Streitigkeit verwickelt werden, welcher weiter nichts als die Rechtsgelahrheit gelernet hat.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Der

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 95. Stück.

Wir erkennen uns allen verbunden, die uns Gelegenheit geben, einen Streif gegen die Spötter der chriſtlichen Religion zu thun. Folgender Brief iſt von der Art, und uns daher ungemein angenehm.

Mein lieber Menſch.

Du kanſt verſichert ſeyn, daß ich dir ſehr gewogen bin, und deine Arbeit mit Vergnügen leſe: denn ich ſehe daraus, daß du ein redliches Herz und den edlen Zweck vor Augen haſt, die Menſchen vernünftig, ſittlich und tugendhaft, und mit einem Wort, zu rechten Menſchen zu machen. Beſonders haſt du deswegen meine Gewogenheit, weil du dich bisweilen der Religion annimmſt, und das Chriſtenthum zu vertheidigen ſucheſt; weil du dem Schwarm der Freygeiſter und Religionsſpötter, deren Anzahl mehr zu, als abnimmt, muthig zu Leibe geheſt, und ihnen das Unvernünftige ihrer Spötterey und ihres Unglaubens vor Augen legeſt: denn auf dieſe Art wird nicht nur die Ehre des groſſen GOttes, und die Wahrheit ſeines Worts gerettet, ſondern es werden auch viele unſchuldige Seelen vor dem Aergerniß bewahret. Fahre doch ja fer-

ner, mein lieber Menſch, in dieſem deinem edlen Bezeugen fort, und zeige bey Gelegenheit den ſo genannten ſtarken Geiſtern ihre Thorheit mit Nachdruck auf eine überzeugende und eindringende Art: denn ich ſehe, daß du die Geſchicklichkeit dazu haſt, und an gutem Willen fehlet es auch nicht bey dir. Ich wünſche dieſes um ſo viel mehr, weil ich an einem Ort lebe, wo deine Blätter auch mit Beyfall geleſen werden, und wo ſich ebenfals ſolche Leute finden, die ſich aus dem Unglauben und der Schriftſpötterey eine rechte Ehre machen, und alsdenn alle Stärke des Geiſtes ſammlen, wenn ſie mit Verachtung und Geringſchätzigkeit von den Lehren unſers allerheiligſten Glaubens und der Offenbarung überhaupt reden wollen. Man möchte ſich bisweilen erbrechen über das elende Zeug, das ſie in Geſellſchaft wider die chriſtliche Religion herſchwatzen. Mit einem ſcherzhaften, mit einem luſtigen Gedanken, mit einem Wortſpiel, das ſie mit einer heroiſchen Mine, oder lautem Gelächter begleiten, wollen ſie oft die bündigſte Wahrheit über den Haufen werfen. Cyriac Frühwitz kann dieſes meiſterlich, und ſuchet es hierinnen andern ſeines Gelichters zuvor zu thun. Selten wird er in einer Geſellſchaft ſeyn, da er nicht ſeinen Witz durch allerhand Schriftſpöttereyen ſucht an den Tag zu legen. Und alsdenn iſt er ganz ausgelaſſen, wenn er ſolche Leute vor ſich hat, denen er nach ſeiner Meinung wenig Ehrerbietung ſchuldig iſt, und von denen er glaubt, daß ſie ſich ſcheuen, ihm herzhaft zu begegnen, oder nicht im Stande ſind, auf ſeine Einwürfe zu antworten. Vor einiger Zeit war er in einer Geſellſchaft, da unter andern auch von dem anhaltenden ſchlimmen Wetter geredet wurde. Ach, ſprach eine ganz ehrbare chriſtliche Weibsperſon, ich weiß nicht, was

wir

Digitized by Google

wir jezt vor Witterung erleben. GOtt hat in ſeinem Worte die Verheiſſung gethan: ſo lange die Erde ſtehet, ſoll nicht aufhören Samen und Erndte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht; aber es muß jezt die Erde umgekehret ſeyn. Wir haben ſchon ſo viel kalte Tage und Nächte gehabt, wir ſind ſchon ſo weit ins Jahr, und es will noch immer nicht warm und Sommer werden. Herr **Frühwitz** fing auf dieſe Rede überlaut an zu lachen. Was, ſprach er, denken ſie denn? Meynen ſie denn, es ſey alles wahr, was in der Bibel ſtehet? da ſtehen gnug Lügen und Unwahrheiten drinnen. Wer wird ſich daran kehren? Zu einer andern Zeit ſuchte er die Göttlichkeit der heiligen Schrift damit zu beſtreiten, weil hiſtoriſche Unwahrheiten in derſelben angetroffen würden. Er berief ſich auf das, was vom Simſon aufgezeichnet iſt, daß er mit einem Eſelskinnbacken tauſend Philiſter erſchlagen habe. Welcher Menſch, ſprach er, der nur halbe Vernunft hat, kann dieſes glauben? Ja! wenn es Mücken geweſen wären. Wie kan man nun ein Buch, das dergleichen falſche Erzehlungen in ſich faßt, für göttlich halten?

Mein lieber Menſch, ich bitte dich, gehe doch dieſem Einwurf ein wenig entgegen: ſage doch dem Herrn **Frühwitz** und ſeiner Schaar, daß es gar nicht vernünftig, nicht menſchlich gehandelt ſey, deswegen die Schrift zu verwerfen, weil ſie einige dunkele, ſchwere, und unbegreifliche Dinge in ſich faßt. Daß ſie eben dadurch ſich von allen menſchlichen Büchern unterſcheidet, weil ſie übernatürliche Begebenheiten, und ſolche Wahrheiten vorträgt, die kein menſchlicher Verſtand ausſinnen und begreifen kan. Daß die Schrift aufhören würde, ein göttlich Buch zu ſeyn, wenn in derſelben alles begreiflich wäre,

d. i. wenn ſie keine übernatürliche Begebenheiten, keine Wunder und Geheimniſſe in ſich faſſete. Sage dieſen Leuten, daß es überaus ſchlecht geſchloſſen ſey, wenn man ſagen will: ich begreiſe nicht, wie dieſes und jenes zugehet; drum iſt es nicht wahr, drum kan es nicht ſeyn. Führe ihnen die Gröſſe und Macht GOttes zu Gemüthe, daß er mehr thun kan, als wir ſchwache Menſchen verſtehen; daß er nicht nur an und vor ſich, ſondern auch in ſeinen Geſchöpfen wunderbar iſt, und durch ſie ſolche Wirkungen hervorbringen kan, die alle Kräfte der Natur überſteigen; daß ſie, wenn ſie dieſes leugnen wollen, ſehr unwiſſend ſeyn, und einen ſchlechten Begrif von GOtt haben müſſen. Gieb ihnen zu erkennen, daß die That Simſons gar nichts Widerſinniſches in ſich faßt, wann man bedenkt, daß GOtt mit ihm geweſen, und durch ihn gewirket hat, und daß Simſon überhaupt ein wunderbarer Mann geweſen, denn es heißt von ihm: er wird ein Verlobter des HErrn ſeyn von Mutterleibe; der HErr ſegnete ihn, der Geiſt des HErrn gerieth über ihn. Ja, wie mag man über die That Simſons ſpotten, und dieſelbe als etwas falſches, erdichtetes und unmögliches anſehen, da Simſon ſelbſten die wunderbare That GOtt zuſchreibet: Er rief, heißt es, den HErrn an, und ſprach: Du haſt ſolch groß Heil gegeben, durch die Hand deines Knechts.

Wenn du, mein werthgeſchätzter Menſch, dieſen Aufſatz deinen Blättern wilſt einverleiben laſſen, ſo würde ichs mit ſonderbarem Dank erkennen, und mich dadurch anreizen laſſen, dir fernerhin meine Liebe zur Menſchlichkeit durch einige Beyträge zu erkennen zu geben; iſt dir aber meine Arbeit, womit ich es gut gemeinet habe, zu geringſchätzig, ſo will ich darüber nicht böſe werden, ſon-

dern

Digitized by Google

dern auch fernerhin, wenn du dir, wie bisher, angelegen ſeyn läſſeſt, vernünftige und chriſtliche Menſchen zu machen, fortfahren dich hochzuſchätzen, und zu bleiben

Dein

Aus Franken
S*** den 11. Aug. 1751.

ergebenſter Freund
J* G*.

N. S.

Leberecht Spührer wird gebeten, daß er mit ſeinem Packeſel nicht immer in Sachſen herum ziehe, ſondern auch einmal in unſre Gegend komme. Wenn gleich der Weg weit iſt, ſo ſoll es ihn doch nicht gereuen, zu uns gekommen zu ſeyn. Er muß es aber ſo einrichten, daß er ganz leer komme, denn er wird ſehr ſtarke Ladung bekommen, ja, es wird wohlgethan ſeyn, wenn er mehr, als einmal ſich bey uns einfinden kan. Folgendes liegt zur erſten Ladung ſchon in Bereitſchaft. Ein guter Vorrath lauter Romainen, ſo Herr Zierlich bisher bis zum Auswendiglernen, geleſen hat, und mit ſeinen Erzehlungen daraus ſo manchen in Geſellſchaft beſchwerlich gefallen iſt. Er hat ſeine Eitelkeit allmählig eingeſehen, bedauret die Zeit, die er damit zugebracht, und will ſich hinfüro mit reellern Sachen beſchäftigen. Herr Verſeſchmid will ſein Reimregiſter mit dazu geben, weil er nun überzeuget iſt, daß die Dichtkunſt nicht in bloſſen Reimen beſtehe. Die Jungfer Hitzigin will ihm ein altes Complimentenbuch, und eine Schachtel mit Schminkkugeln geben, Schattierpfläſtergen, ſamt dergleichen ſieben Sachen mit geben, weil ſie durch alle dieſe Künſteleyen ſich keinen Liebhaber mehr verſchaffen kan. Herr Superſtitioſus und ſeine Frau wollen ihm beſonders ein altes groſſes Buch aufpacken, darinnen allerhand

hand abergläubiſche Gebräuche, hauptſächlich wenn man ſich verheuraten will, befindlich ſind. Z. E. Daß es im Vollmond geſchehen muß, daß Braut und Bräutigam vor dem Altar, wenn ſie getrauet werden, ſo nahe an einander treten müſſen, daß niemand durchſehen kan, weil ihnen ſonſt leicht ein Poſſen geſchehen kan, daß ſie auſſer Stand geſetzet werden, Kinder zu zeugen; daß die Braut am Tage der Trauung, wenn der Bräutigam das erſtemal zum Hauſe eintrit, über die Thür treten muß, damit ſie die Herrſchaft über ihn bekomme. Auch will Frau Tugendhold Leberecht Spührern bitten, daß er ihren Mann, der mit ihr und ſeinen Kindern wie ein Tyrann umgehet, den ganzen Tag nichts thut, als keift und beißt, auch ein Geſinde nach dem andern, oft um nichtswürdiger Urſachen willen, fortſchickt, bey ſeiner Ankunft bedrohen, ihn des nächſtens mit aufzupacken, und fortzutragen, wofern er ſich nicht beſſern und menſchlicher werden will. So eben meldet ſich auch Herr Cyriac Frühwitz, und thut die lobenswürdige Erklärung, er ſey Willens, ſeine Sammlung von freygeiſteriſchen Schriften, die er bisher ſtatt des Morgen- und Abendſegens, und auch des Sonntags unter der Kirche, an ſtatt der Bibel geleſen, dem Packeſel mit aufzupacken; wolle auch Leberecht Spührern bitten, daß er in einem jeden Ort, wo er durchreiſet, und einen Freygeiſt kennet, bey demſelben anfrage, ob er nicht auch dergleichen löbliche Entſchlieſſung faſſen wolle.

* * *

Wir tragen Bedenken, der Bitte unſers Freundes gemäs, dem Herrn Frühwitz, dem der Eſelskinnbacken des Simſons ſo ärgerlich iſt, alle die wichtigen Gründe vorzuhalten, die in dem Schreiben angeführet ſind. Herr

Früh-

Digitized by Google

Frühwitz, und der ganze Schwarm der Religionsſpötter haben nicht Verſtand genug, ſolche Sachen zu faſſen, bey denen man nachdenken muß. Ich will daher nur mit wenigen die Geſchichte des Simſons retten. Ich finde nicht das geringſte, welches dieſe Geſchichte ſo ungläublich macht. Herr Frühwitz würde Urſach haben, dieſe Geſchichte zu tadeln, wenn ſie uns berichtete, daß der auſſerordentlich ſtarke Simſon, nebſt tauſend Philiſtern und Canonen verſehen, einen Eſel erlegt hätte.

Da Simſon auſſerordentlich ſtark war, da er göttlichen wunderbaren Beyſtand hatte, ſo findet ſich nichts ungläubliches bey dieſer Begebenheit. Wenn Herr Frühwitz eher begreifen kan, daß Simſon mit einem Eſelskinnbacken tauſend Mücken todtgeſchlagen habe; ſo geſtehe ich, daß er mehr glauben kan, als ich: doch das kan ein Menſch glauben, der wie Herr Frühwitz, nur einen halben Verſtand hat, und zwar eben die kleinſte Helfte. Wenn aber der ſtarke Geiſt ja dieſe Geſchichte, dem Buchſtaben nach, nicht glauben kan, ſo wollen wir es mit ihm auf einer andern Seite verſuchen. Wir wollen den buchſtäblichen Verſtand verlaſſen, und einen myſtiſchen hervorſuchen. Durch die Philiſter werden die ſtarken Geiſter und Religionsſpötter verſtanden, die bey Tauſenden anzutreffen ſind, die viel Geſchrey und wenig Muth haben. Der Eſelskinnbacken ſtellet das Gewehr der Satyre vor, weil kein Schwerdt der Vernunftſchlüſſe nöthig iſt, und man die Prügel der Grobheit nicht gegen ſie brauchen will. Jedermann erkennet, daß ein ſolcher Eſelskinnbacken in einer muthigen Fauſt, mehr als hinlänglich iſt, tauſend Religionsſpötter zu erlegen. Mich deucht, eine heimliche Ahndung hat den Herrn Frühwitz dahin gebracht, dieſe

Geſchichte

Digitized by Google

Geſchichte anzugreifen. Weil er ſich aber nicht eigentlich erklårt, ob ihm der Eſelskinnbacken, oder die tauſend Philiſter anſtößig ſeyn, ſo weiß ich nicht eigentlich, wie ihm begegnen ſoll. Stößt er ſich an den Eſelskinnbacken, iſt ihm derſelbe nicht groß oder dauerhaft genug geweſen, zu ſolcher Handlung, ſo glaube ich endlich wohl, daß er aus einer geheimen Uebereinſtimmung mit dieſem Thier die beſte Nachricht haben könne, weil er aber ſeine Einſichten nicht eröfnet hat, ſo weiß ich auch nichts darauf zu antworten.

Im übrigen iſt Herr Frühwitz ſo einfältig nicht, als man wohl denken ſolte, denn ob er wohl in der Wahl der Matérie, und der Gründe übel angekommen iſt, ſo iſt er doch in der Wahl ſeiner Gegner deſto glücklicher: denn in der That es iſt nichts ſiegreichers, als ein Religionsſpötter, wenn er Perſonen vor ſich hat, denen er keine Ehrerbietung ſchuldig iſt, und die ſich vor ihm ſcheuen müſſen, und ihm nicht herzhaft begegnen dürfen, oder nicht im Stande ſind, auf ſeine Einwürfe zu antworten, wie zum Beyſpiel, das alte chriſtliche Mütterlein. Wie leicht iſt es ihm, einen furchtbaren Simſon vorzuſtellen, der mit dem Eſelskinnbacken ſeines ſcharfen Witzes, tauſend ſolche Philiſter erſchlagen kan, ohne daß er ſie um der Glaubhaftigkeit willen, einem halben Menſchenverſtande zu gefallen in Mücken verwandeln darf. Ich ſehe im Geiſt die triumphirende Mine, mit welcher Herr Frühwitz die Niederlage ſeiner Gegner anſiehet. Ich ſtelle mir ihn vor, wie muthig er ſeinen moraliſchen Kinnbacken mit dem Arm, dem der Religion ſo furchtbaren Arm, hin und her ſchwinget. Er ſuchet ſich fürſichtig blöde und hirnloſe Köpfe aus, auf welche der Schlag mit einem ſtarken und donnernden Wiederhall ertönet, und einen Lerm erreget, als wenn der Himmel einfiele. Er wiederholet ohne Verſchonen ſeine Streiche. So ſtand Don Quixote, in dem bezauberten Schloſſe, als Schlaftrunken, dem Miramolin den Kopf abhieb, und das Blut, ohne Verſchonen, aus den bis auf den Tod verwundeten Weinſchläuchen zapfete; ſo wiſchete er ſich triumphirend den Schweiß von ſeinen dürren Backen, und legte ſich ermüdet wieder zur Ruhe, wo ihm die ſüſſeſten Träume, nicht welke Lorbern, um ſeinen thörichten Schedel flochten.

J.

Der

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 96. Stück.

Ich war neulich, und zwar an einem Sonntage, in einer Geſellſchaft artiger und verſtändiger Leute. Wir redeten von allerley nützlichen und lehrreichen Dingen, und wir fragten einander, welchen Prediger ein jeder unter uns heute gehöret habe. Unter den Anweſenden befand ſich ein Mann, welcher ſeiner Geſchicklichkeit, Verdienſte, und ſeines Amtes wegen, welches er bekleidet, bey unſerer Stadt in groſſem Anſehen ſtehet. Derſelbe iſt ein Mann, welcher an der wahren Frömmigkeit einen Geſchmack hat, und er iſt ein abgeſagter Feind alles desjenigen, welches ein ruchloſes Weſen iſt, und wenigſtens eine Verachtung des Gottesdienſtes anzeigen kan. Er wartet daher den Gottesdienſt nicht nur mit einem lehrbegierigen Gemüthe ab; ſondern, wenn man ihn währenden Gottesdienſtes betrachtet, ſo wird man auch allemal die Zeichen der Andacht bey ihm gewahr werden. Er nahm das Wort und ſagte: ich bin heute in der = = = Kirche geweſen, und habe den Herrn Paſtor = = = gehöret. Er hielt eine ſehr ſchöne und erbauliche Predigt. Ich kan aber nicht leugnen, daß ich heute in meiner Andacht ganz geſtöhrt worden, und zwar durch eine Sache, die ich

zwar alle Sonntage beobachtet habe, die aber noch niemals meine Gedanken ſo ſehr auf ſich gezogen hat, als heute. Ich kan mir eine Kirche in Halle währenden Gottesdienſtes nicht anders als ein Wirthshaus vorſtellen, wo ein beſtändiges Aus- und Eingehen iſt. Wenn der eine komt, ſo geht der andre wieder weg. Das Frauenzimmer komt doch noch am zeitigſten und hält am längſten aus, vermuthlich nur deswegen, weil es aus Achtung gegen ſeinen Anputz ſich nicht gern durchdrengen will. Es iſt aber eine ärgerliche Sache, wenn man die Mannsperſonen betrachtet. Ich habe einigemal dem catholiſchen Gottesdienſt beygewohnt, und ich muß geſtehen, daß derſelbe mit viel mehr äuſſerlichen anſtändigen Weſen abgewartet wird, als bey uns. Es macht das Aeuſſerliche zwar keine Frömmigkeit aus, allein die Frömmigkeit kan auch nicht mit dem entgegengeſetzten profanen Weſen beſtehen. Doch ich will mich damit nicht aufhalten, daß ich jetzo alle die Unordnungen hererzehle, die ich nur heute in der Kirche beobachtet habe. Eine Sache hat mir heute vornemlich ein Nachdenken verurſacht. Ich beobachtete nemlich, daß die meiſten Mannsperſonen kurz vor der Predigt kamen, und ſo bald die Predigt aus war, giengen ſie wieder fort. Es ärgerte mich, daß dieſe Leute aus dem gemeinſchaftlichen Singen in der Kirche gar nichts machen. Wenn ich nach meinen Empfindungen urtheilen ſoll, ſo halte ich für alle diejenigen, die im Chriſtenthum wohl unterrichtet und gegründet ſind, das Singen für ein wichtigers Stück ihres Gottesdienſtes, als das Zuhören einer Predigt. Und wenn ich ja nicht Zeit hätte, einen ganzen Gottesdienſt mit abzuwarten, ſo wolte ich lieber gleich bey dem Anfange des Gottesdienſtes zugegen

ſeyn,

Digitized by Google

ſeyn, und beym Anfange der Predigt wieder nach Hauſe gehen, ehe ich das gemeinſchaftliche Singen in der Kirche verſäumen wolte.

Hierauf nahm ein anderer aus der Geſellſchaft das Wort, und ſagte: Ich gebe zwar ihnen vollkommen recht, was ihre Anmerkungen betrift, welche ſie über das unanſtändige Betragen der meiſten Menſchen in der Kirche angeſtellet haben; allein in einem Puncte bin ich nicht ihrer Meinung, was nemlich das Singen betrift. Ich geſtehe frey, daß ich allemal erſt mit dem Anfange der Predigt komme, und mit dem Ende derſelben wieder fortgehe, denn es iſt mir unmöglich mit zu ſingen, weil mir dieſes ganze Stück des öffentlichen Gottesdienſtes lächerlich und thöricht zu ſeyn ſcheint.

Da ich nun auch ein Liebhaber des Singens bin, ſo nahm ich mir der Kirchengeſänge wider dieſen Gegner an, und widerſprach ihm. Ich verlangte von ihm, er ſolle ſeine Gründe anführen, warum ihm das Singen zuwider ſey. Zuerſt brachte er einen Gedanken vor, worüber er tüchtig ausgelacht wurde. Er fragte uns nemlich, ob es nicht höchſt närriſch ſeyn würde, wenn wir dem Könige eine Supplique überreichen wolten, und wir wolten ihm den Inhalt derſelben vorſingen? Er meynte alſo, es komme eben ſo närriſch heraus, wenn wir unſere Bitten ſingend vor GOtt brächten. Er wünſchte alſo, daß an ſtatt der Geſänge, Gebete von jemanden verleſen würden. Dieſer Einwurf ward mit einmmale beantwortet, indem ich zeigte, daß wir bey der Einrichtung eines Gebets nicht vornemlich auf GOtt ſehen müßten, denn da derſelbe ohnedem alles wiſſe, was wir nöthig haben, und was wir wünſchen, ſo brauchten wir um ſeinetwillen nicht einmal

laut zu beten. Allein das Gebet müſſe ſo eingerichtet werden, daß dadurch das Gemüth des Betenden recht nachdrücklich gerührt werde. Und es ſey demnach klar, daß das Beyſpiel von einem Könige ſich gar nicht hieher ſchicke. Wir geriethen in ein weitläuftiges Geſpräch, und da die Geſellſchaft es für nützlich hielt, mit meiner Vertheidigung der Kirchengeſänge ein Stück in dem Menſchen anzufüllen, ſo will ich das übrige dieſes Blats mit meinen Gedanken über dieſe Sache vollends anfüllen.

Man muß allerdings geſtehen, daß es ſehr thöricht und unerbaulich iſt, wenn in der Kirche Geſänge geſungen werden, welche mit Gedanken angefüllet ſind, die ſich entweder auf gar niemanden ſchicken, oder doch auf die wenigſten der Anweſenden. Manche Geſänge können unmöglich mit einer wahren Andacht geſungen werden; als wenn ein Krieg geführt wird, oder von einem Angefochtenen, oder von Leuten, die verfolget werden, oder die Weib und Kind haben, u. ſ. w. Wenn alſo der Prediger ſolche Geſänge verordnet, welche ſich nur auf einen beſondern Zufall, oder Zuſtand beziehen, und welche alſo nicht von allen, die in der Kirche zugegen ſind, mit wahrer Andacht können geſungen werden, ſo begeht er einen Fehler. Wenn man alſo das gemeinſchaftliche Singen in der Kirche anpreiſen will, ſo muß man voraus ſetzen, daß ſolche allgemeine Gedanken in den Geſängen vorkommen, die jedermann auf ſich deuten kan.

Es iſt ebenfals thöricht und lächerlich, wenn ein Geſang gar nicht poetiſch abgefaſt, und mit kriechenden, niederträchtigen und abgeſchmackten Gedanken angefüllet iſt. Aufgeweckte Köpfe können in der Kirche der Verſuchung zu lachen kaum widerſtehen, wenn ſie hören, daß eine Geſellſchaft,

ſellſchaft, die ofte aus viel hundert Leuten beſteht, eine abgeſchmackte und lächerliche Poeſie aus vollem Halſe herſingt. Wenn man alſo das Kirchenſingen vertheidigen will, ſo muß man vorausſetzen, daß in den Geſängen eine reine und wahre Poeſie angetroffen werde. Man ſolte demnach keinen Geſang ſingen laſſen, welcher eine elende und lächerliche Poeſie enthält, und ſolte er auch gleich ſeines Alterthums wegen, oder ſeines Urhebers wegen, bisher in groſſer Achtung geſtanden haben.

Endlich muß man auch voraus ſetzen, daß die Melodie des Geſanges den Regeln der Muſic gemäß ſey. Denn es klinget ebenfals abgeſchmackt, wenn ein Geſang geſungen wird, deſſen Melodie erbärmlich iſt. Es ſind überhaupt in einer Kirche viel ſchlechte Sänger zugegen, und wenn nun noch dazu die Melodie des Geſanges ſchlecht iſt, ſo mag ein jeder ſelbſt beurtheilen, wie lächerlich das Geſinge ſeyn muß, womit alsdenn eine Kirche angefüllet iſt.

Man kan vornemlich zwey Urſachen anführen, warum das gemeinſchaftliche Singen eins der wichtigſten und nützlichſten Stücke des äuſſerlichen Gottesdienſtes iſt.

Erſtlich, weil ſie ihrer Einrichtung wegen die Herzen der Singenden ſo ungemein rühren und erwecken können. Dieſes geſchieht auf eine zweyfache Weiſe. Einmal, weil die erbaulichen theologiſchen Gedanken in einem Geſange poetiſch eingekleidet ſind. Jedermann, welcher ein empfindungsreiches Herz beſitzt, und die herzenslenkende Gewalt der Poeſie kennet, der weiß, daß keine Gedanken ſchneller auf das Gemüth wirken, als die poetiſchen. Ein Gedanke wird nicht eher den Namen eines poetiſchen Gedanken verdienen, ehe er nicht reicher, erhabener wahrſcheinlicher, lebhafter, überredender und rührender

iſt, als die Gedanken gewöhnlicher Weiſe beſchaffen ſind. Es mag alſo in einem wahren Geſange, oder in einem Kirchenliede, welches den Namen einer geiſtlichen Poeſie in der That verdient, entweder eine Lehre abgehandelt werden, oder eine Tugend, oder es mag ein Gebet, oder ein Lob GOttes ſeyn, oder es mag einen Inhalt haben, was für einen es will: ſo wird es allemal, vergleichungsweiſe davon zu reden, erbaulicher ſeyn, als eine Predigt, ſonderlich für den einfältigen Theil der Zuhörer, als welcher nicht im Stande iſt, den ganzen Zuſammenhang der Gedanken in einer Predigt zu überdenken. Ein ſchönes Kirchenlied kan demnach viel eher und leichter, als eine Predigt, die andächtigen und gottſeligen Leidenſchaften erwecken, und das Herz in Flammen ſetzen, und als ein jeder anderer geiſtlicher Vortrag.

Dazu komt, zum andern, bey einem Kirchenliede noch die Muſic, es mag nun entweder bloß geſungen, oder es mag ein muſicaliſch Inſtrument zugleich dazu geſpielet werden. Die Harmonie der Töne wirkt vor ſich ſchon auf die Gemüther der Zuhörer, und man kan durch die bloſſe Muſic Traurigkeit, Freude, Zorn und alle Arten der Leidenſchaften erwecken. Ich will jezo nicht das Lob der Muſic beſchreiben, ſondern ich ſeze dieſes als eine ausgemachte Sache hier voraus. Wir wollen alſo folgendergeſtalt ſchlieſſen: da die Poeſie und Muſic einzeln genommen, ſo ſehr in das menſchliche Gemüth wirken können, ſo wird ihre Wirkung noch viel ſtärker ſeyn, wenn ſie mit einander verbunden werden. Wenn demnach ein Kirchengeſang eine ſchöne Poeſie und Melodie zu gleicher Zeit beſizt, ſo kan es nicht fehlen, ſeine Wirkung auf die Gemüther muß ſehr groß ſeyn. Und wenn jemand

mand ſagen wolte, er fühle niemals dieſe Wirkung, ſo gereicht ihm dieſes Geſtändniß zu einer groſſen Schande. Er muß entweder ein verſtocktes Herz haben, welches gegen alle göttliche Wahrheiten unempfindlich iſt; oder er muß ohne Andacht ſingen; oder er muß weder an der Poeſie noch an der Muſic einen Geſchmack haben; oder es iſt ſonſt ein Fehler in ſeinem Gemüthe, welcher ihm zu einer ſehr ſchlechten Ehre gereicht.

Die andere Haupturſach, wodurch ſich die Kirchengeſänge ſo ſehr anpreiſen, beſteht darin, daß ſie die einzigen Arten des Vortrags ſind, welcher von vielen Perſonen gemeinſchaftlich und zugleich verrichtet werden kan. Wenn geprediget wird, ſo kan nur einer reden, und die übrigen müſſen zuhören, und da iſt die gehörige Aufmerkſamkeit viel ſchwerer zu erhalten, als wenn ich dasjenige laut herſage, worauf ich meine Aufmerkſamkeit richte. Wenn jemand ein Gebet verrichtet; und die übrigen ſprechen es ſachte vor ſich nach, da iſt eben die Schwierigkeit dabey. Und wenn einige hundert Perſonen ein Gebet laut herſagen wolten, ſo würden ſie in der Ausſprache unmöglich einerley Geſchwindigkeit und einen Ton beobachten, es würde alſo in den Kirchen ein verwirrtes Geplapper gehöret werden, welches lächerlich ſeyn und die Andacht ſtören würde. Bey einem Kirchengeſange fallen alle dieſe Unbequemlichkeiten weg, indem der Tact und die Melodie verurſachen, daß alle, die da ſingen, ein Wort zu gleicher Zeit und in eben dem Tone ausſprechen. Nun weiß jedermann aus der Erfahrung, daß diejenigen Stücke des Gottesdienſtes, welche man in Geſellſchaft anderer gemeinſchaftlich verrichtet, allemal erwecklicher ſind, als diejenigen, die man vor ſich allein ausübet. Denn der Menſch

iſt ein geſellſchaftliches Thier, und in der Geſellſchaft wird man durch das Muſter und Beyſpiel anderer, vermittelſt der Nacheiferung und der Nachahmungsbegierde, welche uns von der Natur eingepflanzt iſt, ungemein aufgemuntert. Doch ich kan hier voraus ſetzen, daß es eine ausgemachte Wahrheit ſey, daß ein Gottesdienſt, den mehrere zugleich verrichten, beſſer ſey, als derjenige, den man allein verrichtet, wenn man nemlich dieſe beyde Arten des Gottesdienſtes nur überhaupt mit einander vergleicht.

Die heilige Schrift ſtimt mit dieſen Gedanken volkommen überein. Sie ſtelt uns nicht nur Muſter der Kirchengeſänge vor, indem bey dem Gottesdienſte des alten Teſtaments dergleichen eingeführt wurden. David hat ſeine Pſalmen zu dem Ende verfertiget. Sondern es wird uns auch ausdrücklich anbefohlen, daß wir dem HErrn ſingen und ſpielen ſollen. Und in der heiligen Schrift kommen unendlich viele höchſtanmuthige und reizende Vorſtellungen der ſeligen Ewigkeit vor. Unter andern wird uns die ewige Seligkeit als ein unaufhörlicher Gottesdienſt vorgeſtelt. Nicht aber etwa als ein Gottesdienſt, da einer in der Verſammlung prediget und betet, und die andern nur zuhören; ſondern als ein gemeinſchaftliches Singen und Spielen, zum Lobe des höchſten Weſens. Hat alſo unſer äuſſerlicher Gottesdienſt hier auf Erden eine Aehnlichkeit mit der Beſchäftigung der Seligen in der Ewigkeit, ſo beſteht dieſe Aehnlichkeit beynahe einzig nur darin, wenn wir einen erbaulichen Kirchengeſang gemeinſchaftlich ſingen; alsdenn verrichten wir in unſern Kirchen eine Arbeit, welche wir einmal ewig fortſetzen ſollen.

Der

Der Menſch.

Das 97. Stück.

Es giebt Eigenſchaften der Menſchlichkeit, die ſich ſo ſelten zeigen, die ſo ſehr unterdrucket werden, und daher ſo tief verborgen bleiben, daß man faſt zweifeln ſolte, ob ſie in unſerer Natur gegründet, und dem Menſchen, ſo, wie wir ihn betrachten, unentberlich wären. In Abſicht auf dieſe Eigenſchaften, nahm Diogenes bey hellem Mittage eine Laterne und ſuchte Menſchen. Nachdem wir den Menſchen zum Gegenſtande unſerer Abhandlungen genommen haben, ſo iſt es unſere Pflicht, ſo tief in der Natur deſſelben zu forſchen, daß uns nichts, das zu ſeinen weſentlichen Stücken gehört, verborgen bleibe. Wir ſind in dieſe Unterſuchung, und mit dem Bergmann zu reden, in unſerm Einſchlagen auf die Ader der Freundſchaft gekommen. Eine Sache, die wenige kennen, die faſt nicht mehr angetroffen wird, und von der man doch ſo viel ſpricht, aber auf eine Art, wie ehemals Frankreich von Miſſiſippi redete. Nachdem wir den Gang dieſer Ader überall entblöſſet haben, ſo finden wir, daß die Freundſchaft in der Natur der Menſchen, in der menſchlichen Vernunft, und in der chriſtlichen Religion auf ſolche Art gegründet ſey, daß der Menſch, der kein Freund

iſt, weder ein rechter Menſch, noch recht vernünftig, noch ein rechter Chriſt ſeyn könne.

Es dürfen vielleicht viele von meinen Leſern denken, daß ich dem menſchlichen Geſchlecht zu nahe thäte, indem ich die Freundſchaft als ſo etwas verborgenes und ſeltenes ausgebe, da niemand iſt, der nicht die Freundſchaft für das reizendſte und ſüſſeſte hält, das man auf Erden genieſſet, und da niemand, der eine menſchliche Seele hat, ſolches leugnet. Allein ich bitte dieſe Leſer, ihre Augen rund um ſich herum auf alle Menſchen zu kehren, die nur ihre Blicke erreichen können, ſo werden ſie mir eingeſtehen, daß ich ſo unrecht nicht habe.

Kan man wol die Freundſchaft für etwas ausgeben, das ſo klar und deutlich in unſerer Natur lieget, da ſo wenig Einigkeit und herzlicher Umgang unter den Menſchen angetroffen wird. Wie, dieſe Völker, die ſich ſo unbarmherzig bekriegen; wie, dieſe einzelne Perſonen, die ſich das gröſte Vergnügen daraus machen, einander zu ſchaden, und ſich unter einander zu zerreiſſen, haben dieſe wol eine Anlage ſich zu lieben, eine natürliche Zurüſtung und Neigung zur Freundſchaft mit auf die Welt gebracht? Ich würde allerdings zu weit gehen, wenn ich daraus ſchlieſſen wolte, daß die Freundſchaft nicht in der menſchlichen Natur gegründet ſey: allein ich kan mit Recht behaupten, daß ſie eine ſehr unterdruckte, und ſelten ſich äuſſernde Eigenſchaft ſey, die ſo verborgen iſt, daß man einen Timon entſchuldigen kan, wenn er ſie ganz ableugnet. Man muß die Laterne des Diogenes haben, wenn man ſie finden will, und man muß ſehr gute Augen haben, die unverwandt auf ihren Gegenſtand ſehen, wenn man ſie nicht gar bald wieder aus den Augen verlieren will.

Digitized by Google

will. Denn was iſt leichter, als die Freundſchaft nicht finden, oder wieder aus den Augen laſſen, unter der unendlichen Anzahl der Verblendungen, und der ungeheuren Menge von falſchem Schein, zu welchem noch der Selbſtbetrug unſers Herzens ſich geſellet.

Dieſe edle Tugend iſt allerdings uns natürlich. Wir werden geboren mit der Fähigkeit und Neigung, uns unter einander freundſchaftlich zu lieben, und dieſer Trieb iſt ſo ſtark, daß er in wilde Ranken des Laſters ausſchläget; wenn er nicht recht gewartet und geleitet wird, alsdann träget er Früchte, die ſo ſehr aus der Art ſchlagen, daß man die Freundſchaft an ihnen nicht mehr erkennen kan. Die Härtigkeit, die Bosheit, welche den Character von drey Viertheilen der Menſchen ausmachen, und die die eine Helfte des menſchlichen Geſchlechts gegen die andre aufbringt, dieſes gehäßige Weſen entſtehet aus den ungebrochenen Leidenſchaften, dem Eigennuß und den verderbten Lehrſätzen unſerer Tage; dieſe haben das Herz vergiftet. Wie aber dieſe Neigungen, die wir nach und nach erhalten, auf eine unmerkliche Art und nach und nach die Triebe der Natur erſticken, ſo werden wir ihre erſten Anfälle, und ihre Geburt nicht gewahr bey uns; wir merken auch eben ſo wenig ihren Fortgang und Wachsthum, und der gröſte Theil der Menſchen kan ſich nicht erinnern, daß er jemals anders reiner und beſſer gedacht und empfunden hat, als er jezt denket und empfindet.

Damit wir nun dieſe uns ſo natürliche Freundſchaft, die ſo entſeßlich verunſtaltet iſt, auffinden mögen, ſo müſſen wir bis auf die zarteſten Jahre zurücke gehen; wir müſſen ſie in der Wiege aufſuchen, und in den erſten Tagen des Lebens, in welchen wir allein nach den Trieben unſers Her-

zens

zens handeln. Ein Kind iſt bey ſeiner Ankunft auf die Welt einem Fremden gleich, der in eine Gegend ausgeworfen wird, wo ihn nichts von ſeinen Untergang retten kan, als der liebreiche Beyſtand der Menſchlichkeit, und die Willfährigkeit ihm ganz neuer Wirthe. Es reichet uns die kleinen Arme entgegen, und ſeine Beredſamkeit, ſo ſtumm ſie gleich iſt, entwafnet die Rauhigkeit und Grauſamkeit viel eher, als die Worte des geübteſten Redners; ſie hält ſich nicht dabey auf, die Ohren zu kützeln, und langſam auf unſern Verſtand, und durch denſelben auf den Willen zu wirken, ſie gehet gerade zu und ſchnell durch das Auge auf das Herz. Ein Kind hält ſich ſo gleich an die Perſonen, von welchen es ſeine Nahrung bekomt; ſeine erſten Blicke ſind zärtlich und vertraulich, und ſeine erſten Geberden ſind nichts, als Liebkoſungen: ohne daß es weiß, was lieben und geliebet werden ſey, ſo liebt es, und wird geliebt: die Natur trägt gleichſam die erſten Koſten, und machet ihm den Weg eben zur Freundſchaft. Die erſten Funken der Erkäntniß, das noch ſchwache Licht der Vernunft, welches bey den erſten Jahren hervor blicket, vermehret dieſe ſüſſe Neigung noch ſtärker. In den erſten Geſellſchaftverbindungen, welche die Kinder unter ſich zu errichten beginnen, ſiehet man die liebenswürdigſte Freymüthigkeit; und die Bezeugungen ihrer gegenſeitigen Freundſchaft ſtellen uns die erſten Eindrücke der Natur ganz blos vor Augen. Da komt noch nicht in Anſchlag, weder der lächerliche Rang und Vorzug, noch der niederträchtige Eigennutz, noch Eiferſucht, noch Mißtrauen, noch Hinterliſt; ſie ſehen ſich, ſie ſehen ſich mehrmals, und verlangen nichts eifriger, als bey einander zu ſeyn; ſie beſchäftigen ſich mit unſchuldigen Spielen, über deren Ein-

falt

Digitized by Google

ſalt wir dieſe Kleinen auslachen, die aber weit mehr werth ſeyn, als die grauſamen Spiele unſrer Leidenſchaften, die uns unerbitlich beherſchen, ſo bald ſie einmal die Uebermacht erhalten haben. Was iſt ſüſſer und angenehmer, als dieſe erſte Verbindungen. Ich beruffe mich auf die Empfindung und auf das Andenken aller, die mich verſtehen. Wenn wir einen Freund von dieſer Zeitrechnung, einen Gefehrten unſerer Kindheit wieder antreffen; ſo iſt dieſes, in unſerm höchſten Alter, und mitten in der unruhigſten Lebensart, ein ſüſſer Anblick; unſere erſte Unſchuld wird gleichſam wieder erfriſchet, und wir empfinden, wenigſtens auf einige Augenblicke, das heiterſte und angenehmſte Vergnügen.

Dieſer Trieb zur freundſchaftlichen Verbindung, den wir von der Natur erhalten haben, erſtrecket ſich weiter, als die Kindheit; die Jünglingsjahre haben noch rührende Ueberreſte davon. Dieſes zurückhaltende Weſen, welches den Mann begleitet; dieſe Art von Rauhigkeit und ſtrengem Ernſt, welcher ſich mit den Runzeln der Jahre vereiniget, verbindet ſich ſelten mit der reizenden Blüte des Frühlings unſerer Tage. Junge Leute ſind bey dem erſten Antrit offenherzig; ſie errichten unter ſich eine geſellige Verbindung ihrer Neigung, ihres Geſchmacks und ihres Vergnügens; ſie leben von dem erſten Augenblicke ſo gegen einander, als wenn ſie ſich von je her gekant hätten. Es entſtehen daher zwar allerley leichtſinnige, thörichte und abgeſchmackte Verbindungen, welche man nicht mit dem ſchönen Namen der Freundſchaft belegen darf; allein man ſiehet doch bey dieſem allen die Triebe und Regungen der Natur. Dieſe reizet uns alſo zur Freundſchaft, aber die reifere Vernuft iſt es, die ſie in rechte Ordnung und zur gehörigen Stärke bringt.

Digitized by Google

Wir wollen einen Jüngling betrachten, ſo wie wir ihn aus den Händen der Natur bekommen, und der nunmehr in die Jahre trit, denen die Zerſtreuung eigen iſt. Wir finden ihn in unbeſtimten und nichtswürdigen Verbindungen; der Grund ſeiner Handlungen iſt eine blinde Neigung, ein maſchinenmäßiger Geſchmack, ſein Herz iſt noch ganz neu und unerfahren. Was wird aus ihm werden? Wenn nicht eine ihn leitende Erziehung, oder ein frühzeitigerer Verſtand, ihm die Dauer einer ſolchen Art von Bezauberung abkürzen, ſo müſſen ihn die Erfahrung einiger Jahre, Verdrüßlichkeiten, Unglücksfälle, eine Probe der Unbeſtändigkeit und der Betriegerey, und die Untreue, dahin bringen, daß er zum erſtenmal anfängt zu überlegen und nachzudenken. Da lernet er alsdenn dauerhafte und wahre Verbindungen von dieſem Geſpenſt der Freundſchaft, das ihn bisher verleitet hat, unterſcheiden; die Vernunft vereiniget ſich alsdenn mit der Stimme der Natur, und ſagt uns ungefehr folgendes.

Seitdem ich auf der Welt bin, habe ich unzählig vergnügte Augenblicke erlebt, die ich der Freundſchaft zu danken habe. Der gröſte Theil meines Vergnügens würde abgeſchmackt ohne Geſellſchaft geweſen ſeyn; der gröſte Theil meines Unglücks würde mir unerträglich geweſen ſeyn, wenn nicht hülfreiche Hände dieſe Laſt erleichtert hätten; ich kan jetzo wirklich auf viel Perſonen Rechnung machen, die ſich meine Freunde nennen, und mir von Zeit zu Zeit Dienſte erzeigen. Indeſſen iſt doch dieſer Vortheil mit manchem Uebel verknüpft. Es finden ſich viel Gelegenheiten, die mir zeigen, daß der gröſte Theil dieſer Freunde nicht mit ſtarken Banden mit mir vereiniget ſind, daß ihre Rathſchläge nicht jederzeit treu und uneigennützig ſind;

kurz,

Digitized by Google

kurz, daß tauſend Zufälle dieſe Freundſchaft ändern. Ich ſehe zum voraus, daß gewiſſe Zufälle dieſe Wolke von Freunden gar leicht zerſtreuen, und mich alsdenn von allen verlaſſen, einſam zurücke laſſen möchten. Was ſoll ich thun? Die Freundſchaft, die ich bisher erfahren habe, hat ihr Reizendes, und Unangenehmes. Solte es nicht eine Art von Freundſchaft geben, wo das widrige verbannet wäre, und die mir nichts als eine lautere Quelle des Vergnügens auf alle Tage meines Lebens eröfnete? Wie muß ein Freund beſchaffen ſeyn, von welchem ich mir dieſes Glücke verſprechen darf?

Hier ſetzet nun die Vernunft ihr Amt fort, und zeichnet uns vor unſern Augen den Character eines wahren Freundes. Sie zeiget uns einen Menſchen, der ſich weit von dem verächtlichen und leichten Schwarm, der uns bey nahe alle Freundſchaft verleidet hatte, unterſcheidet. Ein Menſch, der durch eine ſanfte übereinſtimmende Gleichheit des Gemüths, durch eine Art der Vereinigung ſeiner Seele mit der unſrigen, zubereitet iſt, ſich mit uns zu verbinden, der uns wahrhaftig ſein Herz giebt, und das unſrige eben ſo redlich verlanget; ein Menſch, der künftig mehr offne Augen für unſern, als ſeinen Nutzen hat, der bey den geringſten Bedürfniſſen eilfertig ſich nahet, der unſer Verlangen vorherſiehet, und der zu gleicher Zeit die Weisheit, die Tugend und die Gottesfurcht zur Regel ſeiner Handlungen ſetzet, der nicht die grauſame Freundſchaft hat, uns in unſern Abweichungen zu beſtärken, und unſere eitele und ungerechten Begierden zu befördern, der uns in das Verderben führet, indem er uns nach unſerer Phantaſie behülflich iſt. Nein, der wahre Freund, den die Vernunft ſucht, und den ſie dafür erkennet, iſt ſo wol ſtrenge als zärtlich, und ſeine Strenge ſtimt überdis mit ſeiner Zärtlichkeit überein. Er hebt, und wenn es nicht anders ſeyn kan, ſo reiſt er das unglückliche Band der Verblendungen von unſern Augen weg; er beſtreitet, ohne Verſchonen und feurig, ſo daß wir mannigmal glauben, ſeine Freundſchaft habe ſich in Zorn verwandelt, unſre liebſten Neigungen, ſo bald er ſiehet, daß ſie unſerer wahren Ehre und Glück nachtheilig ſeyn. Er läſſet es nicht dabey bewenden, daß er unſere Wunden verbindet; er ergründet ſie oftmals auf die ſchmerzhafteſte Unterſuchung; und ſolten wir in der That ſo ungerecht ſeyn, ihn deswegen zu haſſen, ſo opfert er dennoch alle andere Abſichten unſerm wahren Wohl auf. Welch ein Schatz iſt nich ein ſolcher Freund!

Digitized by Google

Freund! Kan man wol ohne ihn auf der Welt ein angenehmes Leben genieſſen? Kan man wol ohne ihn eine unzähliche Menge der Unglücksfälle überſtehen, oder vermeiden? Wir loben eine langweilige und verdrüßliche Art, bis an den Augenblick, da unſer Herz den antrift, der Verdienſte genug hat, es zu beſitzen; von da an fangen wir an, unſer ſelbſt zu genieſſen, da fangen wir an zu leben.

Allein der Religion, dem Chriſtenthum iſt es vorbehalten, dieſe Freundſchaft recht hoch, rein und feſt zu machen. Die Freundſchaft erhält nicht ihre rechte Stärke, und ihre vollkommene Brauchbarkeit, wenn ſie das Chriſtenthum nicht leitet, und ſie zu dem wahren Zweck aller unſerer Handlungen führet, nemlich zu unſerm Heil. Die hohen Bewegungsgründe der Erlöſung, die Beſtimmung zu einem unendlichen Glück, und die Liebe GOttes zu uns, die gleich erhabenen Triebe GOtt zu lieben, die geheiligten Beſtrebungen nach der erhabenſten Tugend: was vor eine Verbindung bringen dieſe nicht zuwege, die allein der engliſchen Natur, die allein des Menſchen, an welchem das Bild GOttes ſich zeiget, würdig iſt? Ein Freund, der GOtt fürchtet, der ein wahrer Chriſt iſt, befeſtiget uns auf dem Wege unſers himmliſchen Berufs; er komt uns ſo wol durch ſein gutes Muſter, als auch durch ſeine gerechten Rathgebungen zu ſtatten; er iſt ein Gefehrt der Ewigkeit. Iſt wol in dem ganzen Himmel eine mehr verlangenswürdige Sache anzutreffen? Nennet ſich nicht deswegen unſer Erlöſer ſelbſt unſern Freund? Dieſe Freundſchaft erhebet uns nicht nur ungemein, und verwandelt die Erde in ein Paradies, ſondern ſie gehet auch mit uns durch die Gruft in die unendliche Seligkeit; da erlanget ſie ihre höchſte Vollkommenheit, in dem Anſchauen GOttes: denn wie die Liebe zu GOtt der Grund dieſer Freundſchaft iſt; wie ein Menſch, der GOtt und mich liebet, mit allem Fleiß ſich dahin beſtrebet, daß er auch mich mit der Liebe gegen GOtt erfülle: ſo genieſſen wir hier ſchon ein reines Vergnügen an denen, die ein Herz haben, ſo in heiligen Flammen der Liebe GOttes brennet. Denn wir freuen uns über ihr Glück, und wiſſen, daß alle ſolche Herzen auch redliche und freundſchaftliche Triebe, gegen uns hegen, und daß wir, nach Ablegung der Unvollkommenheit, das Wohl, das ein Geiſt zu empfinden vermag, im ungeſtörten Genuß der himmliſchen Freundſchaft antreffen werden.

C.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 98. Stück.

Gleichwie junge Leute mehrentheils durch das Vorurtheil der Neuigkeit beherrſcht werden, vermöge deſſen alles ihnen gefält, und ihren Beyfall erhält, was neu iſt; alſo werden alte Leute durch das Vorurtheil des Alterthums regieret. Daher haben ſie beſtändig etwas an den neuern Zeiten zu tadeln, und ſie geben den vergangenen Zeiten in allem den Vorzug vor den neuern, welche letztern ihrer Meinung nach immer ſchlimmer werden. Dieſe übermäßige Verehrer des Alterthums ſuchen alles zum Vortheil deſſelben auszulegen; und jedermann weiß, daß alte Leute, vielleicht manchmal aus Geiz, die alten Zeiten auch deswegen ſo ſehr herausſtreichen, weil es wohlfeile Zeiten geweſen.

Man muß allerdings geſtehen, daß die Zeiten immer theurer werden, und es komt uns ſeltſam vor, wenn wir in dieſem Stücke die alten Zeiten gegen die unſrigen halten. In der Zeit des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts bekam ein Arbeitsmann zu ſeinem Tagelohn einen Kreuzer, deren ſechzig einen Gulden ausmachen. In Holland werden drittehalb Groot, welches ohngefehr acht

Pfennig ausmacht, noch heute zu Tage ein Braßpfennig genant, weil man dafür ehemals hat praſſen, oder herrlich und in Freuden leben können. Man muß ſich verwundern, wenn man in alten Nachrichten findet, wie bisweilen ein fürſtliches Beylager, welches acht Tage gewähret, und bey welchem eine Menge Standesperſonen mit weitläuftigem Gefolge erſchienen waren, kaum dreyßig bis vierzig Thaler gekoſtet habe. Ein gewiſſer herzoglicher Rentſchreiber meldet in der noch ungedruckten Chronike ſeines Landes: Heute Dato iſt unſer Herzog mit allen ſeinen Junkern in das Weinhaus gegangen, da banquetirt, und habe ich dafür acht Thaler ausgezahlet, dat het ſchlampampen. Ein altes Document meldet, daß ein Herzog von Pommern, als er in Krieg verwickelt geweſen, von einer Morge Landes (welche in neuern Zeiten eilf Thaler Contribution geben müſſen,) drey Sößling oder fünftehalb Pfennige verlanget, welches ihm die Landſtände abſchlugen, daher er dazu ſchrieb: das ſey GOtt geklaget! Damals hatte ein Prinz von Würtenberg neunzig Gulden Apanage, und zehn Gulden zu einem Ehrenkleide. Die herzoglichwürtembergiſchen geheimen Räthe haben, nach dem Formular der alten Beſtallungsbriefe, noch heut zu Tage unter ihrer übrigen Beſoldung zehn Gulden zu einem Ehrenkleide, und die Amtleute ſechs Gulden zu eben dieſer Ausgabe. Zu der Zeit, wovon jetzo geredet worden, wurde ein Prinz aus einem alten herzoglichen Hauſe an den Hof eines gewiſſen Churfürſten geſandt, und ſein Vater ſchrieb an den Churfürſten unter andern folgendes: Nachdem auch unſer Sohn groß und bengelhaft wird, ſo finden wir nöthig, ihn in die Fremde zu ſchicken, und vornemlich an Ew. Liebden Hof, damit er daſelbſt Mores lerne.

Digitized by Google

lerne. Wir haben ihn alſo mit einem reiſigen Knecht wohl verſehen, u. ſ. w. Im ſechzehnten Jahrhunderte koſtete es ſchon mehr, wenn ein Prinz an auswärtige Orte verſchicket werden ſollen. Philippus Magnanimus, Landgraf zu Heſſen, wolte einige von ſeinen Prinzen einem Straßburgiſchen Lehrer, dem Johann Sturm, zur beſondern Aufſicht anvertrauen. Er ſchrieb ihm unter andern: und wollen wir ihm jährlich auf eine jede Perſon, ſo viel wir deren ſchicken werden, ein hundert Thaler für die zwo Mahlzeiten, Suppen, Unterzehr, Schlaftrunk, Leuchtenung, Wäſcherlohn und anders erlegen.

Wir haben dieſe Nachrichten aus Keyßlers Reiſebeſchreibung genommen, und man könte dieſelben leicht vermehren, wenn es nöthig wäre. So viel erhellet unleugbar, daß es in unſern Zeiten unendlich vielmals theurer zu leben iſt, als vor drey oder vierhundert Jahren. Ein Student, der jetzo nur hundert Thaler jährlich zu verzehren bekomt, muß ungemein gut haushalten. Und wenn man irgends eine Proportion in dieſem Puncte zwiſchen den alten Zeiten und den unſrigen feſt ſetzen will, ſo kan man ſie vielleicht am beſten nach dem Tagelohn der Arbeiter beſtimmen. Ein Mäurer bekomt jetzo acht Groſchen Tagelohn, und damals einen Kreuzer, das iſt ohngefehr drey Pfennige. Es bekomt demnach ein Arbeitsmann jezo zwey und dreyßigmal mehr. Man kan alſo annehmen, daß man heute zu Tage, wenn man bloß nothdürftiger Weiſe leben will, zwey und dreyßigmal mehr Geld haben müſſe, als man vor etliche hundert Jahren nöthig gehabt hat, und das reicht noch nicht einmal, wenn man die neuerfundenen Ergötzlichkeiten dazu rechnet, als

welche mehr Geld koſten, als die Nothdurft, und die nütz-lichen Beqvemlichkeiten des Lebens.

Man könte vielleicht die Frage aufwerfen, woher dieſer gewaltige Unterſcheid entſtanden? Wir wollen uns nicht weitläuftig in dieſe Unterſuchung einlaſſen, ſondern es dünkt uns, daß zwey Urſachen hinlänglich ſind, um zu begreifen, wie die Theurung ſo gewaltig zugenommen. Einmal, weil die Landesobrigkeiten immer mehr und mehr Geld prägen laſſen. Seitdem America entdeckt worden, ſeitdem ſind Gebirge von Gold und Silber vermünzt worden. Da nun das Geld nichts nutzt, wenn man es nicht ausgiebt, ſo haben diejenigen, die ſehr viel Geld beſeſſen, nachdem ſo viel Geld unter die Leute gekommen, mehr Geld für eine Waare geboten, und man hat ſie ihnen auch theurer angeboten, und alſo iſt nach und nach unter alle Leute mehr Geld gekommen, und es hat ſich demnach der Werth aller Dinge, in Abſicht auf das Geld, nach und nach vermehret, und der Werth des Geldes, weil es ſo häufig geworden, hat ſich vermindert, und mithin ſind alle Dinge nach und nach theurer geworden. Die andre Urſach aber iſt wol die erſte und vornehmſte. Nemlich, die Menſchen haben angefangen in den ſpätern Zeiten der Natur weniger gemäs zu leben, und alſo aufgehöret mit wenigem zu frieden zu ſeyn. An ſtatt daß man vordem mit einem Gericht zufrieden geweſen, muß man jetzo mehrere haben, und an ſtatt man die Speiſen aufs einfältigſte zurichtete, werden ſie, wie die Recepte der Aerzte, ofte aus hundert Ingredienzien zuſammengeſetzt. Und ſo iſt es in allen Dingen gegangen. Ein Menſch muß alſo nicht nur heute zu Tage unendlich vielmal mehr Dinge zu ſeiner Verpflegung kaufen, als die Alten, und alſo braucht er auch viel mehr

Geld;

Geld; ſondern weil man auch heute zu Tage Dinge eingeführt hat, welche zwar nicht eben nöthig ſind, z. E. die ausländiſchen Gewürze, die Treſſen, die Spitzen, u. ſ. w. doch aber wegen der darauf gewendeten Koſten und Bemühungen ſehr theuer ſind, ſo haben die Nothwendigkeiten des Lebens, als Brod, Fleiſch u. ſ. w. auch einen höhern Werth bekommen, damit diejenigen, welche mit denſelben handeln, auch ihren Unterhalt verdienen können. Und um dieſer Urſachen willen iſt zu vermuthen, daß die folgenden Zeiten immer in der Theurung zunehmen werden.

Wenn man fragt: ob die alten oder die neuern Zeiten, was dieſen Punct betrift, beſſer geweſen? ſo iſt die Frage ſchwer zu entſcheiden, und uns dünkt, daß ſie einander an Güte ziemlich gleich kommen werden, wenn man alles in allem rechnet. Wir wollen nur einige hieher gehörige Betrachtungen anſtellen.

Die Menſchen ſind in dieſen beyden verſchiedenen Zeiten im gleichen Grade reich und wohlhabend geweſen, wenn man nemlich den Reichthum nach dem Beſitze des Geldes ſchätzt. Denn hat man heute zu Tage mehr Ausgaben nöthig, ſo hat man auch mehr einzunehmen, vordem hatte man wenig Ausgaben und auch wenig Einnahmen. Kan ich vor hundert Thaler eben ſo viel kaufen als vor tauſend Thaler, ſo bin ich eben ſo reich wenn ich jene beſitze, als wenn ich dieſe beſitze. Ein Prinz konte vor hundert Thaler ſeinem Stande gemäß leben, jezt braucht er zwanzig tauſend Thaler, und hat doch in der That nicht mehr zu verzehren. In den wohlfeilen Zeiten haben die wohlhabenden Menſchen einen Noth- Zehr- und Ehrenpfennig gehabt, und jetzo haben alle wohlhabende Leute nicht

Digitized by Google

mehr, ſie ſind alſo nicht wohlhabender: denn das Geld kan nur geſchätzt werden nach der Menge der Nothwendigkeiten, der Bequemlichkeiten, und der Ergötzlichkeiten des Lebens, welche man ſich für daſſelbe anſchaffen kan.

Beyde Zeiten haben ihre Vortheile und Bequemlichkeiten, und auch ihre Unbequemlichkeiten. In denen ſehr wohlfeilen Zeiten war es eine ungemein groſſe Bequemlichkeit, daß man mit der Auszahlung des Geldes, mit der Verwahrung deſſelben, und mit allen Handlungen, die man mit dem Gelde unmittelbar vornimt, ſo geſchwinde und leicht fertig werden konte, denn es war ſehr wenig Geld unter den Leuten. Das Ducatenbeſchneiden, und die Verfälſchung des Geldes war bey nahe unmöglich. Im Gegentheil muß der Handel und Wandel ſehr ſchlecht und beſchwerlich geweſen ſeyn. Er war überhaupt ſchlecht, und man muſte ſo zu reden alles im Ganzen kaufen. Man konte nicht ſo viel Brod auf einmal kaufen, als zu einer Mahlzeit zureichte, denn das Geld war dem Werthe nach noch nicht klein genung. Jedermann weiß aus der Erfahrung, daß es in hundert Fällen viel Ungemach verurſacht, wenn man zu viel Waare auf einmal nehmen muß. In unſern Zeiten im Gegentheil verurſacht das Geld viel Unbequemlichkeiten. Man kan ſich für ſchlechten Münzen nicht genung hüten, bald wird es abgeſetzt, bald geht es wieder. Das Zählen des Geldes iſt mühſamer. Im Gegentheil haben wir den Vortheil, daß Handel und Wandel ungemein blühend iſt, und daß ich wenige Waare kaufen kan. Wir können heute zu Tage vor einen Pfennig Stecknadeln kaufen, und das war vor drey hundert Jahren eine unmögliche Sache. Es konte demnach der Werth von ſo vielen mannigfaltigen und kleinern Dingen nicht nach dem Geld abgemeſſen werden, als heute zu Tage. In

Digitized by Google

In den ſehr wohlfeilen Zeiten hat man den Vortheil, daß man in dem Puncte der Natur gemäſſer, und folglich einfältig, ſchlecht und recht lebte, und der Natur nachahmete, als welche mit wenigem zufrieden iſt. Allein das war auch der Schade dabey, daß man die Werke der Natur, die ſie entweder durch die Kunſt oder ohne Kunſt hervorbringt, nicht ſo häufig genieſſen konte, und daß viel weniger Leute durch Künſte und durch Handel und Wandel ſich nähren konten. Heute zu Tage haben wir den Schaden, daß wir der einfältigen Natur nicht mehr nachahmen. Es iſt erſtaunlich, wenn man zuſammen rechnet, was wir alles zu unſerer Speiſe, Kleidung, Wohnung, Meublen u. ſ. w. brauchen, und das meiſte davon könten wir entbehren. Allein wir haben den Vortheil, daß tauſend Künſte entdeckt worden, und daß der Handel blühet, und daß dadurch viel tauſend Leute ſich nähren. Wir genieſſen auch heute zu Tage die Natur beſſer, denn GOtt hat alles zum Nutz der Menſchen erſchaffen. Aus allen Theilen der Welt bringen wir die Creaturen der Kunſt und Natur zuſammen, und wir können uns vor unſern Vorvätern rühmen, daß wir erſt recht ſchmecken, ſehen, fühlen, hören und riechen, wie vortreflich und gütig die Natur ſey.

Was die Laſter betrift, welche bey der Erlangung und dem Gebrauche des Geldes ausgeübt werden können, ſo iſt ohnfehlbar zwiſchen den wohlfeilen und theuren Zeiten kein Unterſchied. Der Geizhals vor dreyhundert Jahren hat dieſes Laſter eben ſo ſtark ausüben können, wenn er ſich bemühet hat, nur zehn Thaler zuſammen zu ſcharren, als ein heutiger Harpax, wenn er fünfhundert Thaler ſammlen will. Drey Pfennige haben mit eben der Verſchwendung können verthan werden, als heute zu Tage einige

Thaler. Der Herzog, welcher acht Thaler in einem Weinhauſe verſchlampampet, iſt eben ein ſolcher Verſchwender geweſen, als ein Prinz, welcher heute zu Tage eine Tonne Goldes in einem Tage durchbringt. Eine Obrigkeit hat ihre Unterthanen vordem eben ſo ausſaugen können, wenn ſie von einer Morge Acker fünf Pfennige Steuer verlanget, als wenn ſie heute zu Tage ſo viele Thaler fodert, welche der Beſitzer nicht erübrigen kan, und wenn er auch noch ſo ein guter Hauswirth ſeyn ſolte. Man kan alſo mit keinem Grunde behaupten, daß, wenn auch die Menſchen heute zu Tage laſterhafter ſeyn ſolten als vordem, ſie es deswegen geworden ſeyn ſolten, weil alles jetzo theurer iſt, und man mehr Geld einnimt und ausgiebt.

Wir wollen auch bemerken, daß die Menſchen vordem bey der Erwerbung und Ausgabe des Geldes eben ſo tugendhaft haben ſeyn können, als heute zu Tage. Wer vordem einen Kreuzer erſpart hat, mit einer gemäßigten und haushalteriſchen Klugheit, der iſt eben ſo ein guter Wirth geweſen, als wer heute zu Tage einige Thaler erſparet. Wer jemanden einen Pfennig geſchenkt hat, der iſt eben ſo freygebig geweſen, und hat dem andern eine eben ſo groſſe Wohlthat erwieſen, als wer heute zu Tage jemand einige Thaler geſchenkt hat.

Wenn wir alſo alles zuſammen nehmen, ſo ſind unſere Zeiten deswegen weder ſchlimmer noch beſſer, weil ſie theurer geworden ſind. Dieſe Sache iſt dem Schickſale aller Veränderungen in der Welt unterworfen, vermöge deſſen ſie eine gute und ſchlimme Seite haben. Unſre Altväter ſind in vielen Stücken beſſer daran geweſen, als wir, ſie ſind aber auch in vielen Stücken in ſchlimmern Umſtänden geweſen. Wir wollen alſo mit dem heutigen Zuſtande der Welt zu frieden ſeyn, und unſere Altväter nicht mit einem unzufriedenen Gemüthe beneiden.

Der

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 99. Stück.

Ich verwundere mich, wenn ich Menſchen ſehe, und ich ſehe dergleichen ſehr oft, die ſich alle Mühe geben, die äuſſerliche Geſtalt ihrer Kinder zu bilden, und dagegen die innerliche nicht ihrer Aufmerkſamkeit würdig achten, oder gar ſelbſt vorſetzlich verderben. Rutilia hat alle ihre Töchter in der Baumel hängen, und hin und her baumeln laſſen, damit ſie einen geraden Leib bekommen möchten; ein Kind wäre bey nahe dadurch erhänget worden, und ein anderes iſt wirklich ausgewachſen. Das iſt alle Sorge geweſen, welche Rutilius und Rutilia für die Jahre ihrer Kinder getragen, darin man gemeiniglich die Erziehung anfängt. Es iſt kein Wunder, daß ſo wenig Menſchen menſchlich erzogen werden, da ſo wenig Eltern menſchlich geſinnet ſind. Ich widme dieſes und zwey oder drey folgende Blätter der menſchlichen Kinderzucht.

Man kan es einem in wichtigen Geſchäften ſtehenden Vater nicht verdenken, wenn er ſich in den erſten Jahren ſeines Kindes der Erziehung nicht mit allem Fleiß und möglicher Aufmerkſamkeit annimt. Es komt hauptſächlich auf die Mutter an, daß ſie mit gehöriger und zärtlicher

Wachſamkeit den Leib und den Geiſt der Kinder beſorge, die ihr die Vorſehung gegeben hat. Denn unter den Augen der Mütter bringen wir die Kindheit von ihren zarteſten Tagen an zu; und die Töchter werden von ihnen allein erzogen. Es komt alſo bey dem wichtigſten Stück unſers Lebens bey der Erziehung, auf welche mehrentheils unſer ganzes Unglück und Glück, auch das ewige Wohl beruhet, alles weit mehr auf die Mutter, als auf den Vater an, welcher durch äuſſerliche Umſtände und tauſend Verrichtungen gröſtentheils gehindert wird, ein wachſames Auge auf den Lauf der häuslichen Verrichtungen zu werfen. Wie glücklich iſt alſo ein Mann, dem die Vorſehung eine weiſe und vernünftige Gattin zugeführet hat, und wie nöthig iſt es, daß man bey der Wahl einer Ehegenoſſin, auf ihre Geſchicklichkeit, die Kinder gut zu erziehen, am meiſten achtung gebe. Ich werde dieſen Müttern einige Anmerkungen mittheilen, die ich theils von andern geſammlet, theils ſelbſt gemacht habe, welche ihnen bey Erziehung der Kinner nicht unnütz ſeyn werden, um ihnen gleich mit den erſten Jahren des Lebens menſchliche Geſinnungen beyzubringen; eine That, dadurch ſie das Glück ihrer Kinder, die Ehre ihrer Familie, und ihren eigenen Ruhm auf einem dauerhaften Grund feſt ſetzen. Ich weiß wohl, daß viele dieſe Abhandlung als überflüßig anſehen werdem; allein eine Mutter, die Verſtand hat, fühlet die zarte Liebe zu ihrem Kinde ſo ſtark, daß ſie gern alle Erinnerungen anhöret, welche zum Beſten ihres Kindes gereichen. Dieſem kleinen Theil des ſchönen Geſchlechts, dieſer Zierde der menſchlichen Natur, widme ich dieſe Aufſätze, welche ſie begieriger leſen und fleißiger gebrauchen werden, als alle Mittel, welche ich ihnen an die Hand geben könte, die Ihrigen

Digitized by Google

rigen reich und vornehm zu machen; denn ſie wiſſen, daß nichts edlers ſey, als die Seinigen menſchlich und tugendhaft zu machen, und ihnen eine gute Denkungsart, gute Neigungen und Empfindungen beyzubringen. Wodurch können ſie ihre Kinder mehr von einer recht mütterlichen Liebe überzeugen; und was iſt grauſamer, als bey ſeiner eigenen Leibesfrucht nur für den thieriſchen Theil zu ſorgen, und die menſchliche Natur zu vergeſſen?

Ich erſtaune darüber, daß man faſt durchgehends die allererſten Jahre des Lebens der Kinder ſo geringſchätzig und verächtlich anſiehet. Man hält es nicht eher der Mühe werth, auf die Erziehung die erſten Gedanken zu werfen, als bis das Kind ſchon drey oder vier Jahre gelebt hat, und doch ſind es nur wenige, die um dieſe Zeit ſchon daran gedenken. Auf dieſe Art fängt man die Erziehung mit groſſem Nachtheil zu ſpäte an, und oft ſo ſpäte, daß man ſchon an der Jugend verſchiedene ſchlimme Eindrücke wahrnimt. Unter dem Vorwand, ſich mit den kleinen Annehmlichkeiten der erſten Kindheit zu ergötzen, unterſtehet man ſich nicht, denen Kindern von drey, vier, und fünf Jahren ein ernſtliches Wort zu ſagen, man glaubt es ſey zu früh, und alſo vergeblich; und dennoch iſt eine ernſtliche Erinnerung nie beſſer angebracht, als zu dieſer Zeit. Ein guter Gärtner läſſet dem Lande keine Zeit, daß das Unkraut darin aufkommen kan, warum wollen wir dem Samen der Laſter in den Herzen dieſer Kleinen Zeit laſſen, in die Höhe zu ſchieſſen? wir machen uns die Arbeit nur ſchwer, und die Erziehung ſauer, und oft unmöglich. Wir irren uns, wenn wir glauben, daß die Kinder ſo dumm dahin liegen. Sie nehmen wahr, und betrachten, ſo bald ſie die Augen aufthun, und ſobald ſie hören; ſie

Digitized by Google

ſtellen, noch ehe ſie lallen können, ſogleich insgeheim kleine Betrachtungen und Vergleichungen an; daraus entſtehen kleine Beurtheilungen, die ihrer Einſicht und Stärke gemäß ſeyn; ſind dieſes gleich nur kleine und kindiſche Beurtheilungen, ſo ſind es doch bereits wirkliche Beurtheilungen. Alle Gegenſtände rühren ſie, und dieſe Rührungen ſind etwas ſehr wichtiges; von daher entſtehen, ſo bald die erſte ſtammlende Rede ſich einfindet, kindiſche Reden, deren ausnemende Einfälle uns ſo oft zum Lachen bewegen. Und dieſes Lachen iſt unglücklicher Weiſe alles, was wir uns davon zu Nutzen machen, da man doch indeſſen von dieſer kindiſchen Einfalt einen weit wichtigern Gebrauch machen ſolte.

Ich pflichte hiedurch denen nicht bey, die von ihren Kindern verlangen, daß ſie gleich groſſe Denker ſeyn ſollen, ehe ſie ihnen die Sachen, welche ſie denken ſollen, beygebracht haben. Man muß von Kindern keine reiſe Ueberlegung fordern; man muß ihr Gedächtniß nicht mit wichtigen Gründen und ordentlichen Schlüſſen anfüllen, da ſich noch kaum einzelne Vorſtellungen, und die erſten Begriffe bilden. Dadurch hält man das Kind auf, es bleibt gleichſam in ſich verſchloſſen, wie ein zartes Gewächs, das ſich nicht ausbreiten kan; man benimt ihm alle Luſt, offenherzig zu ſeyn, und ſich durch unſchuldige Spiele zu ergetzen. Man muß ihm nicht die Laſt auflegen, alle Sylben abzuwiegen; man muß mit keinem ſchulmeiſteriſchen Ton alle Gründe deſſen, was es ſagt, von ihm fordern. Man braucht ſo viel Kunſt nicht, oder beſſer zu ſagen, man muß es mit einer feinern und verborgenern Kunſt und Geſchicklichkeit anfangen. Man kan den gröſten Theil des kindiſchen Geſchwätzes, und der erſten Handlungen, ohne groſſe aufmerkſame Unterſuchung vorbey laſſen, wenigſtens muß man

nicht

nicht thun, als wenn man darauf achtung gäbe. Indeſſen zeigen ſich von Zeit zu Zeit einige helle Fünklein des Witzes und der Beurtheilungskraft. Man findet hie und da die erſten Spuren der Natur und die Züge des Characters, und gleichſam die erſten Striche zu dem Bilde. Wie übel und unverantwortlich handeln die, die dieſe Augenblicke vorbey laſſen. Man muß mit der äuſſerſten Geſchwindigkeit ſich derſelben bedienen; man muß ſich mit dem Kinde in einen rechten Umgang und in Geſellſchaft einlaſſen; man muß ihm helfen ſeine erſten Gedanken recht zu bilden, und die erſten Begriffe recht zu entwickeln, wenn es in dem Augenblick dazu aufgelegt iſt, wo aber nicht, wenn es auch mit ſeinen kindiſchen Dingen eine Verwirrung macht, ſo folget ihm in dieſer Ausbeugung nach, und hütet euch, es plötzlich, rauh, und geſtrenge wieder auf die Sache zu bringen, die ihr angefangen hattet, dadurch würde man alles mit einemmal verderben.

Es gehet kein Tag hin, da nicht ein Kind, welches nur einigermaſſen lebhaft iſt, und welches Eltern hat, die Verſtand und Geduld und Liebe genug beſitzen, nicht einige Gelegenheit von dieſer Art an die Hand geben ſolte, und wenn man dieſe nur recht in Acht nimt, und wohl anwendet, ſo kan man in kurzem ſehr weit kommen. Ich wundere mich, daß dieſe ſo leichte als angeneme und zeitvertreibende Beſchäftigung, ſo gar nicht gebraucht wird. Wenn wir mit einem zarten Kinde gleich vom erſten Anfang, ehe es reden und gleichſam denken kan, durch Geberden, und nachher durch Worte ſo umgehen, ſo wird es unausbleiblich Vergnügen an dieſen kleinen Unterſuchungen und Entſcheidungen empfinden, denn es wird durch dieſelben nicht gebunden und gezwungen; wenn wir uns zu-

mal

mal herunter zu laſſen wiſſen, bis auf die Denkungsart des Kindes, alsdenn wird es uns oft von ſelbſt dazu anreizen.

Die Neugierigkeit, die Begierde alles zu wiſſen, iſt die natürlichſte und die erſte Leidenſchaft, die ſich äuſſert. Dieſe komt den Abſichten ſorgfältiger Eltern ungemein zu ſtatten; und an ſtatt daß wir mit Mühe die Kinder zu einem Gedanken, zu einer Ueberlegung, zu einem Geſpräch erwecken müſſen, werden wir uns nicht ſelten genöthiget ſehen, die kleinen unzeitigen Ungeſtümheiten und Beſchwerlichkeiten, die aber ſo reizend und liebenswürdig ſind, zu unterdrucken, wir werden das Kind eher mit dem Zaum gelinde zurücke halten, als mit der Ruthe antreiben müſſen.

Die andere Neigung, die ſich an dem Kinde zeiget, iſt die Nachahmung. Es iſt nichts ſo klein, darauf es nicht Achtung geben ſolte; es merket ſich unſere Geberden bis auf die kleinſte; es nimt unſre Art zu denken und zu handeln an. Unſre Neigungen und Leidenſchaften bleiben nicht unbemerkt, und dieſe Dinge machen die erſten Eindrücke auf den zarten Säugling; da machen wir die erſten Striche zu dem Character unſerer Kinder. Dieſes iſt die Forme, nach der der zarte Geiſt ſich bildet. Hiezu komt das dritte Stück, nemlich das Vertrauen, welches ein Kind gegen ſeine Eltern empfindet, ſo bald es empfindet. Wie wichtig iſt daſſelbe, wie glücklich, wie unfehlbar glücklich kan es gebraucht werden von vernünftigen Eltern? Es iſt nichts wichtigers zur guten Erziehung, als dis Vertrauen, und es iſt nichts leichter, als die Erhaltung und Vermehrung deſſelbigen, die natürliche Liebe in dem väterlichen und mütterlichen Herzen bereitet uns ohne unſer Denken zu einem ſolchen Verhalten, welches dieſem Vertrauen zu ſtatten komt. Vermöge der Neugier fraget das Kind, und

und forſchet; vermöge der Nachahmung findet es ein Muſter an den Eltern, und vermöge des Vertrauens iſt es biegſam, und folget gern, und iſt gern in ihrer Geſellſchaft. So bringet durch die Gütigkeit des Schöpfers jedes Kind an dieſen drey Stücken ſo viel eröfnete Pforten des Gemüthes mit auf die Welt, durch welche wir alles das Gute demſelben beybringen können, zu welchem nur die menſchliche Natur fähig iſt, und vermöge dieſer Anlage können wir auch alles Böſe unterdrücken, zu welchem es geneigt iſt. Glückliche Stellung, in welcher unſre Kinder in unſere Hände gegeben worden, die uns die Mühe der Erziehung ſo ausnehmend erleichtert, und zugleich denen Eltern eine unverantwortliche Schuld auf den Hals ladet, die ſie verſäumen oder mißbrauchen. Wen die göttliche Vorſehung ſo hoch geachtet hat, ihm Kinder anzuvertrauen, der bemächtige ſich doch ihres ganzen Gemüthes, von den erſten Augenblicken ihres Lebens an. Wie ſüß wird dieſe leichte Bemühung belohnet werden.

Eben dieſe ſchöne Eigenſchaft der Kinder in ihren allererſten Jahren, bewegete den Erlöſer, von ihnen den Ausſpruch zu fällen, daß ſolcher das Reich GOttes ſey; und aus eben dieſer Urſache rief er das Wehe aus, über den, der einen der Geringſten von ihnen ärgert. Wie leicht iſt ein Kind geärgert, das ſo neugierig, ſo nachahmend, und ſo vertraulich iſt, und wie leicht iſt es, ihm die edelmüthigſte Denkungsart, und die tugendhafteſte Handlungsweiſe beyzubringen.

Laſſet uns ſehen, wie die meiſten Eltern mit dieſen Eigenſchaften der Kinder umgehen, und wie ſie ſich gegen dieſe aufkeimende Menſchen verhalten; entweder man macht ſich gar nichts mit ihnen zu thun, man höret ſie nicht, und achtet ſie nicht. Man glaubt ſich zu ſehr herunter zu laſſen, wenn man mit ihnen ſich etwas zu thun macht: oder man verehret ſie abgöttiſch; man erhebet alle ihre Handlungen; man bewundert jedes Wort, ſo ſie lallen; man hält jedes Geſchwätz vor etwas ſehr ſcharfſinniges, vor ein Oracul, und man verſchwendet an ihnen einen ſehr ſchädlichen Beyfall. Ich nenne dieſen Beyfall mit Fleiß ſchädlich, denn er iſt es im höchſten Grad; durch ihn verſtärket ſich die kleine hervorſproſſende Eitelkeit und Eigenliebe, welche der Urſprung der Thorheit iſt, die uns nachmals erſt in dem Tode verläſt; der Eigendünkel begleitet ſie, und der zornige Stolz, nebſt dem halsſtarrigen Eigenſinn. Denn wenn die Kinder unter einem beſtändigen Beyfall und ungegründetem Lobe erwach-

Digitized by Google

erwachſen, ſo kommen ihnen die Tadlungen, die Verweiſe und die Erinnerungen unerträglich vor; ſie können ſie nicht ohne Murren anhören, und ſie widerſetzen ſich mit der äuſſerſten Lebhaftigkeit allen Beſtrafungen, die zu ſpät kommen. So erwächſet eine Pflanze mißgeſtaltet, wenn man ihr Zeit gelaſſen, ſich in ihrer Krümmung zu verhärten, und wenn man nicht der erſten Beugung ſanft widerſtanden hat, die ſich damals ohne die geringſte Mühe lenken ließ. Dieſes ſind die Fehler, die man in den erſten Jahren in der Erziehung begehet, deren Folgen oft unheilbar ſind, und die die Eltern ſich allemal ſelbſt zuzuſchreiben haben.

Die Eltern ſehen ihre Kinder entweder als eine Laſt an, welche ſie ſo ſpät als möglich iſt, aufnemen, oder als einen ſpielenden Zeitvertreib, den ſie ſo ſpät als möglich mit was ernſtliches vertauſchen wollen. Alles, was ſie davon abbringt. iſt ein neues Kind, ſo ſie von der Natur erhalten, und dadurch das erſtere abgedankt und bey Seite geſetzet wird, oder ſie werden, bey mehreren Kindern, des einen mit dem andern überdrüßig. Wenn aber ein Kind ſo unglücklich iſt, das einzige zu ſeyn, ſo iſt es bey nahe ohne Hoffnung verloren. Die meiſten Gattungen des Verderbens, welches andere Kinder durch die Erziehung vergiftet, geſellen ſich bey dieſem zu der thörichten Affenliebe der Eltern, welche mit der äuſſerſten Beſchwerlichkeit die einzige Hoffnung ihres Alters verderben, und ſich ſelber ein Schwerdt ſchmieden, welches ihnen tauſend bittere Schmerzen verurſachen ſoll. Da ſie alle ihre Sorge deſto unzerſtreueter auf die Bildung eines tugendhaften Kindes richten könten, ſo ſorgen ſie Tag und Nacht, ihm die Laſter recht tief in das Herz zu prägen; und ein ſolches Kind iſt ein Eigenthum des Verderbens, wo nicht die gütige Vorſorge des Himmels es in den frühesten Jahren zu einem vater- und mutterloſen Wayſen macht. Trauriges Mittel, einen Menſchen vom Untergang zu erretten! Ein einziges Kind muß entweder ein auſſerordentliches Naturel beſitzen, oder ſeine Eltern müſſen mit einem ſeltenen Grad der Weisheit begabet ſeyn, wenn es nicht dasjenige werden ſoll, was man mit ſo vielen Nachdruck ein verzogen Kind nennet. Sehet ſolches einziges Kind, ein ſolches einziges Fünkchen, wie ſorgſam die Eltern für ſein Vergnügen ſind, und wie thöricht ſie ſich an demſelben ergötzen. Ach, was vor eine lange und ſchmerzhafte Reue werden wenige Jahre eines thörichten Vergnügens ſo wol den Eltern, als dem Kinde verurſachen!

D.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 100. Stück.

Mein Herr,

Sie würden nur glauben, daß ich die gewöhnlichen Complimente aller Briefſteller an die Verfaſſer der Wochenblätter wiederholen wolte, wenn ich Ihnen weitläuftig ſagte, mit wie vielem Vergnügen ich Ihren Menſchen leſe. Da ich mir die Freyheit nehme, Ihnen gegenwärtigen Brief durch Ihren Verleger zuſtellen zu laſſen: ſo zeiget es ſich von ſelber, daß ich Ihre Wochenſchrift leſe, und mit Vergnügen leſe. Wer ein Gefühl von dem hat, was das heiſſet, ein Menſch und menſchlich zu ſeyn, der kan Ihre Betrachtungen nicht ohne Rührungen leſen. Da Sie Ihre Leſer zu einem Beytrage Ihrer Arbeiten eingeladen haben: da Sie in Ihrem erſten Blatte wünſchen, mit Menſchen bekant zu werden, und ich mir ſchmeichle, dieſen hohen Namen zu verdienen: ſo glaube ich, daß mein Brief Ihnen wenigſtens kein Mißvergnügen erwecken werde.

Unter den Blättern Ihrer Wochenſchrift, die meinen meiſten Beyfall haben, iſt auch das fünfte Stück des erſten Bandes, oder die Abhandlung vom Lachen. Ich habe mich, ehe ich Ihr Blat geleſen habe, immer

in einiger Verwirrung bey dieſer Materie befunden; denn das wenige, was ich davon, wo ich nicht irre, im Engliſchen Zuſchauer geleſen hatte, gab mir nicht Licht genug. Jetzt bin ich völlig deswegen beruhiget. Allein nun bin ich auch ganz natürlich bey der Lehre vom Lachen auf das Gegentheil deſſelben, nemlich auf das Weinen, gefallen. So ſchwer es fället, wenn man ſelber ſoll eine Erklärung vom Lachen geben, faſt ſo ſchwer ſcheinet es mir auch, vom Weinen mit Deutlichkeit zu reden. Ich habe deswegen ſchon lange einer Abhandlung davon in Ihrer Wochenſchrift entgegen geſehen Ich konte es aus zweyen Gründen vermuthen, daß Sie ſich wol einmal damit beſchäftigen würden. Einmal, weil man nach einer natürlichen Ordnung bey dem Lachen auch auf das Weinen fallen kan: und zum andern, weil es eben ſowol, wie das Lachen, ein beſonderer Vorzug des Menſchen, ja im eigenen Verſtande etwas ungemein menſchliches iſt, das dem Menſchen Ehre bringt; und wie kein Thier auſſer dem Menſchen iſt, das eigentlich lachte; ſo iſt mir auch kein Thier bekant, das eigentlich weinte oder Thränen vergöſſe. Weil ich ein ſo groſſer Freund der Thränen bin, und bey allen widerwärtigen Zufällen meines Lebens im Weinen die ſüſſeſte Beruhigung finde, und die Thränen als meine beſten Tröſter und Freunde anſehe, die mich nicht verlaſſen: ſo habe ich, weil ich noch nichts in Ihren Blättern gefunden, nach meiner wenigen Einſicht, meine Gedanken davon entworfen. Weil ich es, wie ich ſchon geſagt habe, für einen recht edlen Vorzug des Menſchen halte, wenn er vernünftig weinen kan; ſo bediene ich mich der Erlaubniß, die Sie Ihren vernünftigen Leſern gegeben haben, Ihnen dieſe Gedanken zuzuſchicken. Sol-

ten

Digitized by Google

ten Sie Ihren Beyfall haben, ſo werden ſie auch den Beyfall Ihrer Leſer bekommen, und denn bitte ich Sie, theilen Sie dieſe Gedanken in einem Ihrer Blätter unſern weinenden und zärtlichen Nebenmenſchen mit. Solten ſie aber nicht gedruckt zu werden verdienen, ſo beſcheide ich mich auch ganz gerne, daß ſie unterdruckt werden. Vielleicht weine ich denn gar, daß ich nicht im Stande bin, meinen Mitbürgern durch meine Gedanken zu gefallen und zu vergnügen.

Das Weinen entſteht ſonder Zweifel aus dunkeln Vorſtellungen eines gewiſſen Uebels. Es iſt alſo etwas ſinnliches, und eben deswegen wird es, wie bey dem Lachen, ſchwer, mit Deutlichkeit davon zu reden. Die Erklärung, die Campanella in ſeinem ſeltenen Buche de ſenſu rerum vom Weinen gegeben hat, wird Ihnen, mein Herr, gewis bekant ſeyn; allein ſie iſt ſo eingerichtet, daß ich nicht weiß, ob man bey der Erklärung ſelbſt weinen oder lachen möchte. Er ſagt, das Weinen iſt die Zuſammenziehung der Geiſter in ihre Zellen, oder unſern lateiniſchen Leſern zu gefallen, wenn mein Brief gedruckt werden ſolte, will ich es lateiniſch herſetzen: ſpirituum in cellas collectio. Ich weiß gewiß, der gröſte Theil vernünftiger Leſer muß bey der Erklärung des Campanella vom Weinen zum Lachen gebracht werden. Indeſſen aber iſt es doch wirklich ſchwer, wenn man die verſchiedenen Gelegenheiten, dabey man weinet, überdenkt, eine allgemeine Erklärung davon zu geben. Wir wollen verſuchen, wiefern wir etwas mit Deutlichkeit davon ſagen können.

Ich erfahre, wenn ich weine, daß in der Seele allemal eine Menge dunkler und verwirrter Vorſtellungen ſind, von einem Uebel, das mir einen Schmerz verurſacht,

und mein Herz in eine gewiſſe Bangigkeit verſetzt, die endlich in Thränen ausbricht. Das Weinen iſt alſo, nach dieſer Erfahrung, ein merklicher Ausbruch eines Schmerzes, durch Vergieſſung der Thränen über ein Uebel, oder vielmehr über einen gewiſſen Grad eines Uebels. Man könte vielleicht auch in zwo Erklärungen die Sache erſchöpfen. Das Weinen iſt eine Vergieſſung der Thränen, und die Vergieſſung der Thränen iſt der merkliche Ausbruch eines Schmerzes über einen gewiſſen Grad eines Uebels. Ich ſetze mit Bedacht, einen gewiſſen Grad eines Uebels; denn ich werde noch zeigen, daß es nicht der höchſte Grad ſeyn kan, weil der höchſte Schmerz keine Thränen zuläſt; allein auch nicht ein ſehr ſchlechter, weil er ſonſt der Thränen nicht werth iſt. Im Vorbeygehen muß ich noch erinnern, daß es wahre und falſche Thränen, und alſo ein wahres und falſches Weinen giebt. Ich erkläre mich hier beſonders über das ächte Weinen, welches der Menſchheit zur Ehre gereicht, ſo wie ſie ſehr ſchön auf dieſe Art auch vom Lachen handelten.

Man kan das ächte Weinen, oder die wahren Thränen, die den Menſchen menſchlich machen, in zwey Claſſen bringen; denn man weinet aus Freude, man weinet auch aus Traurigkeit. Das Weinen aus Traurigkeit läſſet ſich mit meiner Erklärung vom Weinen überhaupt verbinden: aber mit dem Weinen aus Freude ſcheint es einen Widerſpruch zu geben. Die Beyſpiele aus der Geſchichte und täglichen Erfahrungen zeugen, daß uns eine unvermuthete groſſe Freude eben ſowol Thränen auspreſſen kan, als ein Uebel, und ich ſelbſt habe in meinem Leben ſchon einigemal aus Freuden geweinet. Allein ſo wider-

Digitized by Google

widerſinniſch es zu ſeyn ſcheinet, daß man aus Freuden weine, wenn doch das Weinen nur ein merklicher Ausbruch eines Schmerzes durch Vergieſſung der Thränen über ein gewiſſes Uebel ſeyn ſoll; ſo läſt es ſich doch ungemein erklären, wie ich glaube, und wenn ich irren ſolte, ſo werden Sie mich, als ein Kenner der Seele und des menſchlichen Herzens, eines beſſern belehren. Alles Uebel iſt entweder ein vergangenes, oder gegenwärtiges, oder zukünftiges. Ich weine, wenn in meiner Seele viel dunkele Vorſtellungen von einem gegenwärtigen Uebel ſind; und weil die Vorſtellungen meines gegenwärtigen Zuſtandes eigentlich Empfindungen ſind, ſo weine ich denn recht aus Empfindungen. Oft weint auch ein zärtliches Herz aus einer bloſſen Ahndung, wenn es ein zukünftiges Uebel vermuthet, oder auch, wenn es daſſelbe gewiß vorherzuſehen glaubt; ſo kan man nun auch weinen, wenn ein gewiſſes Uebel vorbey iſt, und man iſt unvermuthet daraus errettet worden. Dieſes letzte ſind eigentlich die Thränen der Freude, und ich vergieſſe ſie allemal nur im Verhältniſſe auf das Uebel, das vorüber gegangen iſt. Wenn man die Erfahrungen ſolcher Fälle zu Rathe ziehet, ſo wird man klar ſehen, daß man nicht weinet, weil man ein beſonderes Vergnügen erfährt, oder daß man über die Freude ſelbſt Thränen vergießt; ſondern es ſind eigentlich zu der Zeit in der Seele eine Menge dunkler Vorſtellungen, die uns das Uebel, in welchem wir uns befanden, ſo zu ſagen, noch einmal anſchauend darſtellen, zugleich aber auch die groſſe Wohlthat zeigen, durch welche wir errettet ſind; und die Gröſſe des Uebels, die wir, nach einer weiſen Veranſtaltung des Schöpfers, erſt denn ganz fühlen, wenn es vorüber iſt, erpreſſet eigentlich die Thränen. Ich be-

rufe mich auf die Erfahrung, ob man weinet, wenn man in keiner merklichen Noth geweſen iſt, und es wird einem dann eine Freude gemacht. Wenn jemand zuvor ohne allen zeitlichen Mangel und begütert geweſen iſt, ſo wird er jezt, da er die Nachricht von einer reichen Erbſchaft erhält, wenn er auch mittelmäßig tugendhaft iſt, nicht in Freudenthränen ausbrechen; allein man ſeze dagegen einen blutarmen Menſchen, der ſein Leben in den kümmerlichſten Umſtänden hinbringen muß, dieſer erhält unverhoft die Nachricht von einer reichen Erbſchaft: was für Bewegungen müſſen da in ſeiner Seele vorgehen? Er wird gewiß, wenn er anders eine fühlbare und zärtliche Seele hat, in Freudenthränen ausbrechen. Woher entſtehen dieſe Thränen? Sie ſind nicht eigentlich um des Guten willen entſtanden; denn das wiederfuhr beyden. Wir können auch annehmen, beyde haben ungefehr gleich fühlbare und zärtliche Seelen, ſo müſte jener Begüterte eben ſo wol geweinet haben, als dieſer. Das Weinen des leztern muß alſo aus den dunkeln Vorſtellungen von der Gröſſe des vergangenen Uebels entſtanden ſeyn, wenigſten muß dieſe Gröſſe des Uebels das Uebergewicht zu den Thränen geben.

Bey dem Weinen aus Traurigkeit ſchlieſſen ſich wieder neue Betrachtungen auf. Wenn ich aus Schmerz weine, nemlich aus den Vorſtellungen eines gegenwärtigen oder auch vielleicht zukünftigen Uebels, ſo muß es nicht den höchſten Grad haben, den es in Abſicht auf mich haben kan, ſonſt kan ich nicht weinen. So wenig ein ſehr hoher Grad der Traurigkeit mir die Worte zuläſt, ſo wenig läſt er auch die Thränen zu; und kan ich erſt gebrochene Worte ſtammeln, und findet ſich erſt das Weinen,

Digitized by Google

nen, ſo hat die Vorſtellung des Uebels ſchon etwas von dem erſten heftigſten Eindrucke verloren. Hier ſind alle Erfahrungen in den zärtlichen Seelen, die gerne weinen, für mich. Wenn jemand, der ſeinen Vater recht kindlich und und zärtlich liebt, die Nachricht von ſeinem Tode erhält, ſo wird er bey der erſten Botſchaft keine Thränen vergieſſen; warum? der Schmerz iſt zu groß, er hemmet die Sprache, und verſtopfet die Quelle der Thränen. Allein, wenn der erſte heftige Eindruck vorüber iſt, dann wird die Stimme in gebrochenen Klagen ausbrechen, und dann werden ſich auch die Thränen finden. Bey einem ſehr groſſen Schmerze habe ich allemal halb gewonnen, wenn ich erſt weinen kan; ſelbſt mit den Thränen verlieren ſich nach und nach die ſchwarzen Vorſtellungen, und flieſſen, ſo zu ſagen, mit ihnen die Wangen herunter. Daraus folget auf eine ähnliche Art, was Sie bey dem Lachen recht gründlich und der Natur der Seele gemäs angemerket haben, daß der Gegenſtand des Lachens niemals etwas wichtiges ſey. Der Gegenſtand des Weinens iſt niemals ein ſehr hoher oder der höchſte Grad der Traurigkeit, in Abſicht auf mich. Wenn ich Thränen vergieſſe, ſo hat ſich die Vorſtellung des Uebels ſchon etwas gemindert.

Bey den Thränen der Freude ſcheinet es gerade umgekehrt zu ſeyn. Wenn ich aus Freuden weinen ſoll, ſo muß einmal das Uebel ſehr groß geweſen ſeyn, in welchem ich mich befunden habe; zum andern, das, was mich herausreiſſet, muß mit einemmale und unvermuthet das ganze Uebel aufheben, und alſo einen ſehr hohen, wo nicht den höchſten Grad der Freude, in Abſicht auf mich, hervorbringen. Man ſetze, daß mir ein Stockband fehlet, wo ich in Umſtänden bin, da ich es mir eben nicht

kaufen kan; man ſetze auch, daß es mir eben in der Zeit geſchenket wird; ja man ſetze einigen beſondern Liebhabern des Frauenzimmers zu gefallen noch mehr, es wird mir von einem liebenswürdigen Mädgen geſchenkt; ich werde einiges Vergnügen empfinden, aber ſo lange ich vernünftig bin, werde ich nimmermehr weinen: denn das Uebel und die Freude waren beyde zu klein, mich zu Thränen zu bringen. Allein man ſetze die Grade des Uebels und der Freude immer höher, ſo wird mein ganzer Zuſtand dem Weinen auch immer näher kommen. Wenn mir zur Bezahlung einer groſſen Schuld, da ich gänzlich verlaſſen ſchien, von einem Freunde unvermuthet, wo ich es nicht hoffen konte, alles überſchickt wird: ſo werde ich nicht mehr weit von den Thränen ſeyn; ja nach meinen Empfindungen könte ich ſchon ſagen, ich würde weinen. Freylich komt es hier wieder auf das beſondere Gefühl einzeler Perſonen an, nach dem ein jeder die Gröſſe der Noth mehr oder weniger fühlet, und nach dem er auch zugleich die Gröſſe der Hülfe mit einer mehr oder weniger zärtlichen Seele empfindet. Allein die Hülfe muß doch unvermuthet kommen, es muß nicht nach und nach damit zugehen, ſo daß ich immer nach und nach Wahrſcheinlichkeiten zur Errettung bekomme, ſonſt verliert die Freude ihre Stärke, und der Affect, der zu den Thränen erfordert wird, wird nicht hervorgebracht. Das iſt auch ferner nothwendig, daß ſie mich ganz aus dem Uebel reiſſet, in welchem ich mich befinde. Wenn jemand in ſehr kümmerlichen Umſtänden, noch dazu bey hundert Thalern Schulden, unverhoft einen Louisd'or bekomt, ſo wird er, da ſeine Noth nur wenig vermindert wird, nicht weinen. Die Traurigkeit kan viemehr tiefer werden, weil er zu finden

den glaubt, daß keine gänzliche Hülfe für ihn mehr ſey. Allein man reiſſe einen ſolchen Menſchen ganz aus ſeinen Schulden, und gebe ihm noch ſo viel, als er braucht, ſein Leben bequem zu führen, er wird weinen; ich wenigſtens weinte gewiß vor Freuden. Die dunkeln Vorſtellungen von der Gröſſe des Uebels, dem man entgangen iſt, und das man jetzt erſt recht fühlet, vermiſchen ſich mit dem Gefühl des Guten, das einem wiederfähret, und erzeugen Thränen. Dieſe Vorſtellungen bleiben alſo eigentlich die Väter aller Thränen.

Bisher habe ich mich über die wahren Thränen erklärt, die nach ihren Quellen, woraus ſie entſtehen, der Menſchheit Ehre bringen. Allein es giebt auch falſche Thränen, und ein falſches Weinen, von welchem ich noch etwas gedenken will.

Es giebt verſchiedene Untereintheilungen des falſchen Weinens. Man findet Leute, die da weinen können, wenn es andere haben wollen, und wenn ſie ſelbſt wollen. Es giebt gedungene und eigennützige Thränen. Dahin gehören die Thränen der Klagweiber bey den Alten, und die Thränen des Geſindes in unſern Zeiten. Wenn eine Herrſchaft begraben wird, ſo weinen ſich beſonders die Bedienten weiblichen Geſchlechtes die Augen roth, und die armen Augen müſſen wol leiden, weil ſie allein weinen, und das Herz keinen Antheil daran hat. Das ſind Thränen, die die Anverwandten bezahlen ſollen, ſo wie die Thränen des Dichters, mit welchen er ſeinen Bogen benetzt.

Es giebt auch dumme Thränen, und ein dummes Weinen. Dahin gehören alle diejenigen Greiner, die alle Augenblicke weinen, ohne zu wiſſen, warum. Sonderlich

derlich gehören die Thränen der alten Weiber hieher, die bey einer jeden Kleinigkeit weinen.

Es giebt kindiſche Thränen. Dahin gehören die Thränen der jungen Doris, wenn ihr die Mutter nicht eben den Unterrock kaufen will, den Phyllis trägt, oder eben das Band zum Kopfzeuge ſchaffen will, das Iris hat. Vielleicht kennen Sie manches Mädgen und manche junge Frau, die auf dieſe Art weinet. Sonderlich rathe ich einem jeden, die Thränen der Mädgen genau zu unterſuchen, ehe er ſie für wahre Thränen hält.

Es giebt Bosheitsthränen. Man kennet Leute, die, wenn ſie mit ihren Begierden nicht zum Zwecke kommen, den Augenblick weinen, um durch Thränen den boshaften Endzweck zu erreichen. Dieſe Thränen beſchimpfen die Menſchheit, und es wäre beſſer, ein ſolcher Menſch könte gar nicht weinen, als daß er dieſen Vorzug der Menſchheit ſo ſchändlich misbraucht.

Es giebt betriegeriſche Thränen, die mit den Thränen der Bosheit ſehr nahe verwandt ſind. Man weinet, um das man erduldet gröſſer zu machen, als es iſt, und um zum Schaden des andern deſto leichter zum Zwecke zu kommen.

Es giebt endlich auch Schwachheitsthränen, oder ein Weinen aus Ungedult, wo man ein gewiſſes Uebel ſtärker empfindet, als man es empfinden ſolte. Dieſe Thränen verdienen oft Strafe, oft Mitleiden.

Mit dem Weinen iſt auch noch das Geheule verbunden. Es iſt ein ſehr hoher Grad des Weinens, auf welches das ſo genante Schluchſen folget. Beydes gehöret nicht mehr zu den wahren und beruhigenden Thränen. Es wird auch mehrentheils bey Leuten angetroffen, die eine

ne gar zu groſſe Fertigkeit im Weinen haben, und unter eine von den Claſſen der falſchen Weiner gehören.

Ich habe nur noch ein paar Worte zum Lobe der Thränen und des Weinens zu ſagen. Ein Herz, das auf eine vernünftige Art leicht zum Weinen gebracht werden kan, komt mir ſo zärtlich und edel vor, als es dem Titel, ein Menſch zu ſeyn, Ehre macht, und ich weiß nicht, ob ich diejenigen Menſchen, die ſich einer ſolchen Härte rühmen, daß ſie in ihrem Leben keine Thräne vergoſſen haben, unter die wahren Menſchen zählen ſoll. Man mag ſich mit dem Titel eines Helden brüſten wie man will, wenn man nicht weinen kan; und man mag auf eine ſtoiſche Unempfindlichkeit noch ſo ſtolz thun: bey Kennern der wahren Menſchheit wird man keinen Eingang finden. Ich kan mir nichts edlers an den Menſchen denken, als das zarte Gefühl, das er von ſeiner eigenen Noth, von der Noth anderer, und von der Liebe und den Wohlthaten anderer hat: und was iſt gröſſer, als die Thränen, die ein Chriſt über ſein Elend und über die Gröſſe der Liebe des Mittlers weinet, die die Engel gewiß bemerken, und vor den Thron GOttes bringen. Ein Menſch, der auf eine ſolche Art bald weinet, hat gewiß vor andern harten Menſchen ein zärtliches Gefühl, das in ſeinen Folgen mit groſſen Gütern verbunden iſt. Ein ſolches Herz kan durch ein leichtes Uebel, das ihm von GOtt zugeſchickt wird, wenn es ſich auch ſolte verirret haben, bald auf den rechten Weg gebracht werden, da die Beſſerung bey den harten Herzen weit ſchwerer iſt. Ein ſolches Herz kan durch die Wohlthat der Errettung leicht zu Freudenthränen gebracht werden, und dem Schöpfer mit Thränen der ſüſſeſten Zärtlichkeit danken. Ein ſol-

Digitized by Google

ches Herz iſt gewiß voll Menſchenliebe, und empfindet das Elend ſeines Nebenmenſchen weit lebhafter als ein harter Mann. Mitten im Unglück bleiben die Thränen ſeine gewiſſe Tröſter. Das vernünftige Weinen gründet ſich auf ein zartes Gefühl der Gegenſtände, die um uns herum ſind. Man empfindet das Uebel zwar leicht und ſehr, aber auch eben ſo leicht und ſtark die Freude. Ich weiß, mein Herr, Sie gehören zu den zärtlichen Seelen, die oft Thränen vergieſſen. Solten dieſe Gedanken Ihren Beyfall haben, ſo bitte ich nochmals, theilen Sie dieſelben in Ihren Blättern der Welt mit. Vielleicht werden einige unſerer Nebenmenſchen dadurch zärtlicher; vielleicht ſieht man künftig viele Ihrer Leſer mehr weinen, oder doch vernünftigere Thränen vergieſſen. Ich bin mit der gröſten Hochachtung

Mein Herr,

Ihr

H. den 23 Auguſt 1751.

ergebenſter Diener
P. aus F**

Wir erkennen uns dem Herrn Verfaſſer ſehr verbunden, für die Ueberſendung eines ſo ſchönen Aufſatzes, welchen wir um deſto williger unſern Leſern mittheilen, weil wir hoffen, ſie werden ihn mit ſo vielem Vergnügen leſen, als wir empfunden haben. Dieſes Schreiben hat uns bewogen, bey Prüfung der Gedanken des Herrn Verfaſſers der Sache ſelbſt nachzudenken, und es ſind uns dabey einige Sachen eingefallen, die der Prüfung der Leſer hiemit überlaſſen werden. Wir unterſcheiden das Weinen von der Vergieſſung der Thränen; dieſes iſt eine

physica-

phyſicaliſche, und jenes eine moraliſche Handlung. Durch das Weinen verſtehe ich die Empfindungen unſeres Gemüthes, welche auf unſern Leib wirken, daß daher die Thränen, oder das Weinen der Augen entſtehet. Nun komt es auf die Unterſuchung der Natur dieſer Empfindungen an, und wir geben dem Herrn Verfaſſer in ſeinen Gedanken vollkommen recht, daß die Gattungen des Weinens, deren er gedenkt, auch ſelbſt ſeine Freudenthränen, aus einer dunkeln Vorſtellung eines Uebels entſtehen, doch haben wir eine Gattung von ſolchem Weinen angemerkt, bey welchem die Empfindung des reineſten Vergnügens ohne Miſchung des geringſten Uebels angetroffen wird, und die Unterſuchung dieſer Gattung wird uns ein neues Licht anzünden. Ich erinnere mich, ein Augenzeuge derer Thränen geweſen zu ſeyn, welche der Dichter alſo beſchrieben hat.

O welche Wolluſt meiner Augen!
Ich ſeh den kleinen Hylas ſaugen,
Die Mutter ſiehts mit ſtiller Luſt.
Sie ſchlägt die holden Augenlieder
Auf ihren Säugling thränend nieder,
Und druckt ihn lächlend an die Bruſt.
Seht hier, das beſte Bild der Liebe,
Den Liebreitz und die zartſten Triebe:
Ruh, Sanftmuth und Zufriedenheit,
Vergnügen, Freud und Sittſamkeit.
Sie iſt es, die in dir ſich mahlet,
Ja ſelbſt aus deinen Augen ſtrahlet,
Und reitzend voller Anmuth lacht.
So zeiget ſich in lautrer Quelle
Der heitre Himmel blau und helle,
Der ſie zum andern Himmel macht.
Der Wind ſcheut ſich, darauf zu wehen,
Man kan die Stein am Grunde ſehen,
Die Sonne drückt ihr Bild darein,
Und blendet auch im Wiederſchein.

Digitized by Google

Die Gemüthsempfindungen, welche ſich hier durch Thränen ſichtbar gemacht haben, haben nichts vom Widrigen; allein ſie ſind höchſt zärtlich, und dieſe Zärtlichkeit iſt die Mutter dieſer Thränen geweſen, und eben ſie iſt es auch bey allen Thränen, die der Menſchlichkeit Ehre bringen. Ein hartes Herz, das unempfindlich iſt, kan nicht weinen. Es gehöret alſo zu dem Weinen ein gewiſſer Grad von Zärtlichkeit. Die Zärtlichkeit, oder die Fähigkeit leicht und ſtark zu empfinden, ſtehet zwiſchen dem Wohl und Uebel mitten inne: es iſt eine fertig ſtehende und geſtimte Saite, die ihren Ton von ſich giebt, es ſey zur Freude oder zur Betrübniß. Iſt der Tangente, oder das Stiftgen, welches an dieſe Saite ſchlägt, was widriges, ſo weinet das Herz vor Betrübniß; iſt aber derſelbe etwas angenehmes, ſo weinet das Herz vor Luſt, und alsdenn flieſſen auch Thränen aus den Augen. Dieſe Thränen der Zärtlichkeit ſind Zeugen von der edlen Geſinnung unſers Gemüths; denn vermittelſt dieſer Zärtlichkeit nehmen wir aufs liebreichſte Antheil an dem Wohl und Weh unſers Nebenmenſchen; ſie entdecken ein Herz, das den Empfindungen der Tugend, der Freundſchaft, des Mitleidens und der Barmherzigkeit fähig iſt, welche niemals in niederträchtigen Seelen wohnen.

Ich habe mir daher zur Prüfung der Gemüther eine Regel veſtgeſetzet, die mich nie betrieget. Ich lege denen Perſonen, die ich gerne erkennen will, ſolche Schriften vor, die rührend geſchrieben ſind, z. E. die Pamela. Wenn ſie dieſe Stellen, ohne daß ihr Gemüth weinet, leſen können: ſo weiß ich, daß ich nicht viel Menſchliches und Tugendhaftes bey ihnen ſuchen ſoll. Dieſes ſind die Thränen, die nicht nur jeden Menſchen, ſondern ſelbſt unſerm göttlichen Erlöſer in ſeiner Menſchheit Ehre machen, da er Jeruſalem anſahe, und über ſie weinete. Dieſe Thränen ſind es, welche aus einer geheiligten Zärtlichkeit, da man ſich ſchämet, daß man ſo viel göttliche Liebe gemisbraucht hat, den weiten Himmel bey der Buſſe eines Sünders mit Freuden erfüllen: ſie ſind es, die das Herz GOttes ſelbſt erweichen, die von ihm gezählet, und gleichſam zu unſerm Beſten verwahrlich beygeleget werden. Wie rührend drückt dieſes nicht Gerhard aus:

Du zählſt, wie oft ein Chriſte wein,
Und was ſein Kummer ſey;
Kein Zähr- und Thränlein iſt ſo klein,
Du hebſt und legſt es bey.

Digitized by Google

Es iſt ein altes Sprüchwort, daß das, was aus dem Herzen komt, wieder zu Herzen gehe; nun kommen die Thränen einer betrübten oder freudigen Zärtlichkeit ganz aus dem Innerſten des Herzens: daher iſt ihre Macht über ein jedes Herz, das nur noch einigermaſſen der menſchlichen Empfindungen fähig iſt, ungemein groß, und beynahe allmächtig. Wer kan ſich enthalten, die Augen anzufeuchten, wenn er in eine Geſellſchaft komt, in welcher ſtille Thränen über die Wangen herabrinnen? und welche Macht hat nicht das Auge einer weinenden Schönen? Wir ſind viel ſtärker zum Mitleiden, als zur Theilnehmung an der Freude eines andern aufgelegt. Wenn unſer Freund glücklich iſt, ſo iſt es uns zwar lieb; allein ganz anders rühret uns ſein weinendes Auge. Unſer Herz und Eingeweide beweget ſich, und unſere Augen laſſen geſellſchaftliche Thränen herabrollen: wir eilen, an ſeinem Kummer Theil zu nehmen, und ihm unſern Beyſtand anzubieten; und dieſes iſt ſo edel, daß der weiſeſte König ſelbſt ſagt: es iſt beſſer in das Klagehaus, als in das Haus der Freude zu gehen. Dieſes ſind einige von den Gedanken, welche uns bey Durchleſung des Aufſatzes des Herrn P. eingefallen ſind. Der Herr Verfaſſer wird ſehen, daß ſich unſere Gedanken mit den ſeinigen ganz wohl vereinigen laſſen, indem wir einräumen, daß die Freudenthränen ſelbſt etwas trauriges in ihrer Urſache haben können: wir haben nur den Grund der Thränen in der Zärtlichkeit geſucht, und einige Thränen angemerkt, die ganz von widrigen Empfindungen rein ſind. Wir ſtimmen auch mit ihm überein, daß es recht menſchlich, vortreflich und rühmlich ſey, wenn man weinen kan, und ſeine chriſtlichen Gedanken ſind vollkommen richtig. Wir wünſchen, daß mehr Leſer von dieſer Art uns mit ihrem Beytrage beehren möchten: denn dieſe allein verſtehen uns recht, und der Beyfall ſolcher Leſer iſt uns eine wahre Ehre.

Eine Gattung von Thränen iſt uns noch bekant geworden, die bloß mechaniſch ſind, und die man kein Weinen nennen kan. Wir haben Perſonen geſehen, die ſo herzlich lachen, daß ihnen mitten im Lachen die Thränen recht häufig aus den Augen dringen, die Urſach derſelben liegt bloß in der Zuſammenpreſſung der Muſceln.

Auch haben wir bemerkt, daß ein recht herzliches Weinen den Cörper ungemein angreiſe und matt mache; die Urſache iſt darin zu ſuchen, daß durch die häufigen und lange flieſſenden Thränen dem Cörper etwas von dem entgehet, das

Digitized by Google

zu ſeiner Erhaltung gehöret: denn der zärtlich gerührte Menſch ſcheinet in dieſem Zuſtande ſeiner ſelbſt vergeſſen zu haben, und er denkt nicht auf ſeine Erhaltung. Obgleich dieſe Anmerkung bloß phyſicaliſch zu ſeyn ſcheinet: ſo glaube ich doch, daß ſie hieher gehöre; indem uns die Gröſſe der Empfindungen bey dem Weinen mehr in die Augen fält, wenn wir erkennen, daß wir durch die Thränen unſern Lebensſaft ſelbſt wegweinen.

Ich erſuche ein jedes chriſtliches Gemüth, das zu zärtlichen Empfindungen geneigt iſt, die Gemüthsbeſchaffenheit zu unterſuchen, in welcher unſer Erlöſer ſein Gebet mit Thränen und ſtarkem Geſchrey für uns geopfert hat. Was vor Hoheit, was vor Menſchenliebe, was vor Zärtlichkeit, was vor Schmerzen und Freude, ja was vor Rührendes komt nicht hier in dem Herzen des Gottmenſchen zuſammen. Wie rührend iſt nicht eine andere groſſe Handlung des Erlöſers, da er durch die Thränen einer armen Wittwe gerühret, mit einem troſtreichen weine nicht, die Zähren ſtillete, und allen Gram in die gröſte Freude verwandelte. Wir können dieſem hohen Muſter am beſten ähnlich werden, wenn wir ſelbſt weinen, und die Thränen unſerer Nebenmenſchen abzutrocknen uns bemühen. Es komt den weinenden Chriſten eine ſelige Zeit, da diejenigen, die hingehen und mit Thränen ſäen, mit Freuden erndten werden. Ich weiß zum Ruhm der chriſtlich Weinenden nichts höhers zu ſagen, als daß in der ſeligen Ewigkeit es eine Beſchäftigung des allerſeligſten GOttes ſeyn wird, dieſe Thränen abzutrocknen, denn die heilige Schrift ſagt: **GOtt wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen.** In dieſem Verſtande muß man zum Lachen ſagen: du biſt toll; und zur Freude: was macheſt du? Wer des Herrn Kloppſtocks Heldengedicht, der Meßias, auch nur aus der Abſicht durchlieſet, auf die Thränen, die er erzählet, achtung zu geben, wird in der Natur des Weinens einen vortreflichen Aufſchluß erhalten, und man könte bloß über die Thränen, deren in dieſem vortreflichen Gedichte gedacht wird, eine ziemlich groſſe Abhandlung ſchreiben.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 101. Stück.

Wir ſind beſtändig der Meinung geweſen, daß es zu dem Character wahrer Menſchen gehöre, an alle demjenigen einen gebührenden Antheil zu nehmen, was andern Menſchen begegnet, und ihnen angeht. Um dieſer Urſach willen haben wir bisher, nicht ohne Empfindung und Rührung, die ungewöhnlich vielen Todesfälle beobachtet, welche ſich unter den Kindern in Halle ereignet haben. Allen Einwohnern in unſerm werthen Halle iſt bekant, daß ſeit einigen Monaten viele hundert Kinder mehr geſtorben ſind, als es gewöhnlicher Weiſe zu geſchehen pflegt. Und da wir dieſes allerdings für eine auſſerordentliche und merkwürdige Begebenheit halten, ſo haben wir ſchon ofte über dieſelbe verſchiedene Betrachtungen angeſtelt, und wir glauben, daß es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn werde, wenn wir ihnen dieſelben mittheilen, ſo wie ſie nach und nach in unſerm Gemüthe entſtanden ſind.

Man kan in gewiſſer Abſicht mit Wahrheit ſagen, daß der Tod der Kinder und Jünglinge, in Abſicht auf das menſchliche Geſchlecht, wenn es nach ſeiner Verfaſſung

Digitized by Google

auf den Erdboden betrachtet wird, eine wichtigere und ſchädlichere Begebenheit ſey, als der Tod alter Leute. Ein bejahrter Menſch hat ſchon viel zur Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts in dieſer Welt beygetragen, und man erwartet aufs Künftige um ſo viel weniger Dienſte von ihm, je älter er wird. Stirbt er, ſo kan man ſeinen Tod als den Tod eines alten Baums betrachten, der ſchon viele Jahre Früchte getragen hat. Er hat ſeinem Herrn ſeine Mühe ſchon reichlich vergolten. Von den Kindern und Jünglingen erwartet man erſt Früchte, man bearbeitet ſie in Hofnung einer reichen Ernte. Sterben ſie nun frühzeitig, ſo fallen alle die ſüſſen Erwartungen weg, und man hat ſie, ſo viel dieſes Leben betrift, vergeblich bearbeitet, wie junge Bäume, welche ausgehen, ehe ſie Früchte tragen. Das menſchliche Geſchlecht in dieſem Leben leidet alſo allemal einen gröſſern Verluſt wenn Kinder ſterben, als wenn alte Leute ſterben; nemlich wenn man nur überhaupt den Tod dieſer beyden Arten von Menſchen mit einander vergleicht. Man muß alſo allerdings ſagen, daß es einem patriotiſchen Bürger ungemein anſtändig ſey, eine gemäſſe Betrübniß darüber zu empfinden, daß in dieſem Jahre die Kinder ſo häufig wegſterben. Unſere Stadt leidet einen ungemein groſſen Verluſt, der jetzo zwar nicht ſonderlich merklich iſt, der aber ohnfehlbar in die zukünftigen Jahre einen gewaltigen Einfluß hat. Wir gedenken jetzo mit Fleiß nicht an den Schmerz, den viele Eltern empfinden, denn dieſes iſt nur eine Privatſache. Dieſe Betrachtung betrift nur diejenigen Kinder, aus denen brave Leute würden geworden ſeyn, und alle Kinder, in ſo ferne ſie ihrem Vaterlande und dem menſchlichen Geſchlechte nützlich würden geweſen ſeyn.

Digitized by Google

Der Himmel iſt von Halle aus in dieſem Jahre merklich mehr bevölkert worden, als es ſeit vielen verfloſſenen Jahren geſchehen iſt. Dieſe Betrachtung halten wir nicht nur für gottſelig und erhaben, ſondern ſie iſt auch für alle Eltern, die ihre Kinder verloren haben, ungemein tröſtlich und erquickend. Wir ſetzen voraus, daß alle Kinder, wenn ſie als Kinder ſterben, ſelig werden; es iſt aber gewiß, daß nicht alle alte und mannbare Menſchen ſelig werden. Da nun in dieſem Jahre ungemein viel mehr Kinder geſtorben ſind, als in vielen vergangenen Jahren, ſo kan man ſagen, daß in dieſem Jahre, von Halle aus, viel mehr Menſchen in den Himmel gekommen, als vorm Jahr, vor zwey Jahren, u. ſ. w. Das gegenwärtige Leben iſt eine Pflanzſchule der Ewigkeit. Wenn man alſo das gegenwärtige Leben als einen Pflanzgarten des Himmels betrachtet, ſo iſt unſer Halle in dieſem Jahre ungemein wohl gerathen, weil viel mehr Bäume aus demſelben in die Gefilde des Himmels verpflanzt worden ſind, als in andern Jahren. Das gegenwärtige Leben hat ja zu ſeiner Abſicht, das zukünftige Leben. Ein Volk, eine Stadt kan ſich demnach glücklich ſchätzen, wenn es dieſe Abſicht recht merklich befördert. Und man kan es demnach, um dieſer Urſach willen, als eine Wohlthat GOttes betrachten, welche aber zugleich ſehr bitter iſt, wenn er viele Kinder ſterben läſt, um die Stadt Gottes in jener Welt zu bevölkern, und ganze Schaaren von Coloniſten in dieſelbe einzuführen. Wie glücklich ſind nicht die Eltern, welche ihre Kinder verloren haben! Sie haben dieſelben in der That nicht verloren, ſondern ſie ſind nur an den Ort vorangegangen, wo wir alle nach der göttlichen Abſicht hinkommen ſollen, und um unſer eigenes Beſten willen hinzukommen wünſchen ſollen.

Solche Eltern werden, wenn ſie ſelig werden, bey ihrem Eintritte in den Himmel ſchon Leute finden, welche ihrer mit Vergnügen und Sehnſucht erwarten; und dieſer Gedanke kan ſolche Eltern mitten in der Todesſtunde aufrichten, weil ſie alsdenn im Begriff ſtehen, diejenigen wieder zu ſehen, deren Verluſt ihnen ſo ſchmerzlich geweſen.

Man kan nicht leugnen, daß unter den verſtorbenen Kindern wenigſtens ſehr viele geweſen ſind, welche, wenn ſie nicht geſtorben wären, Böſewichter würden geworden ſeyn, die dem Vaterlande und den Nebenmenſchen vielen Schaden würden zugefügt haben. Dieſe Kinder ſind alſo, in Abſicht auf das Vaterland, als ein junges Unkraut zu betrachten, welches bey Zeiten ausgerauft worden. Und auch um dieſer Urſach willen haben wir genugſamen Grund, die Güte GOttes zu preiſen, welcher in dieſem Jahre manchen Menſchen aus der menſchlichen Geſellſchaft weggeriſſen hat, welcher derſelben mit der Zeit ſehr nachtheilig würde geworden ſeyn. Dieſe Anmerkung ſcheint etwas hart und lieblos zu ſeyn; allein ſie wird nur hart und lieblos, wenn man ſie auf dieſes oder jenes der verſtorbenen Kinder anwenden wolte. Denn kein Menſch kan vorherſagen, welches Kind ein Unkraut des menſchlichen Geſchlechts würde geworden ſeyn. Stelt man aber dieſe Betrachtung nur überhaupt an, ſo iſt ſie nicht wider die Regeln einer liebreichen Beurtheilung der verſtorbenen Kinder; denn es würde gewiß ein Wunderwerk geweſen ſeyn, wenn alle in dieſem Jahre verſtorbenen Kinder wären leben geblieben, und ſie wären alle wohlgerathen.

Diejenigen verſtorbenen Kinder, aus denen Böſewichter und dem Vaterlande ſchädliche Leute würden geworden ſeyn, ſind nicht nur zum groſſen Vortheil unſerer Stadt

geſtor-

Digitized by Google

geſtorben, ſondern auch zu ihrem eigenen groſſen Vortheile. Wären ſie leben geblieben, ſo hätten ſie ihre Bosheiten ausgeübt, und wären verfluchenswürdige Leute geworden, und ſehr viele derſelben wären noch dazu ewig verloren gegangen. Jetzt ſind ſie Geſegnete GOttes, und werden auch von den Menſchen geſegnet. Sie ſind als Heilige geſtorben, und werden nunmehr ewig als Heilige leben. Glückſelig ſind dieſe Kinder! Es war kein anderer Weg möglich, um ſie glückſelig zu machen, als ſie in ihrer Kindheit durch den Tod gleichſam aus einem Lande auszurotten, in welchem ſie ohnfehlbar verwildert und aus der Art geſchlagen wären.

Wir halten es allerdings für unmenſchlich, lieblos und unnatürlich, wenn Eltern ſich dadurch tröſten wolten, daß ihre Kinder, wenn ſie wären leben geblieben, Höllenbrände würden geworden ſeyn. Und noch unmenſchlicher würde es ſeyn, wenn man über den Tod ihrer Kinder ſchmerzlichbetrübte Eltern mit dieſen Gedanken tröſten wolte. Allein dem ohnerachtet liegt in dieſem Gedanken ein Troſt für alle Eltern, denen ihre Kinder geſtorben ſind. Die allertugendhafteſten Eltern können nicht gewiß verſichert ſeyn, daß ihre Kinder tugendhafte und brave Leute werden, und daß ſie ewig ſelig werden. Alle vernünftige Eltern müſſen alſo geſtehen, daß ſie in Abſicht auf alle ihre Kinder in der Gefahr ſtehen, Böſewichter in die Welt geſetzt zu haben, die noch dazu ewig verloren gehen. Alle Eltern müſſen alſo ihre Kinder als einen Schatz betrachten, der in Gefahr ſteht verloren zu gehen. Durch den Tod der Kinder wird dieſe Gefahr ganz und gar vernichtet, und die Eltern derſelben können ſich als Leute betrachten, die ein ausgeliehenes Capital retten, welches in Gefahr ſtand verlo-

Digitized by Google

verloren zu gehen. So froh eine Mutter ſeyn kan, deren einziger Sohn zu Schiffe gehen wollen und ſeinen Vorſatz geändert hat; ſo froh können gewiſſermaſſen alle Eltern ſeyn, deren Kinder in der zarteſten Kindheit ſterben. Man würde die Stärke dieſes Gedankens gewiß nicht recht einſehen, wenn man daraus ſchlieſſen wolte, daß Eltern ſich nur freuen ſolten, wenn ihre Kinder ſterben; oder daß ſie ſich darüber nicht betrüben ſolten. Das hieſſe in der That, die Sache auf eine unbillige Art zu hoch treiben.

Die allerwohlgearteſten und tugendhafteſten Kinder werden in der Welt ofte ungemein unglücklich, und das Elend verfolget ſie auf allen Schritten. Dieſer Gedanke kan allen Eltern noch tröſtlicher ſeyn, weil er die zärtliche Liebe derſelben zu ihren Kindern nicht ſo ſtark zu kränken ſcheint, als der vorhergehende. Ich habe oft gehöret, daß Eltern, deren Kinder eine tödtliche Krankheit überſtanden haben, bey gewiſſen unglücklichen Zufällen verſichert haben, es würde ihnen angenehmer geweſen ſeyn, wenn ihre Kinder damals geſtorben wären. Es haben demnach alle Eltern den Troſt, daß ihre Kinder durch einen frühen Tod der Gefahr alles Elendes und aller Noth glücklich entgangen ſind, mit denen das Leben der Menſchen in dieſer Welt durchflochten iſt.

Man kan auch ſagen, daß diejenigen Kinder, welche, wenn ſie wären leben geblieben, rechtſchaffene Leute geworden wären, in gewiſſer Abſicht glücklicher ſind, daß ſie als Kinder geſtorben ſind, als wenn ſie in dieſer Welt alt geworden wären. Wenn ein Menſch in dieſer Welt lange lebt, ſo mag er noch ſo tugendhaft ſeyn, und ewig glückſelig werden, er ſündiget demohnerachtet viel, und hat auch viel Elend, Noth und Widerwärtigkeit auszuſtehen.

Digitized by Google

Wenn man alſo das Leben eines ſolchen Menſchen, von ſeiner Geburt an bis in alle Ewigkeit, hinaus rechnet, ſo mag er noch ſo glückſelig ſeyn, ſein Leben iſt doch niemals durchaus glücklich, ſondern es iſt mit vieler Unglückſeligkeit durchwirkt. Stirbt aber ein Kind in denen Jahren, da es noch nicht das Böſe von dem Guten unterſcheiden kan, ſo iſt das Leben eines ſolchen Menſchen durchaus glückſelig. Er hat nicht einmal einen Begriff von dem, was böſe iſt, weil er es ſelbſt nicht erfahren hat. Und es iſt unleugbar, daß wenn zwey Menſchen in einem Augenblicke geboren würden, geſetzt ſie würden beyde ewig glückſelig, ſo wird derjenige ohnfehlbar glückſeliger ſeyn, welcher in der Kindheit ſtirbt, als der andere, welcher in dieſer Welt alt wird. Wir wollen gar nicht leugnen, daß nicht ein hohes Alter in dieſer Welt ſeine eigenen und groſſen Vortheile habe, und daß ein früher Tod in gewiſſer Abſicht ein Unglück ſey: denn alles in der Welt hat ſeine gute und ſeine böſe Seite. Unſere Abſicht iſt bloß dahin gerichtet, unſern Leſern Betrachtungen an die Hand zu geben, durch welche ſie in den Stand geſetzt werden, das häufige Abſterben der Kinder vernünftiger zu beurtheilen, als es gemeiniglich zu geſchehen pflegt. Gleichwie es thöricht iſt, wenn man gar zu ausſchweifend dieſe Begebenheit beklagt, alſo iſt es auch unvernünftig, wenn man ſie als eine ganz gleichgültige Sache anſehen, oder wol gar ſo unmenſchlich ſeyn, und ſich darüber freuen wolte.

Wenn man überzeugt iſt, daß alles in der Welt von der göttlichen Vorſehung herrühre, und daß der Wille GOttes alle Begebenheiten in der Welt aufs weiſeſte und gütigſte zuſammenordne, ſo muß man auch zugeſtehen, daß es von Ewigkeit her durch den allgemeinen göttlichen Rathſchluß

Digitized by Google

ſchluß ſchon verordnet worden, welche Menſchen in ihrer Kindheit ſterben ſollen. Wir Menſchen können den Zuſammenhang der ganzen Welt nicht völlig überſehen, und man mag daher noch ſo viele Ueberlegungen anſtellen, ſo muß man doch endlich bekennen, daß wir den göttlichen Rathſchluß, vermöge deſſen er ſo viele Kinder ſterben läſt, nicht völlig ergründen können. Bald ſtelt ſich unſerer forſchenden Vernunft der Tod der Kinder als ein Glück, bald aber als ein Unglück vor. Wenn aber ein Menſch ſich in der göttlichen Vorſehung auf eine gottſelige Art zu beruhigen gelernt hat, ſo iſt er auch überzeugt, daß es für die ganze Welt und das ganze menſchliche Geſchlecht ſehr vortheilhaft iſt, wenn die Kinder ſterben, und daß es nicht gut ſeyn würde, wenn ſie leben blieben; und daß es im Gegentheil nicht gut ſeyn würde, wenn diejenigen Menſchen in der Kindheit ſtürben, welche in dieſer Welt alt werden. Wir können uns das ganze menſchliche Geſchlecht als einen fruchtbaren Baum vorſtellen. Wenn derſelbe nicht jährlich beſchnitten würde, ſo würde er ganz verwildern. Die Zweige, welche die kluge Hand des Gärtners abſchneidet, haben eine Aehnlichkeit mit den Menſchen, welche jährlich ſterben. Nun brechen ofte unten am Stamm einige Knoſpen aus, oder auch an andern Orten, wo ſie dem Wachsthum und der Fruchtbarkeit des ganzen Baumes ſchaden, wenn die jungen Zweige nicht alſobald abgeriſſen würden. Die Kinder, welche in der Kindheit ſterben, ſind ſolche junge Zweiglein, welche abgeriſſen werden müſſen, damit das ganze menſchliche Geſchlecht deſto beſſer wachſe, blühe und Früchte trage.

Die Kinder ſind von der Vorſehung GOttes den Eltern als ein Stück fruchtbaren Erdreichs anvertraut, welches

ches dieſe als kluge Hauswirthe anbauen und bearbeiten ſollen, damit es ein Acker werde, welcher hundertfältige Früchte trägt. Dieſe Bearbeitung der Kinder iſt die Erziehung derſelben; und ſo ofte die Eltern etwas in dieſer Erziehung verſehen, ſo ofte verſündigen ſie ſich nicht nur an den Kindern, ſondern auch an dem ganzen menſchlichen Geſchlecht. Die Sünden, welche die Eltern in der Erziehung ihrer Kinder begehen, gehören unter die ſchwereſten Sünden, weil die Eltern deswegen an allen Sünden übelgerathener und durch ihre Schuld verwahrloſeter Kinder, ſchuld haben, welche ſolche Kinder begehen, und wodurch die Kinder ihnen ſelbſt und andern Menſchen ſo viel Nachtheil verurſachen. Nun werden ſich wol keine Eltern rühmen können, daß ſie niemals in der Kinderzucht etwas verſehen; und die allermeiſten Eltern erziehen ihre Kinder gar nicht auf eine pflichtmäßige Weiſe. Nimt nun GOtt den Eltern durch den Tod ihre Kinder, ſo hindert er eben dadurch auf eine liebreiche Weiſe alle Sünden, welche die Eltern bey der Erziehung ihrer Kinder würden begangen haben, wenn ſie wären leben geblieben. Und auch um dieſer Urſach willen iſt es eine Wohlthat GOttes, wenn die Kinder in der Kindheit ſterben. Wie viele Sünden werden nun in Halle nicht begangen werden können, nachdem ſo viele Kinder geſtorben ſind? Dieſer Gedanke iſt den Grundſätzen der Religion vollkommen gemäs, denn vermöge derſelben muß man ſo gar die Strafen GOttes zugleich als väterliche Wohlthaten betrachten. Und eine der gröſten Wohlthaten GOttes beſteht darin, wenn er uns zu ſündigen verhindert. Auch durch dieſen Gedanken können vernünftige Eltern ihre Schmerzen lindern, welche ihnen der Tod ihrer Kinder auf eine ſo gerechte Art verurſacht. Mich

dünkt, das gemeine Urtheil der Welt ſtimme mit dieſem Gedanken überein, denn man pflegt bey dem Tode der Kinder zu ſagen: ſie ſind wohl aufgehoben, ſie ſind beſſer aufgehoben als bey ihren Eltern, ſie ſind beſſer verſorgt als bey ihren Eltern.

Wir ſind, als wir den Inhalt dieſes Blats in unſerm Gemüthe überlegten, auf einen Gedanken gerathen, welcher der Heiligkeit und der unendlichen Menſchenliebe GOttes vollkommen gemäs iſt. Nemlich es haben viele ſo gar in öffentlichen Schriften behauptet, daß die allermeiſten Menſchen verdamt würden, und daß nur ſehr wenige Menſchen ſelig werden würden. An dieſem harten Urtheile haben ſich ſchon ſehr viele geärgert, und ſind an der Religion irre gemacht worden. Es dünkt uns, daß wir bey nahe mit einer völligen Gewißheit behaupten können, daß dieſe Sache falſch ſey, und daß in der That die meiſten Menſchen ſelig werden. Man hat ſchon längſt aus der Erfahrung angemerkt, daß wenigſtens die Helfte der Menſchen in der Kindheit ſtirbt. Da wir nun hier ohne Beweis annehmen können, daß alle Kinder ſelig werden, ſo können wir annehmen, daß die Helfte der Menſchen ohne Zweifel ſelig werde. Da nun ferner unter denenjenigen, die vor ihrem Tode zum Gebrauche ihrer Vernunft gelangen, auch ſehr viele ſelig werden; ſo iſt offenbar, daß viel mehr als die Helfte der Menſchen ewig glückſelig werden. Es gehört gewiß eine grauſame und unmenſchliche Gemüthsart dazu, wenn man irgends ein Kind verdamt, welches in den Jahren ſtirbt, da es noch nicht gewußt was gut oder böſe iſt, und da es alſo noch keine verdammliche Sünden begehen können. Es iſt auch der Weisheit GOttes gemäs, daß er ein Geſchlecht vernünftiger

ger

Digitized by Google

ger Weſen in dieſe Welt geſetzt hat, deſſen gröſter Theil, ſeinen Abſichten gemäß, ewig glückſelig wird. Durch dieſen Gedanken können alle erwachſene und alte Leute recht empfindlich beſchämt werden. Wann der Himmel nicht durch die Kinder das Uebergewicht über die Hölle bekäme, ſo würde jener öde bleiben und dieſe angefült werden. Iſt das nicht eine Schande für erwachſene Leute, von denen man mehr Verſtand erwartet, als von kleinen unverſtändigen Kindern?

Seitdem in Halle die Kinder ſo häufig weggeſtorben ſind, haben wir verſchiedene Urtheile angemerkt, welche wir für falſch, unvernünftig und laſterhaft halten. Einmal pflegt man ſehr häufig zu ſagen: es komme allemal über die beſten. Nemlich wenn Eltern viele Kinder haben, und es ſtirbt ihnen eins oder mehrere derſelben, welche ſie etwa für die beſten ihrer Kinder halten, ſo pflegt man dieſes Urtheil gewöhnlicher Weiſe zu hören. Und es iſt offenbar, daß die Eltern dadurch zu verſtehen geben, es wäre beſſer geweſen, wenn an ſtatt des verſtorbenen Kindes ein anderes ihrer Kinder geſtorben wäre. Allein dieſes Urtheil iſt in unendlich vielen Fällen falſch. Die Eltern können, um einer blinden und thörichten Liebe willen, eins ihrer Kinder für das beſte halten, weil es etwa wohlgebildeter iſt als die übrigen, oder poßierlicher, artiger und aufgeräumter, oder um einer Urſach willen, der man ſich nicht einmal bewußt iſt. Die Erfahrung lehrt auch, daß die Kinder, welche von den Eltern am wenigſten geachtet werden, ofte am beſten gerathen, und diejenigen, die am höchſten geſchätzet werden, gerathen vielmals ſehr ſchlecht. Es iſt alſo übereilt geſchloſſen, wenn man dergeſtalt urtheilt. Hernach iſt dieſes Urtheil auch nicht allge-

Digitized by Google

allgemein wahr, denn es ſterben ſehr viele Kinder, welche von ihren Eltern nicht eben für die beſten ihrer Kinder gehalten werden. Und es iſt offenbar, daß in dieſem Urtheile ein gottloſer Tadel der Vorſehung GOttes verborgen liegt, als wenn ſie die Wahl nicht recht getroffen hätte. Ein gottſeliger und tugendhafter Menſch iſt damit zufrieden, wie es GOtt fügt. Zudem komt noch, daß der Tod eines Menſchen, den man nicht beſonders liebt und hochſchätzt, nicht viel Aufſehens macht, man nimt ſich nicht die Mühe, die Aufmerkſamkeit beſonders darauf zu richten. Stirbt aber ein Menſch, der beſonders geliebt und hochgeſchätzt worden, ſo wird unſere Aufmerkſamkeit in einem recht hohen Grade rege, und da ſcheint es uns, als wenn der Tod immer über die Beſten käme. Es iſt ja nicht zu leugnen, daß auch alle Böſewichter und Taugenichtſe ſterben.

Es iſt überhaupt ein gottloſes Urtheil, wenn man ſagt: es wäre beſſer, daß ein anderer an ſtatt eines Verſtorbenen geſtorben wäre. Als wenn die göttliche Vorſehung irgends in einem Falle das Schlechtere dem Beſſern vorziehen könte! Man wird mehrentheils bemerken, daß dieſes Urtheil gefält wird, wenn vornehmer und reicher Leute Kinder ſterben, und geringer und armer Leute Kinder leben bleiben. Es lehrt aber die betrübte Erfahrung, daß die Kinder der erſtern ſeltener gerathen, als die Kinder der letztern. Und es kan alſo, ſo gar aus der Erfahrung, dieſes Urtheil widerlegt werden. Ein Menſch muß der Vorſehung GOttes niemals Maasregeln vorſchreiben, ſie ſelbſt iſt weiſe genug, um in allen Fällen das Beſte zu verhängen. Was ſind wir Menſchen, um wiſſen zu können, welches Schickſal der Menſchen beſſer oder nicht beſſer iſt?

Wenn

Digitized by Google

Wenn Eltern viele Kinder haben, und es ſtirbt eines derſelben, ſo machen manchmal die Eltern ſelbſt nicht viel aus dieſem Verluſte, und einige ſind wol gar froh, daß ſich die Anzahl ihrer Kinder vermindert hat. Andere Leute aber machen bey nahe gar nichts aus dieſem Verluſte. Stirbt im Gegentheil der einzige Stammhalter einer vornehmen Familie, oder der einzige Erbe reicher Eltern, ſo iſt des Klagens kein Ende. Es iſt, ſagt man, unendlich zu beklagen, nun kommen die Güter auf weitläuftige Anverwandte oder auf fremde Leute. Wir wollen es gar nicht mißbilligen, wenn die Eltern ſich über den Tod eines Kindes heftiger betrüben, wenn ſie deren nicht mehrere haben, als wenn ſie mehrere haben; allein aus dem angeführten Urtheile leuchtet offenbar ein intereſſirtes und neidiſches Weſen hervor. Wenn der Letzte einer ganzen Familie ſtirbt, ſo wird die ganze Familie dadurch nicht unglücklicher, daß ihre nachgelaſſenen Güter auf fremde Perſonen fallen. Und es iſt ſonnenklar, daß man es fremden Leuten nicht gönnt, daß ſie ſo unvermuthet zu dem rechtmäßigen Beſitze eines anſehnlichen Vermögens gelangen. Wenn Eltern ein anſehnliches Vermögen erlangt haben, ſo nutzt ihnen daſſelbe nur dadurch, daß ſie ſelbſt davon leben, und ihre Kinder. Sterben ſie nun ſamt allen ihren Kindern, ſo haben ſie von demſelben weiter keinen Nutzen zu erwarten, und es kan ihnen alſo gleichviel gelten, daß fremde Leute ihre Erben werden: denn ſie werden dadurch in jener Welt auf keinerley Weiſe unglücklicher.

Es entſteht hier ganz natürlicher Weiſe die Frage: ob man ein ungewöhnlich häufiges Sterben der Kinder als ein auſſerordentliches Strafgericht anzuſehen habe, welches

ches GOtt über eine ganze Stadt verhänget? und ob alſo eine ſolche Stadt, viel ſtärker als andere Städte, bey GOtt verſchuldet ſey? Man wird gemeiniglich beobachten, daß manche Leute alſobald gewiſſe Uebel für Zorn- und Strafgerichte GOttes ausgeben, ſo bald ſie ungewöhnlich groß werden. Wir leugnen gar nicht, daß GOtt ſtrafe, und daß viele Uebel in der Welt Strafen GOttes ſind. Wir geben auch zu, daß, wenn Eltern oder Aerzte daran ſchuld ſind, daß Kinder an Krankheiten ſterben, die an und vor ſich nicht tödtlich geweſen, ein ſolcher Tod der Kinder eine gerechte Strafe der Nachläßigkeit und Verwahrloſung könne genant werden. Allein, da es erſchröcklich iſt, in die Hände GOttes zu fallen, ſo kan man kein unbarmherziger und liebloſer Urtheil über eine ganze Stadt fällen, als wenn man vorgiebt, ſie liege als ein Verbanter unter dem Strafgerichte GOttes. Unſer Heiland ſelbſt mißbilliget und beſtraft das Urtheil, da man glaubte, daß einige Galiläer, welche von einem Thurme erſchlagen worden, vor allen andern Sünder geweſen. Die Gerichte GOttes ſind unerforſchlich, und ein Menſch urtheilet ſehr frech, wenn er ſich erkühnt zu beſtimmen, ob eine gewiſſe Begebenheit ein Strafgericht GOttes ſey.

Wir wollen dieſes Blat mit einem Briefe beſchlieſſen, welchen wir von einem Halliſchen Frauenzimmer in dieſen Tagen erhalten haben.

Hochzuehrender Herr,

Da ſie durch ihre wöchentliche Arbeiten genugſam an den Tag legen, daß Sie ſelbſt nicht nur voller menſchlichen Empfindungen ſind, ſondern daß Ihnen auch alle

alle menſchliche Empfindungen anderer Leute angenehm ſind: ſo wende ich mich mit einem vollkommenem Vertrauen in meinen gegenwärtigen Umſtänden zu Ihnen. Ich bin ſeit einigen Wochen durchaus betrübt, und ich ſchwimme mehrentheils in Thränen. Ich habe zweye meiner Kinder an der jezo graſſirenden Krankheit verloren, und da ich ein zärtliches Mutterherz habe, ſo iſt daſſelbe aufs ſchmerzhafteſte verwundet. Seit dem Tode meiner Kinder iſt alles in meiner Seele finſter und ſchwarz, und ich fühle keine einzige freudige Aufwallung. Mein Mann ſucht mich vergeblich aufzumuntern, und ich erwarte bloß von der Zeit eine Linderung und die völlige Stillung meiner Schmerzen. Es beſucht mich öfters ein Mann, den ich gewiſſer Urſachen wegen nicht näher beſchreiben will, und er hat die Abſicht, meinem Gemüth Troſt einzuflöſſen. Allein, mein werther Herr, entweder iſt mein Herz keines Troſtes fähig, oder dieſer Mann beſizt die Gabe zu tröſten ungemein ſchlecht. In ſeinen erſten Beſuchen trug er mir mit gleichgültigen und freudigen Geberden einige allgemeine theologiſche Wahrheiten vor, als wenn er predigte, die ich aber ſchon lange gewußt habe. Nachdem er aber ſahe, daß ich dadurch nicht freudiger wurde, ſchien er böſe zu werden. Er fieng an meine Thränen als ein Verbrechen vorzuſtellen, er gab mein Herz für verſtockt aus, und hielt mir lauter Strafpredigten. Durch dieſes Verfahren hat er weiter nichts zuwege gebracht, als daß ich mich fürchte wenn er kommt, und daß ich mich zwinge, frölich auszuſehen, um ſeiner los zu werden. Mich dünkt, wer eine troſtloſe Mutter tröſten will, der muß ihre Betrübniß nicht für ein Verbrechen ausgeben: denn ſolte auch der Verluſt meiner Kinder eine beſondere

Strafe

Strafe GOttes für mich ſeyn, ſo iſt es der göttlichen Abſicht gemäs, daß ich ſie fühle, weil ein Uebel keine Strafe ſeyn kan, wenn es nicht ſchmerzt. Hat GOtt doch ſelbſt in der Bibel befohlen, man ſoll ſeine Todten beweinen. Und mich dünkt ferner, daß derjenige, der tröſten will, ſich in unſere Gemüthsfaſſung bequemen, mit den Weinenden weinen, und mit betrübten Herzen uns tröſten müſſe. Was von Herzen geht, das geht wieder zu Herzen. Und ſolche Gedanken, welche in einer betrübten Seele entſtehen, ſind ohnfehlbar der Natur der Traurigkeit gemäß, und finden einen leichtern Eingang in ein betrübtes Herz, als allgemeine theologiſche Vorſtellungen, die man auch mitten in der Frölichkeit haben kan. Ein Menſch, der unſern Schmerz gar nicht empfindet, und bey dem Anblick deſſelben ungerührt und luſtig bleibt, führt ſich auf eine beleidigende und grauſame Art auf. Machen Sie doch einmal eine Abhandlung von der Kunſt zu tröſten, und wenn es Ihnen möglich iſt, ſo flöſſen Sie mir einmal in einem Stücke Ihrer Wochenſchrift einige tröſtende Betrachtungen ein. Dadurch werden Sie ſich unendlich verbinden

Hochzuehrender Herr,

Von Hauſe
den 7. October 1751.

Ihre ergebenſte Dienerin
Chriſtina Eliſabeth * *

Der Menſch.

Das 102. Stück.

Leberecht Spürer iſt nach einer langen Reiſe wieder zurück gekommen, und er hat nichts weiter vor dieſesmal mitgebracht, als zwey Perſonen. Die Ladung aber iſt dem ohnerachtet ungemein anſehnlich, und Spürer dürfte ſich ſeine jetzige Reiſe nicht einmal gereuen laſſen, wenn er auch weiter nichts als nur eine von dieſen beyden Perſonen aufgeladen hätte.

Die erſte Perſon, welche auf dem Packeſel ſaß, iſt eine verheyrathete Mannsperſon, welche drey Kinder hat, und ſie heiſt Anton Sorgenfrey. Sein ganzer moraliſcher Lebenslauf verdienet kürzlich erzehlet zu werden. Von Kindesbeinen an fieng ſich ſein moraliſcher Character zu entwickeln an, und vielleicht würde er nicht ſo ſchlimm geworden ſeyn, wenn ſeine Eltern, welche ſonſt brave Leute geweſen ſind, ein wachſames Auge auf ihn gehalten, und ſeinen Gemüthscharacter zu verbeſſern geſucht hätten. Er war in allen Dingen aufs höchſte nachläßig, und er ſchien es für ſein höchſtes Glück zu ſchätzen, wenn er was Guts zu eſſen und zu trinken hatte. Als er noch ein Kind war,

Digitized by Google

hielt er ſich ſehr nachläßig in ſeiner Kleidung, er band die Strümpfe nicht auf, er ſchnalte die Schuhe nicht zu, er verſchnitt ſich die Nägel nicht, ein neues Stück ſeiner Kleidung war in zwey Tagen beſchmutzt. Das Geld, das er bekam, legte er an lauter Eßwaaren, und er machte ſchon in ſeiner Kindheit hie und da bey den Würzkrämern und Obſthändlern Conto, ſo ſeine Eltern bezahlen muſten. Weil alles dieſes und viele andere ähnliche Sachen nur lauter Kleinigkeiten zu ſeyn ſchienen, und es auch in der That vor jezo waren, ſo machten die Eltern daraus nicht viel Weſens. Allein ſie bedachten nicht, daß aus einem Kinde von der Art nichts anders, als ein Epicuräer, ein träger nachläßiger Menſch werden könne, der den Bauch für ſeinen GOtt hält. Und ein ſolcher Menſch iſt auch Anton Sorgenfrey geworden, und man kan alles in dieſem kurzen Begrif zuſammenfaſſen, wenn man von ihm ſagt: daß er ein Menſch ſey, der, wenn er nur ſein Maul verſorgt hat, für gar nichts weiter in der Welt ſorgt. Seine Eltern ſtarben, als er auf die Univerſität gehen wolte; und auf Schulen hatte er es ſo weit gebracht, daß er den Cornelius exponiren konte. Wie er noch auf Schulen war, ſo brachte er die meiſte Zeit der Schulſtunden damit zu, daß er ſchlief, oder Nüſſe knakte, Pflaumen oder Kuchen, oder ſonſt etwas Proviant verzehrte. Er gieng auf die Univerſität, und da lebte er eben ſo fort. Er hatte ein ziemliches Vermögen, allein er wandte nichts auf ſeinen Leib, ſondern alles auf ſeinen Mund, und er aß und trank bey nahe den ganzen Tag. Weiter that er nicht viel Böſes, er that aber auch nicht viel Gutes, und er legte ſich auf die Medicin, von der er nach und nach ſo viel lernte, daß er ein gelerntes Recept nachſchreiben konte.

Digitized by Google

Er ward dabey dick und fett, und pflegte ſich nach ſeiner Art recht gut. Er promovirte, und begab ſich in ſeine Vaterſtadt, wo er auf ſein Capital loszehrte, und ſo lange er was zu eſſen und zu trinken hatte, auf weiter gar nichts bedacht war. Er hatte alſo nicht einmal den geringſten Kummer darüber, daß er gar keine Praxin bekam; allein nach ein Paar Jahren merkte er, daß das Ende ſeines Vermögens vor der Thüre, und er ſprach demnach deshalb mit einem ſeiner Bekanten, der ſeines Gelichters war. Sie ſaſſen eben bey einander bey einer groſſen Bouteille Bier, und rauchten Toback. Nachdem er nun ſeinem Freunde ohne alle Aengſtlichkeit ſeine Umſtände erzehlt hatte, antwortete dieſer mit gelaſſenem Muthe: du muſt dir durch eine reiche Heyrath helfen. Sorgenfrey hatte nur die einzige Einwendung zu machen, daß es ſeiner Commodität zuwider wäre, zu heyrathen. Weil aber der andere ſagte: die Frau müſſe ſich wol nach ihm richten, und weil er überdis kein ander Mittel vor ſich ſahe, ſeinen Magen zu befriedigen, ſo entſchloß er ſich dazu. Weil man nun in ſeiner kleinen Vaterſtadt nicht viel vornehme Leute hatte, ſo war er einer der vornehmſten Männer, und niemand wußte überdis, daß er nichts gelernt und daß ſein Vermöge auf die Neige gehe. Er hielt alſo um die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns an, und ſie ward ihm nicht abgeſchlagen. Er drang ſehr ſtark darauf, die Hochzeit bald zu vollziehen, weil es ihm unerträglich war, ſich als Bräutigam ordentlich und nett in Kleidungen und artig in ſeiner ganzen Aufführung zu betragen. Nach fünf Wochen war er verehliget, und bezahlte von dem Brautſchatze die Geſchenke, die er ſeiner Braut gemacht, und ſein Hochzeitkleid. Nun lebte er wieder vor wie nach; er

aß und trank und rauchte Toback. Er gieng den ganzen Tag unangekleidet, und ſaß mehrentheils auf einem Lehnſtuhle, und hatte die Füſſe auf einen andern Stuhl hingeſtreckt. Seine Frau war eine verſtändige Perſon, und ſie merkte alſobald, daß ſie ſchändlich betrogen war. Sie klagte ihren Eltern ihre Noth, und der Schwiegervater that ſeinem Schwiegerſohne eine vernünftige und liebreiche Vorſtellung, und zeigte ihm, daß er müſte ſuchen was zu verdienen. Sorgenfrey antwortete: er wolle es gerne thun, aber es habe ja bisher kein Kranker ſeine Hülfe verlanget. Der Schwiegervater verſprach ihm, ihn zu recommendiren. Nach ein Paar Tagen fiel der Nachbar ſeines Schwiegervaters in ein hitziges Fieber, und man ſchickte auf die Recommendation des Schwiegervaters zu dem Herrn Doctor Sorgenfrey, mit Bitte, den Augenblick zu kommen. Er hatte aber eine Pfeiſe Toback angezündet und war noch ganz unangekleidet. Er ließ demnach ſagen, es ſey ihm unmöglich jetzo auszugehen, den Nachmittag wolte er kommen. Seine Frau bat ihn mit Thränen, daß er doch den Anfang ſeiner Praxis nicht ſelbſt verhindern möchte. Er antwortete aber mit einer vollkommenen Gelaſſenheit: er wird nicht gleich crepiren. Der Patient wendete ſich an einen andern Arzt, und nachdem es unſer Doctor noch ein paarmal ſo gemacht hatte, verlangte ihn niemand mehr. Seine Schwiegereltern und ſeine Frau mochten weinen, bitten oder ſchelten, er blieb immer einerley. Und als ihm dieſes Zureden verdrießlich ward, fuhr er ſeine Schwiegereltern grob an, und die kamen niemals mehr in ſeine Geſellſchaft. Seine Frau betrachtet er bloß wie ſeine Köchin. Er erweiſt ihr nicht die geringſte zärtliche Liebe, er thut ihr aber

auch

Digitized by Google

auch nichts zu Leide, wenn ſie ihm nur zu eſſen und zu trinken ſchaft, nach ſeinem Appetit. Thut ſie das nicht, ſo iſt er grob und unerträglich. Weil die Frau ſieht, daß endlich die äuſſerſte Armuth herannahet, ſo kocht ſie allein etwas Guts vor ihren Mann, und ſie ſelbſt behilft ſich mit ihren drey Kindern, die ſie von ihm hat, aufs ſchlechteſte. Es ſchmeckt aber dem Sorgenfrey eben ſo gut, als wenn er in der Geſellſchaft ſeiner Frau und Kinder äſſe. Nun hat er die ganze Mitgabe ſeiner Frau verzehrt, und es ſind ſchon Schulden da. Wenn ihm ſeine Frau vorhält, wie es mit ſeinen Kindern werden werde, ſo antwortet er ganz kaltſinnig: hat doch dein Vater Geld. Die Eltern der Frau haben endlich ihre Tochter mit ihren Kindern wieder zu ſich genommen, und den Anton Sorgenfrey dem Packeſel aufgeladen.

Der andere Paſſagier iſt Johann Bramarbas, ein Erztrenommiſte und eine feige Memme, welcher aber zugleich ein Erzſchläger iſt. Es möchte ſcheinen, als wenn es unmöglich ſolche Leute geben könte, welche man verzagte und furchtſame Schläger nennen könte. Allein ſo widerſinniſch dieſes zu ſeyn ſcheint, ſo trift es doch bey dem Bramarbas ein. Dieſer Menſch ſucht darin eine beſondere Ehre, daß er andere Leute veriret und ſie verächtlich und lächerlich macht, und er nimt es gewaltig übel, wenn man ſich von ihm nicht will veriren laſſen. Wenn er auf der Straſſe geht, ſo ſetzt er den Hut auf ein Ohr, und ſieht ſo grimmig umher, als wenn er jedermann bey der erſten der beſten Gelegenheit ums Leben bringen wolle. Er macht ſich allemal an ſolche Perſonen, von denen er muthmaſſet, daß ſie ſich nicht gebührend ihm widerſetzen können oder wollen. Die Juden, die Frauensperſonen,

die Bettler, die Straſſenjungens, das ſind die Leute, an denen er ſeinen Muth abkühlt. Begegnet ihm jemand von dergleichen Leuten auf der Straſſe, ſo ſieht er ſie verächtlich an, ſtößt ſie auf die Seite, und wenn ſie nur ſich nach ihm umſehen, ſo fragt er was ſie haben wollen, er ſchimpft ſie und bietet ihnen Ohrfeigen an. Und ſo macht ers bey nahe mit jedermann, den er für ſchwächer anſieht, als er ſelbſt iſt, oder der ſich vor ihm fürchtet. Wenn er auf einer öffentlichen Landſtraſſe fährt oder reitet, ſo ſchimpft und vexiret er die Vorübergehenden, weil er wohl weiß, daß er, im Fall jemand ſich widerſetzen wolte, mit leichter Mühe entfliehen könne. Neulich begegnete ihm in einer engen Gaſſe ein Dorfprediger. Er ſahe demſelben höniſch ins Geſichte, und als dieſer Mann ihm aus dem Wege gieng, ſo trat er ihm wieder in den Weg, und das wiederholte er einigemal, und gieng darauf trotzig und lachend ſeiner Wege. So übt ohngefehr Bramarbas ſeine närriſche Herzhaftigkeit aus. Allein er hat ſchon durch öftere Proben an den Tag gelegt, daß er die Furchtſamkeit ſelbſt ſey. Vor einiger Zeit kam er bey ſpäter Nacht zu Hauſe, und als man die Hausthür nicht alſobald eröfnete, ſo fluchte er aufs entſetzlichſte, und drohete alles zu ermorden. Er gieng unter lauter Lermen und Toben zu Bette, und ſeine Aufwärterin zitterte und bebte. Nach ein Paar Stunden ließ ſich etwas im Hauſe hören, und jedermann glaubte, es müſſe ein Dieb da ſeyn. Alles ward munter, und der Hauswirth ſagte: wir wollen den Bramarbas rufen, der wird uns im Fall der Noth ſchon ſchützen. Als ihm nun die Aufwärterin dieſes zu wiſſen gethan, kroch er unter das Deckebette, und bat die Aufwärterin um Gottes willen, bey

Digitized by Google

ihm zu bleiben, und ſeine Thüren zu verriegeln. Er begegnete einsmalen jemanden, welcher ganz ungemein beſcheiden ausſahe. Er ſahe ihn höniſch an, und ob dieſer gleich ihm aus dem Wege gieng, ſo ſtieß er ihn doch mit dem Ellenbogen. Der andere kehrete ſich um, und ſahe ihm an. Bramarbas frug was er haben wolte, und drohete ihn zu ſchlagen. Allein der andere ſchlug ihn, ohne ein Wort zu ſagen, hinter die Ohren. Jedermann glaubte, es werde Blut vergoſſen werden. Allein Bramarbas fragte bey nahe in dem Tone eines Weinenden, was er ihm zu Leide gethan, und dabey blieb es. Da er nun in der Stadt, wo er lebt, von jederman verabſcheuet wird, indem er den erſten den beſten, welcher ſich ihm nicht mit Gewalt widerſetzen kan oder will, touchirt oder gar ſchlägt, ſo hat man Spürern gebeten, dieſen Poltron auf ſeinen Packeſel zu laden. Er wolte im Anfange zwar Spürern in hunderttauſend Stücken zerhauen, weil er aber ſahe, daß Spürer nach der Peitſche grif, ſo ließ er ſich geduldig aufpacken. Unter Wegens hat er ſeine gewöhnlichen Streiche geſpielt, und er wäre eines Tages von ein Paar Bauern, die er vexirete, beynahe todt geprügelt worden, wenn Spürer nicht verſichert hätte, es ſey ein verrückter Kerl, welcher nicht bey vollem Verſtande wäre, und er ſey im Begriffe, denſelben in ſichere Verwahrung zu bringen.

Leberecht Spürer erzehlte uns, daß er, als er durch ‥‥ gereiſt, die ganze Stadt ihn gebeten, eine gewiſſe Anzahl von Canonicis und Vicarien mit ſich zu nehmen. Weil aber dieſe Ladung für dismal zu ſtark geweſen, ſo habe er ſie zurücke laſſen müſſen.

Digitized by Google

In einer andern Stadt habe er bekannt machen laſſen, daß alle Männer, die böſe Weiber hätten, dieſelben ihm überliefern ſolten. Hierauf ſey bey nahe die halbe Stadt gekommen, und die Weiber gebracht. Da er aber bey einer genauern Unterſuchung gefunden, daß er bey nahe alle die Männer, welche ihre Weiber gebracht, auch mit aufpacken müſte, ſo habe er ſich aus dem Staube gemacht, indem er dergleichen Fracht nicht eher anzunehmen im Stande ſeyn werde, bis er eine Heerde von hundert Packeſeln bey ſich habe.

Nachricht.

Wir haben im Namen einer ganzen Frauenzimmergeſellſchaft einen Brief von der Warte her erhalten. Die Verfaſſerin hat ſich unterſchrieben: Doris, jetzige Vorſteherin der forſchenden Frauenzimmergeſellſchaft. Wir werden erſucht, den Packeſel in die Gegend um die Warte und Weichſel zu ſchicken. Auſſer anderer beqvemen Ladung, will man einen Freygeiſt, und ein und den andern jungen Arzt gerne aufpacken. Wir bitten dieſe Geſellſchaft, nur alles fein bereit zu halten. Spürer ſoll nächſtens dahin kommen.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 103. Stück.

Es kömt bey der Erziehung ungemein viel auf die Geſinnung der Eltern gegen ihre Kinder, auf des väterlichen und mütterlichen Herzens Beſchaffenheit an, ob daſſelbe zärtlich, oder hart, oder zu weich iſt. Die gütige Natur hat die Eltern mit einer beſondern zärtlichen Neigung gegen die Kinder verſehen, denn dieſe iſt das rechte Band, das ſie verbindet; dadurch werden ſie in den Stand geſetzet, mit ſo viel Geduld, ja über das noch mit ſo vielem Vergnügen, ſo viel unzähliche Beſchwerlichkeiten, und oft ekelhafte Dienſte, die das kleinſte Alter der Kinder verlanget, Tag und Nacht unermüdet zu übernemen. Ich will hiedurch eben nicht leugnen, daß es nicht harte Eltern geben ſolte, die ſich aus ihren Kindern nichts machen, die von ſich glauben, daß ſie keinen andern Beruf hätten, als nur die Kinder in die Welt zu ſetzen, um ſie nachmals da zu laſſen. Dieſe Eltern ſind weit unter das Vieh erniedriget, welches doch die Sorgfalt für ſeine Kleinen wenigſtens bis dahin erſtrecket, daß ſie vor ſich ſelbſt fortkommen können. Wem muß es nicht barbariſch vorkommen, daß die Kinder, die in ſo liebenswürdiger Unſchuld auf die Welt kommen, und ſo lange Zeit unter dem Herzen getragen

 worden

Digitized by Google

worden ſind, keinen Theil an dieſem Herzen haben, daß ſie, ſo bald ſie geboren werden, aus dem Zimmer der Eltern herausgetragen werden, und in vielen Jahren dieſelben nicht zu Geſichte bekommen, oder daß ſie doch keine andere als gleichgültige, und gleichſam hinwegeilende Blicke von ihren Eltern erhalten, die ſo kalt und gleichgültig ſeyn, daß ſie nicht den geringſten Eindruck, nicht die geringſte ſanfte Gemüthsbewegung und Empfindung zuwege bringen? Wie viel Kinder haben nicht einmal das Glück der jungen Hunde, welche wenigſtens ſo lange bey der Mutter bleiben, als ſie ſaugen? Eine ſtrafbare Faulheit, eine thörichte Eitelkeit ſchön zu bleiben, oder noch etwas niederträchtigers und viehiſchers, verſchlieſſet nebſt dem Herzen, auch die Bruſt den Kindern, und ſtöſſet die beſte Gelegenheit von ſich, dem Säugling die erſten Empfindungen der Liebe einzuflöſſen. Recht unnatürlich übergeben ſolche Mütter ihre Leibesfrüchte, die doch eine Gabe GOttes ſind, den zum öftern laſterhaften Ammen und dem niederträchtigen Geſinde, und halten es für viel zu niederträchtig, ſich mit Sorgfalt um ihre Kinder zu bemühen. Mit was vor Recht fordern ſolche Eltern eine Gewalt und ein Anſehen über die Ihrigen? Warum ſollen ihnen dieſe Unglückſeligen gehorſam und unterwürfig ſeyn, nachdem man ihnen den weſendlichſten und beſten Theil der Vater- und Mutterpflichten entzogen hat? Doch, wir wollen uns bey ſolchen unmenſchlichen Eltern nicht länger aufhalten. Eine andere Gattung fühlet die zärtlichen Triebe, und theilet ſie unrecht aus, durch einen verderblichen Vorzug, damit ſie entweder die Söhne, oder das jüngſte Kind, oder das, ſo ihnen am ähnlichſten iſt, verderben; ſie ſind gleichſam nur Eltern von dieſem Kinde, die übrigen ſind nicht an-

Digitized by Google

ders als Fremdlinge, denen ſie aus Gnade und Barmherzigkeit das Brod geben. Oft ziehet der Vater das eine, und die Mutter das andere Kind vor. Dieſer Liebling des einen wird von dem andern gehaſſet, und dadurch eine ſchädliche Trennung der Gemüther und ein tödtlicher Haß zwiſchen Bruder und Schweſter veranlaſſet; und indem der eine Theil zu hart, der andre zu gelinde erzogen wird, ſo werden ſie insgeſamt verzogen. Ich werde weiter unten noch etwas hievon erinnern.

Ich werde nun von den zärtlichen Eltern etwas ſagen. Dem Himmel ſey Dank, ihrer ſind eine gröſſere Zahl; aber es trift auch hier ein, was in allen Fällen wahr iſt, nemlich, daß der Mißbrauch der beſten Sachen ſchädlich iſt. Es iſt unbeſchreiblich, was dieſe Zärtlichkeit, wenn ſie ſich in ihrer ganzen Stärke zeiget, und ohne Vernunft in aller ihrer Lebhaftigkeit angewendet wird, vor Unglück anrichtet, und traurige Folgen nach ſich ziehet. Kein Kind iſt ſo zart, daß es nicht dieſes den Augenblick merken, und ſich zugleich deſſen zu ſeinem Nutzen bedienen ſolte. Die Kinder ſind ungemein witzig und liſtig, die Uebermacht zu bemerken, welche ihnen eine übelangebrachte Zärtlichkeit über die Eltern eingeräumet hat, und ſo bald ſie dieſes wiſſen, ſo iſt es mit der Erziehung vorbey, wir können ihrer nicht mehr mächtig werden, und ſie ſind allemal gewiß, daß ſie ihren Zweck erreichen werden. Es iſt in der Erziehung nichts ſchwerer, als die Liebe und das Vertrauen mit der Furcht in der gehörigen Maaſſe zu verbinden. Es mag die Furcht oder das Vertrauen die Ueberhand gewinnen, ſo bald eines von beyden übermäßig und nicht durch das andere gemildert wird, ſo iſt die Herrſchaft über die Kinder verloren, oder es bleibt nur ein falſcher

Digitized by Google

ſcher Schein von derſelben übrig. Ein Kind muß wiſſen, daß wir es aufrichtig lieben, damit es ſich uns ganz vertraulich überlaſſe; es muß aber auch zugleich wiſſen, daß wir eben aus wahrer zärtlicher Liebe ihm in keinem Stück nachgeben werden, das ihm ſchädlich ſeyn könte: dadurch wird es bewogen uns zu gehorchen. Wo ſind aber die Eltern, die dieſes Ebenmaas der Furcht und Liebe genau beobachten, und bey denen das Zünglein recht mitten inne ſtehet? Sie überhäufen ihre Kinder mit unnützen und verderbenden Liebkoſungen, und die Kinder nehmen ſie und gebrauchen ſie mit einer Art, in welcher ſchon viel Tücke und Heucheley ſich befindet, und deren Zweck iſt, alles durchzutreiben, was ihnen nur in den Sinn komt; ſie nehmen dieſe Liebkoſungen an, um ſie mit andern Liebkoſungen zu erwiedern, deren Abſicht keine andere iſt, als die Eltern weich zu machen, damit ſie nichts abſchlagen mögen. Die gar zu zärtliche Mutter, welche ihrem Kinde alles überſiehet und zu gute hält, ſchlägt in ſeiner Gegenwart die fremden Kinder nieder, und leget dem Ihrigen den Vorzug bey; ſie tadelt die Abweſenden um den Ihrigen zu ſchmeicheln, dadurch empfängt das Gemüthe den Stolz, die Haberechterey, die Zankſucht, den Neid, das liebloſe Afterreden, und die Verleumdung. Laſſet dieſes Kind einen kleinen Anfall von einer geringen Unpäßlichkeit bekommen, ſo breitet ſich die ganze Zärtlichkeit dieſer Mutter aus, das Gemüth ihres Kindes völlig zu verderben. Eine lächerliche Furcht bemächtiget ſich ihrer, ſie beunruhiget ſich, ſie ſorgt, ſie läuft, ſie verdoppelt ihre Bemühungen, und verzärtelt den kleinen Kranken; man darf nichts thun, das ihm Verdruß machen möchte; man läſt ihm in allen Stücken ſeinen Willen, und nimt ſich vor, ihn alsdenn

zu

Digitized by Google

zu ziehen, wenn er wieder beſſer geworden ſeyn wird. Allein man irret ſich, eine einzige Krankheit iſt hinlänglich, ein Kind in Abſicht auf die Erziehung ohne Hoffnung zu verderben. Indem es verſichert iſt, daß es ſeine Mutter auf dieſer Seite gewinnen kan, ſo wird es ſich krank ſtellen, es wird ihr tauſend vergebliche Unruhen machen; und wenn es ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, eine gewiſſe Sache zu erhalten, ſo wird es nicht eher wieder geſund werden, ehe es ſeine Abſicht nicht erreicht hat. Ein Kind, das wirklich krank iſt, (und das kan man bald merken,) muß mit Gelindigkeit und Vorſicht gewartet werden; allein ſeine Krankheit muß ihm kein Recht geben, die Schranken der Mäßigung und des Gehorſams zu überſchreiten. Man kan auch vor gewiß annehmen, daß wenn ein Kind in ſeinen geſunden Tagen mit Vernunft erzogen iſt, ſo werden die Zufälle ſeines Cörpers keinen Einfluß auf ſein Gemüth haben, daſſelbe zu ändern. Die Kinder wiſſen ſehr wohl, mit wem ſie zu thun haben; man kan ſie mit einem Blick beſſer in Ordnung halten, als mit einem Strom von Drohungen. Dieſer Blick iſt ernſthaft und entſchloſſen; die Unbeugſamkeit leuchtet aus ihm hervor, aber die Drohungen machen nur einen vergeblichen Lerm; es koſtet den Kindern kaum eine Thräne, ihn zu ſtillen, und ein trotziges Geſchrey macht alles wieder gut.

Die Zärtlichkeit der meiſten Eltern hat alſo ihre groſſen Fehler, und dieſe Fehler ſind ganz natürlich mit einem andern begleitet; nemlich dem widerſinnigen Eigenſinn. Alle ungemäßigte Leidenſchaften haben gleichſam ihre Ebbe und Fluth, das Gemüth fält von einem Aeuſſerſten auf das andere. Eben dieſe Mutter, die jetzo ihr Kind nicht genug umarmen und küſſen kan, wird ſchnell verdrüßlich, und iſt nicht mehr aufgeräumt; ihr Geiſt wird mit einigem Gewölke umgeben; der geringſte häusliche Umſtand, ein Fleck, ein zerbrochenes Glas erreget ihre Galle. Wenn bey dieſen Umſtänden das Kind, das ſich auf die eben erhaltenen Liebkoſungen verläſt, nur den geringſten Fehler begehet, ſo wird es mit Bitterkeit übel angelaſſen, und mit einer übereilten Hitze beſtraft; und wenn es, ohne das geringſte verbrochen zu haben, zu einer Unzeit ſich nähert, ſo wird es abgewieſen, und von eben der Hand weggeſtoſſen, die ihm den Augenblick zuvor ſo viel Schmeicheleyen erwieſen hatte. Ich bin überzeugt, daß nichts einer guten Erziehung ſo entgegen ſey, als dieſes widerſinniſche Verfahren.

Ich habe es bereits erwähnet, und erinnere es nochmals, daß die Kinder mehr Einſicht haben, als man denkt; ſie bemächtigen ſich unſerer Schwäche; ſie bemerken unſere Fehler; ſie wiſſen es vollkommen, wenn man ſie rechtmäßig geſtrafet und mit Grund gezüchtiget hat. Den Begrif, den ſie ſich von den Eltern machen, und das Maas ihrer Hochachtung und Ehrfurcht, richten ſie nach der rechtmäßigen und vernünftigen Unbeweglichkeit, und nach der Billigkeit ein, mit welcher man ihnen begegnet. Wenn wir nicht die Hochachtung unſerer Kinder haben, ſo wird die Erziehung niemals gelingen. Sie werden unſern Befehlen gehorchen; ſie werden ſich demüthigen unter der Härte der Eltern, aber ſie werden uns zugleich entweder mit mitleidigen Blicken anſehen, oder ihr kleines Herz füllet ſich an mit Trotz, Bitterkeit und Verdruß, welche durch ein ſolches Verfahren täglich vermehret werden. Man mag ihnen darnach noch ſo viel Zärtlichkeit und Liebkoſungen erweiſen, es iſt alles verloren. Wenn eine Mutter, nachdem ihr die Hitze vergangen iſt, mit ausgeſtreckten Armen zu ihrem Kinde komt, ſo wird es durch dieſe Bezeugungen nicht gerühret werden, es weiß, daß es dieſelbigen ſo wenig verdient hat, als den Zorn, und ſiehet ſie aufs höchſte als eine Art von Abbitte, Ehrenerklärung und Genugthuung an, die den Trotz, den der Zorn erreget hatte, noch mehr vergröſſern. So bald die Kinder ſich fühlen, ſo fühlen ſie auch, ob ſie Recht oder Unrecht haben; man darf nur dieſem Gefühl mit einem Blick, mit einem Wort, mit einer ernſten Mine, bey ihren Fehlern zu ſtatten kommen, ſo ergeben ſie ſich, und ihre Beſſerung iſt leicht. Dieſe kleinen Begriffe aber werden gar bald irre, wenn eine unzeitige Freundlichkeit, oder ein unzeitiger Ernſt ſie verwickelt. Das Gute, ſo an ihnen mit Liebkoſungen belohnet werden ſoll, verlieret ſeinen Werth, wenn auch Fehler dieſer Belohnung theilhaftig werden, und die Fehler ziehen eine gerechte Furcht nicht mehr nach ſich, wenn die Strafe nicht denenſelben gemäß iſt. Die Kinder verkennen alsdenn die Natur des Guten und Böſen, ſie halten alles für gut, was ſie thun, zu der Zeit, da die Eltern aufgeräumt ſind, und alles für böſe, zu der Zeit, da die Eltern verdrüßlich ſind. Ein oder zweymal denken ſie ſo, aber gar bald machen ſie noch fälſchere Schlüſſe. Weil ihnen der Wille der Eltern keine feſte Regel des Erlaubten und Unerlaubten iſt, ſo machen ſie aus ihrem eigenen Willen ein Ge-

ſetz,

Digitized by Google

ſetz, und die Eltern fallen in eine ſolche Verachtung bey ihnen, die ſie auf immer ihrer Oberherrſchaft entſetzt. Die freundlichen Geberden, und die zornigen, ſind ihnen gleichgültig; Liebe und Furcht fält nebſt der Hochachtung hinweg; die Eltern gleichen alsdenn einem Reuter, der den Zaum verloren hat, und nun ſeinem Pferde ſelbſt folgen muß. Da im Gegentheil ein jedes Kind, das überzeuget iſt, daß es mit kaltem Blut und zu rechter Zeit, und einzig aus der Abſicht es zu beſſern, ſey beſtrafet worden, durch dieſe Züchtigung gedoppelt mehr zu uns gezogen wird. In ſeinem Herzen giebt es den Eltern Recht; es fühlet nicht die geringſte Verbitterung, ſondern eine kindliche Wehmuth, darüber, daß es ſeinen Eltern mißfallen habe; es ſuchet ſein Schickſal in ihren Augen, es giebt auf alle Blicke acht; es wird entzücket, wenn es in unſerm Angeſicht ſeine Begnadigung wahrnimt; es war auſſer ſich, als es in demſelben ſeine Beſchuldigung erblickte; die ernſthafte Geberde iſt ihm weit empfindlicher, als die verdiente Strafe, und es wird ſich mit Fleiß hüten, ſich ſelbſt wieder in ſolche Umſtände zu ſetzen, da es vor dem ernſten Auge der Eltern ſich entſetzen muß.

Ich bewundere das weiſe Verhalten der edlen **Wilhelmine**, die in ihrem Wittwenſtande ſieben Kinder allein zu erziehen hat. Es iſt kein einziges von dieſen glückſeligen Kindern, welches nicht ein feuriges und ſehr lebhaftes Naturel hätte; allein die Mutter, die ſo zärtlich iſt, als nur eine Mutter ſeyn kan, hat die Stärke gehabt, etwas von dieſer Zärtlichkeit zu verhelen. Ihre Kinder wiſſen, daß ſie geliebt werden, daher lieben ſie die Mutter wieder; allein dieſe Gegenliebe iſt das Mittel, wodurch **Wilhelmine** ihre Kinder erziehet. Sie bedienet ſich dieſer kindlichen Liebe, ihr ſelbſt Ehrfurcht und Gehorſam zu verſchaffen, und die kleinen Lobeserhebungen, welche ſie dieſen kleinen Engeln ertheilet, ſind Belohnungen einiger guten Handlungen, die ſie durch ein ernſthaftes Anſehen, das ſie alsdenn an ſich nimt, erhebet, und den Kindern ſchätzbar macht, da ſie hingegen die Beſtrafungen mit einer wehmüthigzärtlichen Geberdung begleitet, um dieſe Jugend zu überzeugen, daß es ihr weher thue, als dem Strafbaren ſelbſt, wenn ſie ſtrafen muß. Daher hüpfen um ſie ſieben Kinder herum, mit der gröſten Zuverſicht, aber auch mit der gröſten Ehrfurcht.

Digitized by Google

Rutilia hingegen glaubt, daß ſie eine rechte Heldenthat verrichtet, wenn ſie in einem Anfall des raſenden Zorns ihre Kinder mit einem Blick anſieht, den ich mit nichts vergleichen kan, als mit einer Flamme, die roth unter dem ſchwarzen Rauch hervor lodert, wenn ſie links und rechts um ſich ſchlägt, und dieſe kleinen Unſchuldigen, wegen einer nichtswürdigen Kleinigkeit grauſam züchtiget. Wenn ſie denn die Kinder in der Beſtürzung erblickt, in welche ſie ſie verſetzt hat, ſo weiß ſie ſich viel mit ihrer Zucht. Sie preiſet ihr hitziges Auffahren, und ſolte indeſſen über ihre Thorheit ſeufzen. Wenn ſie alsdenn wieder zu ſich ſelbſt gekommen iſt, ſo will ſie alles wieder gut machen; ſie erlaubet den armen Gezüchtigten alles zu thun, was ſie wollen; ſie giebt ihnen alles, was ſie fordern, und läſſet alle Bosheiten ungeahndet hingehen, und dadurch bringet ſie ſich vollends bey ihren Kindern um alles Anſehen. Wenn man ſo ſchwach geweſen iſt, und ſich einmal vergeſſen, und dem Kinde etwas zu viel gethan hat, ſo muß man dem Kleinen nicht merken laſſen, daß man das beobachtet habe, und daß es einem leid ſey, und daß man ihm eine Gattung von Schadloshaltung, Genugthuung oder Ehrenerklärung zu thun geneigt ſey. Dadurch würdet ihr eurem Kinde, in demſelben Augenblick, da es am allerſchädlichſten iſt, eine Art von Herrſchaft über euch einräumen. Es iſt in dieſem Fall genug, daß man in ſich ſelbſt fühle, daß man Unrecht habe, und den feſten Vorſatz faſſe, auf ſeiner Huth zu ſeyn, und daß man nicht wieder in dieſen Fehler falle. Wenn man ſich auf dieſe Art nicht mehr vergehet, ſo wird das Kind das kleine Unrecht, das ihm angethan worden, vergeſſen, oder es von ſelbſt gegen ein ander Verſehen abrechnen, denn ein neues Unrecht erinnert es nicht wieder daran, und beſtändige Proben der zärtlichen Liebe überzeugen es von dem Gegentheil.

D.

Der Menſch.

Das 104. Stück.

In dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer verderbten Natur iſt es in gewiſſer Abſicht nothwendig, daß wir viele Sünden, Fehler und Thorheiten begehen. Wenn man demnach die Menſchen überhaupt beurtheilt, ſo kan man ſie zwar deswegen nicht loben, daß ſie ſündigen; allein man begeht auch eine miſanthropiſche Ausſchweifung, wenn man einen Menſchen deswegen gar zu hart und bitter heruntermacht, weil er ein Sünder iſt. Das heiſt eben ſo viel, als verlangen: der Menſch ſolle in dieſer Welt ſchon ein vollkommener Heiliger ſeyn; und das iſt nicht einmal durch alle Gnadenmittel zu erhalten, die uns die heilige Schrift anpreiſt. Ein Sünder demnach, welcher ſich zugleich als ein wahrer Menſch verhalten will, der muß zwar alle Sünden mit ſeinem möglichſten Fleiſſe zu verhüten ſuchen; da aber hundert Urſachen können angegeben werden, warum ein Menſch ſündiget, ſo muß er ſeine vergangene Sünden bereuen, und ſich aufs zukünftige beſſern. Mehr kan man von den ſterblichen Menſchen, in dem gegenwärtigen Zuſtande ihres moraliſchen Verderbens, nicht verlangen.

Die Reue, oder die Betrübniß eines Sünders über ſeine vergangenen unrechtmäßigen Handlungen, iſt nur unter einer gewiſſen Bedingung ein recht menſchliches Verhalten. Ein vollkommen heiliges und unſündliches Geſchöpf bedarf keiner Reue, denn es begeht niemals bereuungswürdige Handlungen. Ein Sünder im Gegentheil kan ſich unmöglich vor allen Sünden hüten. Empfände er nun niemals eine Reu, ſo würde er ſich niemals beſſern, er würde dieſe Sünde bey allen Gelegenheiten wiederholen, und endlich ſo laſterhaft werden, daß alle Beſſerung beynahe ganz unmöglich würde. Durch die Reue wird der Fortgang in der Sünde gehemt. Sie trit, als ein geſchickter Arzt, dem Sünder auf dem Fuſſe nach, und ſie giebt ihm wenigſtens die heilſame Erinnerung, in der Sünde nicht fortzufahren. Und ſelbſt die heilige Schrift verſichert, daß über einen Sünder, der Buſſe thut, oder gehörige Reue empfindet, mehr Freude im Himmel entſtehe, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buſſe nicht bedürfen. Ohne Zweifel deswegen, weil mehr tugendhafte Stärke dazu erfordert wird, daß ein Sünder wiederum die Tugend ausübe, als daß es ein Geſchöpfe thue, welches niemals geſündiget hat.

Die Bereuung der vergangenen unrechtmäßigen Handlungen iſt alſo, überhaupt davon zu reden, eine recht vernünftige und dem Menſchen anſtändige Sache. Man kan ſagen, daß der ſündhafte Menſch, in Abſicht auf ſeine ſchon vergangene Sünden, ſich nicht menſchlicher verhalten kan, als wenn er ſie auf eine gehörige Art bereuet. Wer dieſes unterläßt iſt ein ſchamloſer Sünder, es macht ihm nicht einmal eine Bekümmerniß, daß er geſündiget hat. Unterdeſſen giebt es ungemein viele Leute,

die

die Reue genung empfinden, welche ſich aber dabey ſo thöricht und unvernünftig verhalten, daß ſie zwar beängſtigende Quaal genug, aber keinen wahren Nutzen von ihrer Bereuung des Vergangenen zu erwarten haben.

Es iſt bey der Bereuung des Vergangenen eine ganz unvernünftige Sache, wenn man daſſelbe ohne Beziehung auf das Zukünftige bereuet, oder wenn man weiter nichts thut, als wünſcht, daß es nicht geſchehen ſey, wenn man bloß bey der quälenden Betrübniß über das Vergangene ſtehen bleibt. Eine ſolche Reue hat nicht den geringſten Nutzen, und iſt im höchſten Grade närriſch. Was einmal geſchehen iſt, kan auch durch die Allmacht nicht ungeſchehen gemacht werden, und wir werden alſo durch alle unſere Betrübniß und Verabſcheuung es nicht dahin bringen, daß unſere ſchon vergangenen Sünden und Thorheiten dergeſtalt, ſo zu reden, vernichtet werden, daß es eben ſo gut iſt, als wären ſie gar nicht geſchehen. Die meiſten Menſchen begehen dieſen Fehler. Der eine grämt ſich ganz zu Schande, und wird am Leibe und Gemüthe krank, daß er eine groſſe Summe Geld verſpielt hat, daß er ſich etwas gekauft, daß er eine gewiſſe Perſon geheyrathet, daß er in der Liebe ausgeſchweift, u. ſ. w. Dieſes Grämen foltert ihn wie ein Henker, und zernagt ſein Herz. Er denkt weiter nichts, als wie gut es würde geweſen ſeyn, wenn er dieſes oder jenes nicht gethan hätte; oder: ach hätte ich es doch nicht gethan! möchte doch nur der Tag erſt noch kommen, an welchem ich dieſes oder jenes gethan habe! und was dergleichen thörichte Wünſche mehr ſind. Ein ſolcher Menſch verſetzt ſich in ſeinen Gedanken bloß in die vergangene Zeit, die ſchon auf eine unerſetzliche Art verloren gegangen. Die gegenwärtige Zeit verliert er darüber

Digitized by Google

der unvermerkt, und da er auf die zukünftige Zeit in dieſer Angſt ſeines Herzens nicht acht hat, ſo hat er auch keinen Nutzen in Abſicht auf dieſelbe zu erwarten. Wer alſo mit einer vernünftigen Reue das Vergangene bereuen will, der muß deswegen allein keine Reue empfinden, weil es vergangen iſt, ſondern weil daſſelbe ſeine ſchädlichen Folgen bis in die Zukunft ausbreitet. Und um dieſe Folgen zu verhüten, muß er eben das Vergangene bereuen.

Eben ſo thöricht iſt es, wenn die Reue nicht proportionirt iſt, und wenn ſie ſtärker iſt, als die vergangene Sünde verdient, oder auch ſchwächer als ſie es verdient. Auch in dieſem Stücke ſaugen manche Leute Mücken, und verſchlucken Cameele. Mancher Gelehrter ſchlägt es leicht aus dem Sinn, wenn er einige Frauensperſonen geſchwängert, und wer weiß wie viele Leute betrogen hat. Allein er empfindet eine quälende Beängſtigung darüber, wenn er etwa einen falſchen Schluß gemacht, oder einen grammaticaliſchen Fehler begangen, und darüber öffentlich ausgelacht worden. Je gröſſer unſere vergangenen Sünden und Thorheiten ſind, deſto ſtärker muß man ſie bereuen; je kleiner ſie aber ſind, deſto ſchwächer muß die Reue ſeyn. Es iſt alſo thöricht, wenn manche Leute verlangen, ein Sünder ſolle alle ſeine Sünden dergeſtalt bereuen, daß er mit dem heftigſten Schmerzen erkenne, er habe um einer jedweden Sünde willen den gröſten Grad der ewigen Höllenſtrafe verdient, und ſolte auch die Hölle noch einmal ſo heiß ſeyn. Das heißt, die Sache auf eine ganz unvernünftige Art übertreiben.

Es iſt überhaupt thöricht, wenn die Reue ein gar zu ſtarker und beunruhigender Affect wird. Wenn man manchen Leuten glauben ſoll, ſo muß ein büſſender Sünder vor

Angſt nicht wiſſen, wo er hin ſoll; es muß ihm zu Muthe ſeyn, als wenn Himmel und Erde auf ihm läge; er muß vor Angſt weder eſſen noch trinken noch ſchlafen können; er muß an der Gnade GOttes eine Zeitlang verzweifeln; er muß heulen und ſchreyen, grimmig und finſter ausſehen, und keinem Menſchen eine freundliche Mine machen. Dergleichen Reue iſt ein fleiſchlicher Affect, und entſteht aus einem melancholiſchen Temperamente und hypochondriſchen Körper. Und es iſt nicht zu begreifen, was eine ſolche unmäſſige Reue für Nutzen haben könne. Alle Ausſchweifung in den Leidenſchaften iſt eine Sünde, und es iſt alſo eine unmäſſige Reue ebenfals eine Sünde. Kan eine Sünde die andere büſſen und gut machen?

Daß eine ſo übermäſſige Reue unvernünftig ſey, erhellet auch daraus, weil ſie die vernünftige Abſicht, um welcher willen wir das Vergangene bereuen müſſen, hindert. Nemlich die Reue ſoll uns antreiben zu überlegen, wie wir das Geſchehene wieder gut machen, die begangenen Fehler aufs künftige verhüten, und uns beſſern ſollen. Sonſt hat die Reue gar keinen Nutzen. Folglich muß eine vernünftige Reue dieſe Ueberlegung nicht hindern, ſondern ſie muß nicht nur allemal die Beſſerung aufs Zukünftige befördern, ſondern auch nur ſo ſtark ſeyn, als nöthig iſt, den feſten Vorſatz hervorzubringen, die bereuete Sache niemals wieder zu thun. Iſt ſie ſtärker, als zu dieſer Abſicht nöthig iſt, ſo iſt ſie unvernünftig. Und wenn ſie das Gemüth mit ſo vielen ſchwarzen, ängſtlichen und quälenden Vorſtellungen anfüllet, und betäubt, daß man nicht im Stande bleibet, eine vernünftige Ueberlegung anzuſtellen, Anſtalten zur Beſſerung zu machen, und daß man weder ein noch aus weiß, ſo iſt ſie gewiß eine ſtürmiſche und raſende Leidenſchaft,

Digitized by Google

welche ſündlich iſt. Diejenigen Moraliſten, welche eine ſo ausſchweifende Reue, als eine nothwendige Pflicht eines zu bekehrenden Sünders, fodern, verurſachen noch den Schaden, daß einfältige Leute, welche ihren Vorſchriften folgen, ſich mit Gewalt zwingen, eine ſolche Leidenſchaft in ſich zu erregen. Sie eſſen und trinken nicht, fliehen alle Geſellſchaften, verſchlieſſen ſich in eine finſtere Stube, unterdrucken alle freudige Vorſtellungen, zwingen ſich mit Gewalt zu weinen, und nehmen zehn andere Thorheiten vor, um nur ihre Unruhe des Gemüths bis zur Verzweifelung zu erhöhen. Ein jeder vernünftiger Menſch wird von ſelbſt leicht erachten können, daß ein ſolches Verfahren viel zu comödiantenhaftig herauskomt, als daß es tugendhaft ſeyn könte. Einige Moraliſten rechnen eine ſolche wüthende Reue zur Zerknirſchung des Herzens, und ſie machen ſich ohne Zweifel einen zu körperlichen Begrif von dieſer Zerknirſchung.

Am allerthörichtſten aber iſt es, wenn ein Menſch nach der Reue eben dasjenige wieder thut, was ihm eine ſo empfindliche Reue verurſachet hat. Eine ſolche Reue, auf welche keine gründliche Beſſerung erfolgt, iſt als eine ſchnell vorübergehende Leidenſchaft anzuſehen, welche mit der Zeit, wie alle Leidenſchaften, verſchwindet, und keine Spuren hinter ſich zurück läßt. Man wird mehrentheils bemerken, daß eine Reue, welche ſehr ſtark iſt, welche auf keine vernünftige Ueberlegungen gegründet iſt, und welche aus lauter ſinnlichen Vorſtellungen, aus den Empfindungen des Uebels, in welches man ſich ſelbſt geſtürzt, einzig und allein herfließt, von keiner langen Dauer iſt, und keine wahrhaftige Beſſerung nach ſich zieht. Ich habe einen Menſchen gekant, und es gibt gewiß noch viele ſolche Leute, wel-

cher

Digitized by Google

cher durch ſeine verliebten Ausſchweifungen ſich die allerſchändlichſte Krankheit zugezogen hat. Als er nun unter den Händen des Arztes und des Chirurgus ſeufzete, verfluchte er ſeine Ausſchweifungen mit einer wahren Aufrichtigkeit, und man hatte genug an ihm zu tröſten. Er hat tauſendmal verſichert, daß er ſein Lebetage dieſe Sünde nicht wieder begehen werde. Allein, er war kaum einige Wochen wieder geſund geweſen, als er ſein voriges Leben wieder von vorne anfieng. Mehrentheils iſt die Reue, welch bloß durch Unglücksfälle und durch die Empfindungen des Uebels, ſo man ſich über den Hals gezogen hat, verurſacht wird, von keiner langen Dauer. Eine Reue kan alſo nicht eher vernünftig und nützlich ſeyn, bis ſie nicht wenigſtens einige Beſſerung nach ſich zieht, und die Reuenden mit Schaden klug macht.

Wir dürfen vernünftiger Weiſe nichts anders bereuen, als unſere Sünden. Unglücksfälle können wir nicht verhüten, denn ſie ſtehen nicht in unſerer Gewalt. Es iſt demnach eine thörichte Sache, wenn man etwas bereuet, weil es nicht durch unſere Schuld, ſondern durch einen bloſſen unglücklichen Zufall, den wir nicht haben verhüten können, einen ſchlechten Ausgang gewonnen hat. Eine ſolche Reue hilft uns nichts aufs Zukünftige, weil wir eben ſo wenig die zukünftigen Unglücksfälle verhüten können, als wir die vergangenen hätten verhüten können. Mancher Menſch bereuet, daß er geheyrathet hat. Denn er ſtelte ſich, den Eheſtand, als eine Kette von lauter Glückſeligkeiten vor. Da er nun erfahren, daß ſeine Frau ofte krank geworden, und er dadurch in viele Noth gerathen, daß ihm einige ſeiner Kinder geſtorben u. ſ. w. ſo bereuet er, daß er geheyrathet, und wünſcht: hätte ich doch nicht geheyrathet! wie

Digitized by Google

ruhig hätte ich leben können! Ein anderer kauft ſich ein Haus, und nach einigen Jahren brennet es ab, oder wird von einem Sturmwinde über den Haufen geworfen. Dieſem Thoren gereuet es auch, daß er ein Haus gekauft, und ihn quält dieſe Reue ganz umſonſt, weil er dadurch nicht einmal vorſichtiger, in Abſicht auf zukünftige Unglücksfälle, werden kan.

Noch eine Thorheit verdient angemerkt zu werden. Wenn manche Leute etwas unternehmen, und ihr erſtes Unternehmen gelinget ihnen etwa, um einiger dabey begangenen Fehler willen, nicht nach Wunſche, ſo macht ſie die Reue, welche ſie darüber empfinden, ſo zaghaft, daß ſie dieſe Sache niemals wieder unternehmen. Wenn z. E. jemand zum erſtenmale prediget, und er macht ſeine Sachen ſehr ſchlecht, ſo ändert er lieber ſeine ganze Lebensart, und legt ſich auf andere Wiſſenſchaften; und ſo verhalten ſich viele andere Leute in ähnlichen Fällen. Allein man muß es in ſolchen Fällen machen, wie der groſſe Atheniensiſche Redner Demoſthenes. Als er das erſtemal eine öffentliche Rede halten wolte, ward er von ganz Athen ausgeklatſcht, weil er einige Buchſtaben ſehr ſchlecht ausſprach. Demoſthenes ließ den Muth nicht ſinken. Er ſuchte ſeinen Fehler zu beſſern, und übte ſich ſo lange, bis er eine reine Ausrede bekam. Und hierauf ward er von ganz Griechenland bewundert. Eine vernünftige Reue muß uns demnach nicht abhalten eine gute Handlung zu verrichten, ſondern ſie muß uns antreiben und behülflich ſeyn, dieſelbe aufs Zukünftige, ſo viel als möglich iſt, ohne Fehler zu verrichten.

Der

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 105. Stück.

Ein Menſch iſt fehlerhaft. Fehler und der Menſch ſind unzertrennlich mit einander verknüpfet; es hänget daher unſern Handlungen, auch den beſten, immer etwas fehlerhaftes an. Wir begehren nicht, daß Eltern in der höchſten Vollkommenheit ihre Kinder erziehen ſollen; allein wir fordern, daß ſie das unvermeidlich mangelhafte nicht noch vorſetzlich mit Fehlern vermehren ſollen: und dieſes geſchiehet insbeſondere dadurch, wenn Eltern ihre Fehler ihren Kindern ſehen laſſen. Kein vernünftiger Menſch wird ſich fehlerfrey halten; alſo ſollen weiſe Eltern ein ſorgfältiges Auge auf alle ihr Thun und Laſſen richten, ihre ſchwache Seite vor ihren Kindern zu verbergen. Iſt es nicht eine Abſicht GOttes, uns ſelbſt zur Ablegung der Laſter und Mängel, durch die Liebe zu den Kindern, zu bewegen? Ruft nicht der groſſe Kinderfreund das Weh mit dem nachdrücklichſten Ernſt über die aus, die das kleinſte ärgern? An wen iſt dieſe donnernde Erinnerung mehr gerichtet, als an die Eltern, die am meiſten Gelegenheit haben, ihre Kinder zu ärgern? Dieſe ſehen auf ſie; die natürliche Liebe eröfnet ihr Herz gegen ihre Eltern, und ſie ſind bereit, ſich nach ihnen, in ih-

Digitized by Google

rer Denkungsart und Handlungsweiſe, zu richten. Es iſt daher eine Hauptregel der Kinderzucht, daß man auf das ſorgfältigſte ſeine Fehler vor den Kindern verbergen müſſe. Indeſſen iſt nichts gemeiners, als ein gegentheiliges Verhalten. Herr Leicht mit ſeiner Gattin, die ſich überal nichts übel nehmen, und ſich aus der Leute Urtheil, auf eine gar zu großmüthige Art, nichts machen, ſollen mir zum Muſter dienen. Ich habe beyde mehr als einmal, bey ihrer Liebe zum Trunk und zu unzüchtigen Worten, der Erinnerung einer Freundin alſo antworten hören: Warum ſollen wir uns in unſerm Hauſe zwingen, es iſt genug, daß man ſich mannigmal auſſerhalb des Hauſes Zwang anthun muß: ich bin bey den Meinigen, es iſt niemand, als meine Kinder um mich: ſie verſtehen es nicht: ich bin Herr; ich wolte ihnen die Köpfe einſchlagen, wenn ſie ſich darüber aufhielten: was ich thue, hat nichts zu bedeuten. Eltern die ſo geſinnet ſind, verſtatten ſich alle mögliche Freyheit. Sie nehmen den Wohlſtand nicht in Acht, und begehen unziemliche Handlungen. Sie ſetzen ſich ſelbſt tief herunter, durch tauſend niederträchtige und kindiſche Verrichtungen. Die Kinder ſehen ſie, und hören ſie mit Herzensluſt an. Sie erfreuen ſich, daß ſie Geſpielen antreffen, an die ſie gar nicht gedacht hatten; und dieſe kleinen Spionen, die gefährlicher ſind als alle andere, behalten alles in einem unvergeßlichen Andenken; ſie graben es mit unauslöſchlichen und tiefen Buchſtaben in ihr Gedächtniß; ſie machen daraus viel Ueberlegungen, und halten ſich berechtiget, eben das zu thun; ja, welches noch ſchlimmer iſt, ſie glauben, es ſtehe ihnen frey, noch weiter zu gehen. Und daher komt es, daß Kinder in ihren zarten Jahren Worte reden, die ſie nicht verſtehen, und Handlungen begehen, die ſie nicht wiſſen ſolten.

Eben

Digitized by Google

Eben daher entſtehet ſo viel frecher Mutwille in ſo vielen Häuſern, und die Kinder begegnen ihren Eltern auf ſolche Art, darüber alle erſchrecken, die dergleichen nicht geſehen haben. Man nimt mit Erſtaunen Bosheiten wahr die weit über das Alter der Jugend gehen; es ſind dem eigentlichſten Verſtande nach Kinder an Jahren, und Männer an Bosheit. Das böſe Herz der Kinder iſt zwar der erſte Grund dieſer Ausbrüche, aber dieſes böſe Herz war doch ſo böſe nicht, es würde ſich auch nie unterſtanden haben, auf eine ſo entſetzliche Art die Schranken ſeiner Pflicht zu verletzen, wenn die Eltern nicht zu erſt die Schranken ihrer Pflichten und ihres Standes überſchritten hätten; ſie ſelbſten haben ſich Schlangen und Scorpionen in ihren Buſen geſetzt, und werden mit den Geiſſeln gegehauen, die ſie ſelbſt verfertiget haben.

Es giebt allerdings eine wünſchenswürdige Art von Umgang, die man eine würdige Gemeinheit (Familiarität) nennen kan, dieſe iſt das Reizendeſte in dem Hausweſen, und in der Geſelligkeit der Eltern und Kinder, insbeſondere wenn dieſe bereits zu einigem verſtändigen Alter gekommen ſind. Indeſſen gebraucht man viel Weisheit, Klugheit und unverdroſſene vorſichtige Behutſamkeit; man muß mit allem Fleiß dahin ſehen, daß die Gemeinheit nicht in eine Unehrerbietigkeit abarte. Man darf es nur im geringſten verſehen, ſo iſt der Schade da, und niemals wieder zu verbeſſern. Hierauf muß man beſtändig ſeine Gedanken richten, wenn die Jugend noch in dem zarteſten Alter iſt. Da iſt ſie beugſam, furchtſam, und nachgebend; da kan man ein Kind ſogleich kurz halten und zurücke ziehen, ſo bald es eine Neigung hat, ſich zu viel herauszunehmen; man muß alsdenn alle Kennzeichen der heiligſten

Digitized by Google

Würde unter allen, nemlich der väterlichen und mütterlichen Würde, hervorſuchen, und muß den Kindern empfinden laſſen, daß man nicht geſonnen ſey, von dieſen Vorrechten und hohen Gerechtſamen das geringſte zu vergeben. Wenn wir aber dieſe würdigen Kennzeichen recht gebrauchen wollen, ſo müſſen wir ſie niemals abgeleget haben, oder wir müſſen wenigſtens ſie nie mit lächerlichen Schwachheiten und ſchändlichen Handlungen verwechſelt haben. Denn ſo bald uns unſere Kinder heimlich einige Hauptfehler vorwerfen können, ſo zeiget uns ihr Verhalten und ihr ganzes Weſen an, daß ſie glauben, ein Recht über uns erhalten zu haben, das ſich auf unſere Schwachheiten gründet, und welches ſie fahren zu laſſen nicht geſonnen ſind; wir werden uns alsdenn mit alle unſerm Beſtreben vergeblich bemühen, die auf ewig ausgelöſchte Ehrfurcht wieder zu erhalten, und ſelbſt die Bemühung wird uns nur noch mehr verächtlich machen. Durch welche Mittel werden wir eine Herrſchaft wieder erobern können, die wir nicht zu erhalten gewuſt haben, und die in deren Händen iſt, denen wir ſelbſt die Waffen gegen uns geſchmiedet, und nicht ſowol übergeben, als vielmehr aufgedrungen haben?

Die Gelegenheit, bey welcher die Kinder am erſten die Fehler der Eltern wahrnehmen, ſind die Hausſtreitigkeiten und die Zwiſtigkeiten der Ehegatten. Ihre aufmerkſame Neugierigkeit läßt nichts von dem, was geſagt wird, entwiſchen, und man ſagt alsdenn oft tauſend Sachen, die mit einer ewigen Decke verborgen gehalten werden ſolten; man verräth da tauſend Dinge, welche mit einmal alle gute Meynung zernichten, welche Hausgenoſſen gegen ihr Haupt können und nothwendig müſſen hegen. Ein Mann, eine Frau, welche ſich durch ihre Hitze dahin reiſſen laſſen, begegnen

gegnen ſich auf das äuſſerſte verächtlich; ſie werfen ſich Dumheit, Unverſtand, Narrheit, Untreue, und wer weiß was mehr vor; ihre Leidenſchaft vergröſſert noch überdis alle Fehler.

Man urtheile nur ſelbſt, was die unſchuldigen und ſtummen Zeugen dieſes luſtigtraurigen Auftrits denken können, und was dieſe junge Gemüther vor Eindrücke erhalten, die ihnen ewig eingedruckt bleiben. Wenn alſo Eheleute ſo unglücklich ſind, daß ſie nicht in einer vollkommenen Einigkeit leben, und daß die werthen Früchte ihrer ehlichen Verbindung nicht im Stande, die Gemüther genauer zu vereinigen; ſo wolte ich doch, daß ſie, in Betrachtung des groſſen Schadens, wenigſtens die Gegenwart ihrer Kinder ſich zu einem Zaum ihrer Uneinigkeit dienen lieſſen, denn ſie werden ſonſt nicht nur ſich der Verachtung und dem Ungehorſam ihrer Kinder vorſtellen, ſondern ihnen ſelbſt die Zankſucht und die Laſter einprägen. Ich wünſche auch, daß Eltern die Geheimniſſe des Eheſtandes auf das fleißigſte vor den Kindern verhelen. Was denket ein Kind, wenn ein Vater die Mutter unbehutſam und wohllüſtig liebkoſet, und ihnen die ſo genanten Vorſpiele der Liebe ungeſcheut ſehen läßt. Ich weiß Väter und Mütter, die eben dadurch ihren Kindern Anreizungen gegeben haben, dadurch ſie, ehe ſie es gedacht und gewolt hatten, zu Großeltern geworden ſind. Nichts greift mehr um ſich, als ein Funken der Geilheit; es entſtehet daraus eine Feuersbrunſt, die oft das ganze Haus in die Aſche leget. Was iſt es Wunder, daß die junge Claudia in den Armen des Knechts das ſucht, was ſie an den Eltern wahrgenommen hatte. Die entſetzliche Furcht vor ihren Eltern machte ſie zu einer Kindermörderin, und als ſie ihr Leben durch das

Schwerdt

Digitized by Google

Schwerdt verlieren ſolte, klagte ſie, und nicht ſo ganz unrechtmäßig, über die Unbehutſamkeit derer, von denen ſie das Leben erhalten. Iſt je aus einer geringern Sache ein gröſſer Uebel entſtanden?

Ich habe oftmal die Urſachen unterſucht, warum Eltern, die doch ſonſt ſo viel, und öfters zu viel, Zärtlichkeit gegen ihre Kinder an den Tag legen, ſich derſelben entziehen, und ſie den gröſten Theil des Tages in einem andern Theil des Hauſes, bey einer Amme, Wärterin, und unter den Augen des Geſindes laſſen. Endlich habe ich den Bewegungsgrund entdeckt, wo nicht den einzigen, doch einen Hauptgrund. Sie fürchten ſich vor ihren Kindern: ſie wollen ſich in ihren Handlungen alle Freyheit verſtatten, ſie wollen ganz ungebunden in allen ihren Neigungen leben, ſie ſind ſich bewußt, daß ſie die Ihrigen dadurch ärgern würden. Es iſt allerdings beſſer, daß ſie in dieſer Abſicht ihren Kindern ſich entziehen; allein ſie wählen nur ein Uebel von einer andern Art; ich kan nicht einmal ſagen, daß ſie ein geringeres wähleten. Solten ſie nicht ſelbſt an ihrer eigenen Beſſerung arbeiten? ſolten ſie ſich nicht der hohen Würde des Vaters, der Mutter, recht würdig zu machen ſuchen? Waren ſie ſchuldig, als ſie noch allein waren, tugendhaft zu ſeyn; ſo vermehrete ſich dieſe Schuldigkeit, als ſie ſich mit einem Gatten verbanden, und noch mehr wurden ſie dazu verpflichtet, als ſie Kinder bekamen. Ob es nun gleich Lobens werth iſt, daß ſie ihre Kinder durch ihr böſes Leben ſelbſt nicht verführen wollen, ſo möchte ich doch wiſſen, womit ſie ſich entſchuldigen wollen, daß ſie die Ihrigen von andern verführen laſſen. Wir wollen den Fall ſetzen, daß eine Mutter nicht über das Herz bringen könte, ihr eigen Kind zu ermorden. Iſt ſie deswegen

Digitized by Google

wegen weniger eine Kindermörderin, wenn ſie es durch die gottloſe Fauſt eines Bedienten erwürgen läßt? Die weltlichen Geſetze werden keinen Unterſcheid machen, und die ſittlichen Geſetze ſind nicht minder ſcharf. Kinder, die täglich nur wenige Augenblicke um ihre Eltern ſeyn dürfen, verlieren den Eindruck, den die Natur ſelbſt in ihnen gepräget hat; ſie gewinnen die gröſte Liebe zu denen, die am meiſten um ſie ſind, und deren Handreichung und Wartung ſie genieſſen; ihre Eltern werden ihnen fremde. Sie verwechſeln in ihren Gemüthern die Wartfrau mit der Mutter, ſie geben jener, was ſie dieſer ſchuldig ſind; und wie tief ſehen ſich die Eltern dadurch in dem Gemüth der Kinder heruntergeſetzt! Dieſes iſt ein Hauptſchade; geſetzt, daß das Geſinde auch ſonſt keinen andern anrichtete. Allein, da die Dienſtboten, die Ammen und Wärterinnen, aus dem unterſten Pöbel genommen werden, und ſelbſt ſehr ſchlecht erzogen ſind; da ſie die niederträchtigſten Gemüther haben, und keines ehrbaren Gedanken, keiner tugendhaften Handlung gewohnt ſind: ſo ſehen die ihnen überlaſſene Kinder nichts, als Sachen, die weit unter der menſchlichen Würde ſind, und ſie bis zu dem Vieh erniedrigen. Sie ſehen die rauhen Geberden der ungebrochenen Leidenſchaften; ſie hören eine Sprache, die höchſt unvernünftig iſt. Kurz, das Laſter wird ihnen durch die Pforten aller Sinnen vorgeſtellet; ihre Seele gewöhnt ſich an dieſe Bilder, und verwildert, und in einem vornehmen Cörper wohnt ein pöbelhafter Geiſt. Dieſes werden denn, im eigentlichen Verſtande, die Wechſelbälge, die ausgetauſchten Kinder; daher findet die Mutter, ſtat ihres Kindes, einen Kielkropp; und ich vermuthe, daß unſre ſinnreiche Alten unter der Fabel vom Nix, der die Kinder austauſche, die Eltern warnen wollen, die Früchte ihrer Ehe nicht aus den Augen zu laſſen; welche Vorſtellung nach und nach die Unwiſſenheit und der pöbelhafte Aberglaube in wirkliche Begebenheiten verwandelt hat.

Es ſind einige Eltern in ſolchen Umſtänden, daß ſie ihre Kinder nicht beſtändig um ſich haben können; ſie müſſen ſie andern überlaſſen. Von denen fordere ich dreyerley: erſtlich, daß ſie doch ſo oft und ſo lange als es nur möglich iſt, die Ihrigen ſehen und ſprechen; und zum andern, daß ſie mit aller

Digitized by Google

Behutſamkeit und Weisheit die Perſonen wählen, welchen ſie ihre koſtbarſten Schätze anvertrauen. Ich ſehe mit Erſtaunen die Unempfindlichkeit der meiſten Eltern an, die ſich mit allem Fleiß nach allen Umſtänden desjenigen erkundigen, dem ſie zwey oder drey hundert Thaler leihen wollen; es iſt ihnen nicht genug, daß ſie ſich nach ſeinem Vermögen erkundigen, ſie unterſuchen auch ſeine Wirthſchaft und ſein Gemüth, ob er ein Verſchwender ſey, oder betrüglich geſinnet, oder ob er treu und ehrlich ſey; allein es komt ihnen nicht einmal in die Gedanken, ſich nach der Gemüthsbeſchaffenheit derer zu erkundigen, denen ſie ihre Kinder übergeben. Dieſes iſt eine Sinnloſigkeit, die ich nicht begreifen kan. Das dritte, das ich fordere, iſt, daß man, nach einer guten Wahl, dennoch beſtändig ein wachſames Auge auf die Wärterinnen, und alle, die bey dem Kinde ſind, richten ſoll, dieſe müſſen täglich Rechenſchaft von ihrem und des Kindes Verhalten ablegen. Denn die Eltern müſſen dem Vater über alles, was Kinder heiſt im Himmel und auf Erden, davon Rechenſchaft geben; und dieſe Beobachtung muß um ſo viel genauer angeſtellet und ununterbrochen fortgeſetzt werden, je mehr das Kind, auſſer den Augen ſeiner Eltern, in der Geſindeſtube der Gefahr ausgeſetzet iſt. Wenn dieſe Bemühung einigen zu beſchwerlich ſcheinet, ſo müſſen ſie ihre Kinder als etwas nichtswürdiges und verächtliches anſehen. Iſt aber einige Hochachtung gegen die Worte des Sohnes GOttes bey ihnen, ſo werden ſie über die Ausdrücke in ein tiefes Nachdenken gerathen, da er geſagt hat: **Sehet zu, daß ihr nicht jemand von dieſen Kleinen verachtet.** Er ſetzet zwey wichtige und ungemeine Urſachen hinzu; die erſte: **Denn ich ſage euch, ihre Engel im Himmel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel;** und die andere iſt noch wichtiger: **denn des Menſchen Sohn iſt kommen ſelig zu machen, das verloren iſt.**

E.

Der

Der Menſch.

Das 106. Stück.

Die menſchliche Natur iſt, ihrer Grundlage nach, ſo ſehr zur Tugend eingerichtet, daß ihr dieſelbe völlig gemäs iſt. Dieſe Sache gehet ſo weit, daß man ſo gar den Laſtern den Schein der Tugend zu geben ſich bemühet, um das Unnatürliche und Unmenſchliche, welches in denſelben angetroffen wird, zu verbergen. Der Laſterhafte ſcheint ſich alſo in der That des Laſters zu ſchämen; und um der Stimme ſeiner Natur, welche in ihm ſich hören läßt, Gehör zu geben, und zugleich das Laſter beyzubehalten, ſo wendet er alle Mühe an, ſein Laſter zu beſchönigen, und ihm die Geſtalt der Tugend zu geben. Der Hochmüthige wird niemals zugeben, daß er hochmüthig ſey, ſondern er giebt allemal eine edle Ehrbegierde vor. Unter andern Kunſtgriffen, deren ſich der Laſterhafte bedient, um dieſe Abſicht zu erreichen, iſt ſonderlich einer beſonders merkwürdig. Man pflegt nemlich das Laſter durch gewiſſe Maximen zu beſchönigen, welche recht gut verſtanden und angewendet werden können. Allein da ſie eine Zweydeutigkeit in ſich enthalten, und

nicht accurat genug abgefaßt ſind, ſo bedient ſich derſelben das Laſter, um ſich die Geſtalt der Tugend zu geben.

Wir wollen vor dieſesmal dieſe Betrachtung, durch den Geiz, erläutern. Der Geiz iſt eins der ſchändlichſten und lächerlichſten Laſter, weil der Geizige allemal zugleich ein Narre iſt. Die Erfahrung lehrt, daß kein Geiziger geizig heiſſen will, und es verdrießt ihn, wenn man ihn dieſes Laſters beſchuldiget. Man wird daher faſt durchgängig bemerken, daß der Geizige, ſo ofte man ihm ein geiziges Verhalten vorrückt, allemal eine Maxime anzuführen weiß, wodurch er ſeinen Geiz zu beſchönigen ſucht. Wir wollen einige ſolcher Maximen anführen.

1. **Man muß einen Groſchen dreymal in der Hand umwenden, ehe man ihn ausgiebt.** Dieſe Maxime kan unvergleichlich angewendet werden, um die Verſchwendung, und die unbedachtſame Ausgabe des Geldes, zu verhüten. Ein tugendhafter Menſch muß alle unnöthigen und unnützen Ausgaben verhüten. Wolte er nun vorher, ehe er Geld ausgiebt, keine Ueberlegung anſtellen, ob die Ausgabe nöthig, nützlich und pflichtmäßig ſey, ſo kan er ſehr leicht ein Verſchwender werden. Man hat demnach durch dieſes Sprüchwort anzeigen wollen, daß man ſich allemal gehörig bedenken müſſe, ehe man Geld ausgiebt, damit man es nicht verſchwende, und man müſſe daher nicht zu eilfertig und geſchwinde Geld ausgeben. Dem filzigen Geizhals iſt das Geld ans Herz gewachſen. Er wendet den Groſchen in der Hand nicht etwa deswegen dreymal um, ehe er ihn ausgiebt, damit er überlege wie er ihn klüglich ausgeben ſolle; ſondern weil ihm die Ausgabe deſſelben überhaupt wehe thut, und weil er ihn gar nicht ausgeben will. Er bedenkt ſich bloß deswegen,

damit er unterſuche, ob er leben bleiben könne, wenn er ihn nicht ausgiebt; und wenn er dieſes findet, ſo giebt er ihn nicht aus, und denkt, er handele als ein ſparſamer Hauswirth.

2. **Wer den Pfennig nicht ſpart, der bekomt auch keinen Thaler.** Dieſe Maxime hat man einer gewiſſen Art der Verſchwendung entgegen ſetzen wollen. Nemlich es giebt gewiſſe Leute, welche in Abſicht auf gröſſere Summen Geldes ſehr ſparſam ſind, allein bey den kleinen Summen üben ſie gar keine Sparſamkeit aus, weil ſie denken, es ſey ein Bagatel. Indem ſie alſo einen Groſchen nach dem andern verſchwenden, werden ſie niemals wohlhabende Leute. Wer alſo recht ſparſam ſeyn will, der muß auch die Kleinigkeiten gehörig zu rathe halten, und die angeführte Maxime will alſo ſagen: Die Sparſamkeit erſtreckt ſich über alle Ausgaben, und alſo auch über die kleinſten; oder wer in Kleinigkeiten nicht ſparſam iſt, der kan überhaupt nicht recht ſparſam ſeyn. Der Geitzige beſchöniget dadurch ſeine Knickrigkeit, die er ofte bey den gröſten Kleinigkeiten ausübt. Sowol als man bey den kleinſten Ausgaben ein Verſchwender ſeyn kan, eben ſowol kan die Sparſamkeit bey Kleinigkeiten, ehe man ſichs verſieht, in einen filzigen Geitz ausarten, und der Geitzige beruft ſich alſo ohne Grund auf dieſe Maxime.

3. **Gutſchmecke macht Bettelſäcke.** So albern dieſe Maxime iſt, wenn man auf den Ausdruck ſieht, ſo vortreflich iſt ſie, ihrem wahren Verſtande nach betrachtet. Es giebt ungemein viele Verſchwender, welche ſich eben dadurch entweder ganz oder bey nahe an den Bettelſtab bringen, weil ſie keine Herren ihrer Zunge ſind, und gar zu gerne was Gutes eſſen und trinken. Wer wohlhabend

genung iſt, der würde ſündigen, wenn er nicht viel auf ſeine Mundkoſt wenden wolte: denn wir ſind verbunden, ſo viel es möglich iſt, auch in den Creaturen zu ſchmecken, wie freundlich GOtt ſey. Der Sparſame muß alſo das Vergnügen der Zunge ſich nicht gar zu häufig verſchaffen, ſondern er muß nur ſo viel Vergnügen dieſer Art ſich machen, daß er darüber nicht arm wird, und deswegen muß er bedenken, daß Gutſchmecke Bettelſäcke mache. Der filzige Geiz äuſſert ſich unter andern auch dadurch, daß er alle Ausgaben vermeidet, die nicht nothwendig zur Erhaltung des Lebens gereichen. Er ißt und trinkt ohne Noth ſehr ſchlecht, und wenn er nur ſatt wird, ſo iſt er zufrieden. Wenn man ihn nun des Geizes beſchuldiget, weil er ſich gar nichts zu Gute thut, ſo befriediget er ſein Gewiſſen, durch dieſes Sprüchwort. Und ob es ihm gleich bey andern Leuten vortreflich gut ſchmeckt, wenn er herrlich tractirt wird, ſo giebt er doch über ſeinem eigenen Tiſche vor, daß er kein Liebhaber der Delicateſſen ſey, und daß er ſie nicht vertragen könne. Die Erfahrung lehrt zur Gnüge, daß viele Leute ſich ſehr viel in Eſſen und Trinken zu Gute thun, und deswegen doch nicht an den Bettelſtab gebracht werden.

Es iſt ſehr ſchwer Geld zu verdienen. Durch dieſe Maxime hat man ebenfals der Verſchwendung vorbeugen wollen. Mancher Verſchwender achtet ſein Geld, was er ſchon wirklich beſitzt, ſehr wenig, und er giebt einen Thaler nach dem andern aus, weil er hundert Projecte im Kopf hat, wie er auf eine leichte Art ſeinen Geldbeutel wieder anfüllen könne. Weil ſich nun die meiſten Menſchen in dieſen Projecten betrügen, ſo hat man ihnen durch dieſes Sprüchwort die Regel einflöſſen wollen, daß man ſich einen Nothpfennig ſammlen müſſe, und alſo müſſe man

Digitized by Google

das Geld, welches man wirklich beſitzt, ſehr zu Rathe halten, weil es ſchwer ſey Geld zu verdienen. Es iſt ſehr gut, daß man jungen Leuten, welche noch nicht von ihrem eigenen Gelde leben, dieſe Wahrheit bey Zeiten einſchärfe. Allein der Geizhals mißbraucht dieſelbe, um ſein filziges Verhalten zu beſchönigen. Er wünſcht, daß er nur Geld einnehmen, nicht aber wieder ausgeben dürfe, und er denkt demnach, daß er dieſer Maxime auf eine tugendhafte Art gemäs lebe, wenn er nur alsdenn Geld ausgiebt, wenn ihn die äuſſerſte Noth dazu zwingt.

5. **Das menſchliche Leben koſtet viel,** oder es **koſtet viel wenn man ehrlich durch die Welt kommen will,** oder **wer ehrlich durch die Welt kommen will, muß alle Pfennige zu Rathe halten.** Es giebt Leute, und hieher kan man bey nahe alle junge Leute rechnen, welche die Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens noch nicht genugſam kennen. Sie wiſſen noch nicht, was alles dazu erfodert wird, wenn man alle Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, ſamt allen Noth- und Ehrenfällen gehörig beſtreiten will. Weil ſie nun denken, es werde viel weniger dazu erfodert, als wirklich dazu erfodert wird; ſo ſparen ſie nicht genugſam, und ſammlen ſich keinen Vorrath aufs Zukünftige. Solchen Leuten mangeln mehrentheils die nöthigen Mittel, alle ihre Ausgaben zu beſtreiten, und ſie ſehen ſich demnach genöthiget, wenn ſie anders keine gröbere Ausſchweifungen begehen, viel Schulden zu machen. Und ob ſie gleich nicht den Vorſatz haben, ihre Gläubiger zu betrügen, ſo kan es doch wider ihren Willen ihnen endlich unmöglich werden, als vollkommen ehrliche Leute ihr Leben fortzuſetzen. Dieſer Art der Verſchwendung ſind die angeführten Maximen

entgegengeſezt. Der Geizige beſchöniget dadurch ſeinen Geiz, aber auf eine lächerliche Weiſe. Der Geizige macht den Anſchlag zu groß, und er glaubt, daß viel mehr zur Erhaltung des Lebens gehöre, als wirklich dazu erfordert wird, und daher ſcharrt er auf eine unmäßige Art Geld zuſammen, welches er niemals nöthig hat, und auch niemals ſich unterſteht, daſſelbe zu gebrauchen. Sonderlich iſt es thöricht, wenn alte Leute ihren Geiz durch dieſe Maximen zu beſchönigen ſuchen. Sie ſtehen vor der Thür ihres Grabes, und denken Wunder wie viel ſie noch Reiſegeld nach der Ewigkeit nöthig haben werden.

6. **Niemand kan uns in den Bauch ſehen.** Es giebt eine gewiſſe Art hochmüthiger Leute, welche darin eine groſſe Ehre ſetzen, daß ſie einen koſtbaren Tiſch halten. Sie eſſen und trinken daher koſtbarer, als es ihr Stand und ihre Einkünfte erfordern und verſtatten. Es iſt von ſelbſt klar, daß dieſer Ehrgeiz närriſch ſey, und das Närriſche in demſelben wird durch dieſes Sprüchwort recht nachdrücklich angezeiget. Wenn ich etwas um der Ehre willen thue, ſo müſſen es andere Leute können gewahr werden. Da mir nun niemand in den Bauch ſehen kan, ſo kan ich von andern Leuten vollkommen geehrt werden, wenn gleich mein Magen mit ſchlechten Speiſen angefült ſeyn ſolte. Der Geizige wendet auf ſein Eſſen und Trinken viel weniger, als ſein Stand von ihm fodert, und als die Sparſamkeit erlaubt. Wenn man ihm nun vorhält, er beſchimpfe ſich durch ſeine ſchlechte Mundkoſt, ſo beſchöniget er ſein Verhalten dadurch, daß er meynt, es könne ihm niemand in den Magen ſehen. Sonderlich gehört hieher eine gewiſſe Art der Geizigen, welche zugleich Verſchwender ſind. Manche wenden mehr auf ihre Klei-

der

der und auf den Staat derſelben, als ſie ſolten, und damit ſie dieſe Unkoſten beſtreiten können, ſo ziehen ſie es ihrem Magen ab. Dieſe Leute denken Wunder, wie klug und vernünftig ſie handeln, weil ſie meinen, andere Leute könnten zwar ſehen, was ſie für Kleider anhaben, aber nicht was ſie gegeſſen haben.

7. **Es ſchenkt mir niemand etwas.** Es giebt Leute, welche die Welt noch nicht genugſam kennen, und weil ſie ſelbſt ſehr dienſtfertig und freygebig ſind, ſo glauben ſie, andere Leute würden eben ſo ſeyn. Sie zehren alſo darauf los, und denken auf keine Nothfälle. Stelt man ihnen dieſe ihre Verſchwendung vor, ſo antworten ſie: Komt ja ein Nothfall, ſo habe ich eine ganze Menge guter Freunde, die mir beyſtehen werden. Um nun dieſer Verſchwendung vorzubeugen, kan man ſich zu Gemüthe führen, daß einem niemand was ſchenke. Dieſer Satz iſt wenigſtens in den meiſten Fällen wahr. Auf der andern Seite äuſſert ſich der Geiz auch dadurch, daß der Geizige nichts umſonſt thut. Seinen Sachen, die er verkauft, giebt er den höchſten Werth, und was er kauft, bedingt er aufs genaueſte. Seine Bemühungen läßt er ſich aufs theureſte bezahlen. Und wenn er nun mit armen Leuten zu thun hat, die ihm vorſtellen, daß er nicht ſo genau mit ihnen verfahren ſolle, daß er z. E. auf den Scheffel Korn, den er verkauft, etwas zugeben ſolle; ſo iſt er nicht zu dieſer Freygebigkeit zu bringen, ſondern er ſagt: ein jeder muß das Seinige ſauer verdienen, es ſchenkt einem niemand etwas.

8. **Genau bedungen und ehrlich bezahlt.** Es giebt verſchwenderiſche Betrüger, welche allerwegen Conto machen, und um den Kaufmann willig zu machen, ihnen

zu creditiren, ſo bedingen ſie die Waaren nicht genau, dann ſie haben ohnedem den Vorſatz, niemals zu bezahlen. Ehrliche Kaufleute haben es demnach als eine vortrefliche Maxime angenommen, daß ein rechtſchaffener Handelsmann genau bedingen, und ehrlich bezahlen müſſe. Der geitzige Filtz dringt den armen Kaufleuten das Blut aus dem Leibe heraus. Er laurt ſonderlich die Zeiten ab, wenn arme Leute etwas aus Noth verkaufen müſſen, und alsdenn handelt er ärger als ein Jude, der betrügeriſch iſt. Der Arme wehklagt, und ſtelt ihm vor, daß er ihm einen kleinen Profit gönnen könne. Allein der Geitzige iſt unbeweglich, und antwortet: Meine Weiſe iſt, genau zu dingen, und ehrlich zu bezahlen.

9. **Man verdient keinen Dank, oder die Leute ſinds nicht werth und bedürfen es nicht, daß man ihnen Wohlthaten erweiſe.** Es iſt allerdings unrecht, wenn man weiß, ein Menſch ſey undankbar, und man erweiſt ihm viele Wohlthaten. Es iſt wahr, unter den öffentlichen Bettlern giebt es unendlich viele Leute, die keines Allmoſens werth ſind, und die man in der Sünde beſtärkt, wenn man ihnen Allmoſen giebt. Der Geitzige nimt daher einen Vorwand, warum er gar keinem Menſchen eine Wohlthat erweiſet, und alle arme Leute vor ſeiner Thür wegweiſt. Er iſt nicht nur ein Geitzhals, ſondern er verſündiget ſich auch an ſeinem Nebenmenſchen, daß er ſie richtet und zu hart beurtheilet.

Der

Der Menſch.

Das 107. Stück.

Die Alten haben den Eheſtand unter dem Bilde eines Jochs, oder zweyer zuſammengeſpanter Ochſen vorgeſtellet, um dadurch ſowol die gleiche Theilnehmung an der Arbeit, als auch, die Einmüthigkeit und die Uebereinſtimmung in den Handlungen, die in einem beglückten Eheſtande ſeyn muß, vorzubilden. Wenn auch die Einigkeit in allen andern häuslichen Verrichtungen ohne Schaden an die Seite geſetzt werden könte, ſo iſt ſie doch bey der Kinderzucht ganz unentbehrlich; niemals muß einer das ändern oder zerſtören, was der andere gebauet hat. Wenn der eine ſpricht: dis ſoll ſo geſchehen; und der andere ſagt: nein, es ſoll anders geſchehen; ſo gehet das Kind unentſchieden dahin, oder greift ſelbſt zu dem, was ihm am meiſten gefält, und das iſt nicht eben juſt das rechte und beſte. Daher trift man in vielen Häuſern, wo die Kinder nur etwas zahlreich ſind, faſt immer Trennungen und Partheyen an: einige Kinder ſind auf des Vaters Seite, und die andern halten ſich zur Mutter, und ein jedes Haupt erhält die Seinigen auf Unkoſten des andern Theils. Welche erſchreckliche Unordnung iſt das nicht? Die Parthey des Vaters

Digitized by Google

wird von ihm angeführt, den Willen der Mutter zu verachten; und ſo macht es der Anhang der Mutter, aus einem Recht der Wiedervergeltung; und endlich, bey mehreren Jahren vereinigen ſich beyde Partheyen, und dieſer Vertrag wird auf Unkoſten des Anſehens und der Gewalt beyder, des Vaters ſowol als der Mutter, gemacht. Vater und Mutter müſſen ſich zuſammen bereden, und mit reifer Ueberlegung die Art der Erziehung ihrer Kinder entwerfen. Wenn ſie nun den Plan einmal feſtgeſtellet haben, ſo müſſen ſie mit gröſter Uebereinſtimmung demſelben folgen, und niemals einander in den Weg kommen und hinderlich ſeyn. Solte einer von beyden ſich etwa einmal, vermöge einer gar zu groſſen Lebhaftigkeit, vergeſſen, und anders handeln, als abgeredet worden iſt, ſo muß ihm der andere Theil nicht den Augenblick deswegen Vorwürfe machen: was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und man muß ganz insgeheim, ohne Beyſeyn eines einzigen Kindes, nachher unterſuchen, ob es auch wohl gethan ſey. Wie die groſſen Herren ihre Anſchläge und Unterhandlungen, die das Wohl ihrer Staaten betreffen, in ihren geheimen Cabinetten abfaſſen, und ſie vor den Augen des übrigen Theils der Welt ſo verborgen, als möglich iſt, halten; ſo ſollen auch die Eltern gewiſſe in die Kinderzucht einſchlagende Vorfälle, Abſichten und Anſchläge, auf das äuſſerſte verborgen halten, insbeſondere wenn beyde Theile zweyerley Meynung ſind; und am allerwenigſten muß der eine Theil ſich durch eine unrechte Zärtlichkeit dem andern widerſetzen, wenn derſelbe ein Kind mit einem gerechten Ernſt züchtiget und beſtrafet. Gemeiniglich werden die Mütter in dieſem Stücke Fehler begehen; ihr thörichtes Mitleiden macht, daß ſie immer befürchten, der Vater werde dem Kinde die Haut

abzie-

abziehen, oder es tödten, wenn er demſelben gerechte und gemäßigte Strafen auferlegt; ſie fliegen zur Vertheidigung dieſer vorgeblichen Schlachtopfer; ſie halten den väterlichen Arm zurück, und verſtatten ihnen Zuflucht in ihren Armen, wie eine Gluckhenne ihren Kleinen ihre Flügel eröfnet. Dieſe ſehen die Kinder, als eine kleine Feſtung an, in welcher ſie vor der züchtigenden Hand geſichert ſind, und verwechſeln ihren Kummer mit Frechheit und Muthwillen. Eine Mutter könte nichts ſchlimmers thun, als dieſes. Dieſe Schutz, den ſie den Kindern gegen den Vater ertheilet, iſt ſehr übel angebracht, und wird Mutter und Kind früh oder ſpät unglücklich machen; denn der kleine Ungezogene bekomt einen Haß gegen den Vater, deſſen Züchtigung er eben deswegen für Grauſamkeit anſiehet, weil die Mutter für nöthig hält, dieſelbe aufzuhalten. Er wird in ſeiner Bosheit verſtärkt, und lernt die Mutter verachten, die nicht das Herz hat, ihr Kind mit einem ſauren Blicke anzuſehen, oder mit einem gelinden Schlag zu beſtrafen. Die Mutter macht alſo, daß der Vater die Hochachtung verlieret; und ſie ſelbſt ſtellet ſich ihrem Kinde als eine Perſon dar, die nicht Muth genug hat Mutter zu ſeyn; alſo verlieren beyde ihr Anſehen, und mit demſelben ihre Obermacht.

Die liebenswürdige Uebereinſtimmung der Häupter eines Hausweſens, in der Führung ihrer Sachen, und die weiſe Vorſichtigkeit, mit welcher ſie die Belohnungen und Beſtrafungen ganz gleich austheilen, kan einer Sache vorbeugen, die ich für ſehr verdrüßlich achte, und von welcher ich durch viele Erfahrung überzeugt bin, daß ſie der Ruhe eines Hausweſens und der Bildung des Characters eines jeden Kindes, ja der ganzen Erziehung ungemein ſchädlich ſey. Und

das iſt der Neid, die Eiferſucht, die Scheelſucht, die ſich zwiſchen Schweſter und Bruder äuſſert, wenn der eine Theil von dem andern gar zu ſtarke Merkmale einer vorzüglichen Gewogenheit erhält: denn dadurch wird in die Gemüther das Samenkorn der Verbitterung, der Unleidlichkeit und der Feindſchaft ausgeſtreuet, von welchen Leidenſchaften man ſich nachmals faſt gar nicht wieder losreiſſen kan. Bey dieſem Umſtand muß man gewiſſe Dinge als unleugbar zugeſtehen, daß uns nemlich die Natur dann und wann eine geheime Zuneigung, einen ſtärkern Grad der Liebe ertheilt, darüber wir nicht Herr ſind, und davon wir auch keine rechte Urſachen angeben können. Auch iſt nicht zu leugnen, daß unter den Kindern nicht ein groſſer Unterſcheid, daß nicht oft eins viel angenehmer und liebenswürdiger, als das andere ſeyn ſolte. Auch iſt es zum dritten wahr, daß es ſelbſt die Billigkeit fordert, daß wir dem Kinde mehr Freundſchaft erzeigen, das ſich derſelben am würdigſten macht. Dieſes alles iſt an ſich wahr, aber man muß es doch nicht ſo ſchlechterdings annehmen, es ſind viel Einſchränkungen dabey nöthig, und in der That muß man hier mehr Weisheit und Ueberlegung, wenigſtens eben ſo viel gebrauchen, als bey irgend einem Stücke in der Kinderzucht; und das um ſo viel mehr, da auch die klügſten Eltern ſich hierin betrügen, und ihre ganze übrige Zucht, die untadelhaft iſt, durch einen Fehler, in dieſem Stücke, verderben können; und jemehr es hiebey darauf ankomt, daß man ſeinem eigenen Herzen widerſtehe, und im Guten nicht zu viel thue. Was die geheime Zuneigung anbetrift, von der wir ſelbſt keinen Grund anzugeben im Stande ſind, ſo lehret es uns die Vernunft, daß wir ſie eben ſowol vor dem geliebten Kinde verbergen müſ-

ſen,

ſen, als die Natur den Grund dieſer Neigung vor uns verborgen hat. Die Kinder müſſen ſie nicht wiſſen. Und hierin verſehen es die Mütter am meiſten; ſobald eine Neigung ſie reitzet, ſo folgen ſie ihr, und überlaſſen ſich derſelben ganz. Nichts iſt zu ſchön, zu gut, zu theur, für den Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit, für das Schooskind ihrer Liebe; der Auswurf, oder die Ueberbleibſel iſt für die andern gut genug. Alles, was dieſer kleine Abgott des Herzens thut oder ſagt, iſt wunderbar; ein angenehmes wohlanſtändiges Weſen herrſchet in allen ſeinen, auch den elendeſten Handlungen; ſtößt ihm das geringſte Uebel zu, mein GOtt, was entſtehet vor ein Lerm! wohin ſoll man ſich wenden, was vor ein Mittel ſoll man gebrauchen? alles läuft gegeneinander. Da indeſſen die andern Kinder bey ſchwerern Zufällen ungeachtet hinliegen müſſen; man ſiehet nur nach ihnen, wenn es ſehr gefährlich wird, und ſorget für ſie, nur Ehren oder Schande halber. Dergleichen bejammernswürdiges Verhalten verwüſten ein Hausweſen, und zertrennen auf ewig die Einigkeit, welche die Natur und das Blut darin anrichten und befeſtigen ſolte.

Was die Kinder anbetrift, die wirklich liebenswürdig ſind, und die die andern übertreffen, ſo würde man in der That entweder blind, oder ungerecht ſeyn, wenn man ihre vorzüglichen Verdienſte nicht erkennen würde; allein man muß dieſes den Kindern ſo wenig, als nur möglich iſt, merken laſſen; ſobald ſie hierin zu klug werden, ſo hat man ihnen ein Mittel gegeben, alle ihre Vorzüge zu verlieren; ſie werden alsdenn verderben, und die andern, von denen man nicht ſo viel macht, werden dadurch vollends vollkommen verderbet, ſo bald ſie dieſen Unterſchied wahrnehmen; und dazu iſt kein Kind zu dumm. Denn von dem

Augen-

Augenblick an, da ſie merken, daß man ſie weniger achtet, glauben ſie, daß ſie ganz verachtet, an die Seite geſezt und gehaſſet würden; ſie verlieren ſogleich allen Muth, und alles Vertrauen; ſie werden argwöhniſch, heimlich tückiſch, und wenden alle ihre Gedanken darauf, denen zu ſchaden, um welcher willen ſie nachgeſezt werden. Am wenigſten iſt es zu entſchuldigen, wenn Eltern unter den Kindern ihrer äuſſern Umſtände wegen einen ſolchen Unterſcheid machen. Rodelinde hat vier Töchter, die kleinſte iſt von den Poken etwas verſehrt worden, daher die ältern ſchöner ausſehen, und deswegen ſtöſſet ſie ihr jüngſtes Kind zurück; ſie ſtrafet es noch dreymal ſo ſcharf, als die andern: dieſes arme Kind mag thun was es will, ſo muß es den Namen eines garſtigen Geſichts hören, und die ältern Schweſtern begegnen dieſer Unſchuld ſtolz und herrſchſüchtig. Roſalia hat einen Sohn, der durch die Schuld der Wärterin, die ihn vom Tiſche fallen laſſen, einen Fuß kürzer als den andern hat. Dieſes unglückliche Kind muß ſich dieſes Gebrechen, dazu es nichts beygetragen hat, als ein groſſes Verbrechen vorrücken laſſen; die Mutter nennet es nur den lahmen Teufel, und ſtößt es aus einem Winkel in den andern, und die jüngeren Brüder dürfen ihn frey verlachen: er iſt der Gegenſtand ihrer kindiſchen Bosheit; ſie hinken ihm nach, ſie erdichten allerley auf ihn; ſie fangen Zänkereyen mit ihm an, und ſo oft er bey den Eltern Schuz ſucht, wird ihm ſolcher verſaget; er muß Unrecht haben, und beſtändig die Worte hören: Was will der lahme Teufel! oder noch ſchlimmere.

Aus ſolchem Verhalten kan nichts als eine ſolche Verderbung und Trennung der Gemüther entſtehen, daraus lauter Verbitterung und Beleidigungen entſpringen. Wenn

Digitized by Google

es ſich nun zuträgt, daß Eltern den Kindern, die mehr Verdienſte haben und wirklich liebenswürdiger ſind, als die andern; offenbare Proben einer vorzüglichen Achtung und Freundſchaft ertheilen, und in dieſem Stück nichts weiter thun, als daß ſie der Tugend und dem Verdienſte Recht wiederfahren laſſen; ſo müſſen ſie doch mit der äuſſerſten Sorgfalt ſich beſtreben, den andern Kindern jedesmal zugleich zu erkennen zu geben, daß ſie geneigt ſeyn, ihnen eben ſolche Gewogenheit zu erzeigen, wenn ſie eben ſo ſich verhalten würden; daß ſie weder aus Eigenſinn, noch Abneigung alſo handeln, ſondern daß der Zug des Bluts und die Natur ſie gegen alle gleich geſinnet und gleich willig machte, wenn nicht ihre Untugenden und laſterhafte Eigenſchaften ſolches ſelbſt verhinderten. Wenn ein Kind auf ſolche Art überzeugt wird, daß es lediglich auf daſſelbige ſelbſt ankomme, wenn es eben die Vorzüge und Gütigkeiten, die ſeinen Brüdern wiederfährt, genieſſen will; ſo empfindet es eine Nacheiferung, welche ihm eine heilſame Führerin wird: es verſucht ſich aus der Verachtung zu ziehen, dahin es durch ſeine Fehler gefallen iſt; und wenn es merkt, daß ſeine Bemühungen nicht unnütz ſeyn, und daß man anfängt ſein Beſtreben geneigt zu bemerken, ſo iſt nichts in der Welt mehr, dadurch es zurückgehalten werden könne, den andern ſo gleich zu werden, als es nur ſeine natürliche Anlage und Geſchicklichkeit zulaſſen will. Ich erwähne der natürlichen Anlage und Geſchicklichkeit mit Fleiß, denn die Natur ändert unendlich ab in der innern Anlage eines jeden Menſchen; die Geſichter gehen nicht ſo von einander ab, als die Gemüther: denn es ſoll nicht jeder Menſch eben die Verrichtung haben, die der andere hat; die Menſchen würden bey einer ſolchen Einrichtung

Digitized by Google

tung viel leiden; der gröſſeſte Theil würde unbrauchbar ſeyn. Zu den Bedürfniſſen des menſchlichen Geſchlechts gehören ſo verſchiedene Dinge, die ſo weit von einander abgehen, daß ſie ohnmöglich von einem Naturel beſorget werden könten. Einige Geſchäfte erfordern viel Geduld, andere eine weiſe Behutſamkeit, andere einen geſchwinden Entſchluß und eine ſchnelle Ausführung, welche einen unüberwindlichen Muth, und welche eine trozige Hartnäckigkeit. Viele Verrichtungen ſind ſo groß im Umfang und ſo wichtig, daß nicht derſelbe, der ſie anordnet, ſie auch zugleich ſelbſt thun kan. Daher hat die göttliche Vorſehung die Naturelle der Menſchen gleich von ihrer Geburt an ſo verſchiedentlich abgeändert, daß auch Kinder, die aus demſelben Ehebette erzeuget ſind, ſich oft weit von einander unterſcheiden. Kan man nun wol begehren, daß Kinder, die von der Natur ſo ungleiche Anlagen erhalten haben, eine vollkommene Gleichförmigkeit erhalten ſollen? Man kan daher von einem Kinde nicht eben das begehren, was man von einem andern fordert; man muß auch das, das ſchlecht begabt zu ſeyn ſcheinet, nicht verachten, denn dieſes Kind iſt zu einem andern Beruf geſchickter, als das, ſo wir für beſſer halten. Von dieſem Unterſchiede unter den Gemüthern der Menſchen iſt im Geſelligen ausführlicher gehandelt worden, und Eltern müſſen dieſen Unterſchied beſtändig vor Augen haben, wenn ſie einem Kinde vor dem andern einen Vorzug geben wollen. Welche Einſicht und weiſe Mäßigung eiteler Abſichten, die gemeiniglich Eltern bey ihren Kindern haben, gehöret nicht dazu?

C.

Der

Der Menſch.

Das 108. Stück.

Zweyte Fortſetzung des 48. Stücks.

Als der Prediger ſeinen Bericht an den **Herrn von Einersrode** abgeſchickt hatte, begab er ſich zu ſeinen Superintendenten, und ſtattete ihm den Bericht von dem bisherigen Verlauf der Sache ab. Dieſer billigte und lobte ſein ganzes Verfahren, und bedeutete ihm, daß man vor der Hand nichts weiter unternehmen könte, bis eine Antwort von dem **Herrn von Einersrode** eingelaufen. Nur müſſe er in dem Puncte auf ſeiner Hut ſtehen, und dem **Chriſtoph Heinert** die Kirchenſchlüſſel nicht überliefern, auch ihn kein einziges Stück von denen Verrichtungen des Bälgentreterdienſtes verwalten laſſen, damit dieſer Menſch auf keinerley Weiſe zum Beſitz dieſes Amtes gelange, als welches ſowohl dem Prediger als auch ihm, dem Superintendenten, zum Präjudiz gereichen könte. Der Prediger hatte, um ſich der Gunſt ſeines Superintendentens zu verſichern, der Frau Superintendentin einen Truthahn ſamt einem Buttertopfe als ein Geſchenk mitgebracht. Und als der Superintendent ſich deswegen bedankte, ſo antwortete der Predi-

diger: daß Jhro Hochwürden die Gewogenheit haben würden, dieſe Kleinigkeit als einen Beweiß ſeiner Ergebenheit und Ehrfurcht anzuſehen. Worauf der Superintendent verſetzte: daß er dem Herrn Confrater gehorſamſt verbunden wäre. Er bedaure unendlich, daß ſeine Frau ſich auf keine Gäſte geſchickt hätte, und daß man in Städten in der Geſchwindigkeit nichts bekommen könne, ſonſt wolle er ſich ausbitten, daß der Prediger bey ihm ſpeiſe. Dieſer machte eine tiefe Verbeugung, und begab ſich wieder nach Hauſe. Er traf bey ſeiner Frau den Thomas an, welcher ſich erkundigen wolte, wie weit die Sachen gekommen, und ob er noch Hofnung haben könte, unwürdiger Bälgentreter zu werden.

Der Prediger war ganz vergnügt, über ſeinen bey dem Superintendenten abgelegten Beſuch. Er vermeldete dem Thomas, daß er mit Hülfe des Superintendenten durchzudringen hoffe, und er glaube, es werde nicht undienlich ſeyn, wenn er, der Thomas, eheſter Tagen zu dem Superintendenten gienge, um ſich deſſen ſeiner Gunſt zu verſichern. Thomas fieng an zu zittern, und meinte, er habe ſein Lebtage keinen ſo vornehmen Herrn geſprochen. Allein der Prediger ermunterte ihn mit der Vorſtellung, daß der Superintendent ungemein leutſelig ſey. Er gab ihm den Rath, ein kleines Geſchenk in die Küche des Herrn Superintendenten zu überliefern. Und nach einigen Berathſchlagungen fiel man auf eine Gans, welche Thomas beſaß, und mit welcher er die Gunſt der Frau Superintendentin, und folglich auch des Herrn Superintendentens zu erlangen hofte. Denn ob es ihm gleich ſehr wehe that, dieſe Gans einzubüſſen, ſo tröſtete er ſich doch damit, daß er dadurch das gewünſchte Amt bekommen würde. Mit

ſeiner

Digitized by Google

ſeiner Frau hatte er die meiſte Mühe, ſie zur Verleugnung dieſer Gans zu bewegen, und ſie machte ihm hundert Einwürfe, die ſehr vernünftig waren. Sie drang vornehmlich darauf, daß der Mann bedenken ſolte, daß es noch ſehr weitläuftig um den Bälgentreterdienſt ausſähe, und alſo ſey es beſſer, ſie behielten die Gans, als daß ſie dieſelbe noch dazu einbüßten. Allein Thomas beſtand darauf, und er hätte ſeine Frau ohnfehlbar geſchlagen, wenn ſie ſich nicht vor diesmal auf ein Paar Stunden aus ſeiner Gegenwart entfernt hätte.

Der Amtmann überlegte bey ſich ſelbſt, was für Maaßregeln er ergreifen ſolte, um den Befehl des gnädigen Herrn zu vollziehen, und wenigſtens den Prediger zu verhindern, daß er nicht zum Präjudiß der Rechte des **Herrn von Einersrode** den Thomas den Bälgentreterdienſt unterdeſſen verrichten ließ. Er ſchrieb zuerſt an den gnädigen Herrn, und meldete ihm, daß der Prediger ſchlechterdings ſich weigere, den Chriſtoph zum Beſitz des Bälgentreterdienſtes zu laſſen, und daß er auf der Kanzel ſich gegen ihm, dem Amtmann, ungebührlich verhalte. Er ſuche ihn auch bey aller Gelegenheit zu läſtern, und er zweifele nicht, er werde ihn auch bey Ihro Gnaden anzuſchwärzen ſuchen. Und in dem Falle bäte er unterthänig, dem Prediger nicht zu glauben, ſondern es auf eine ſcharfe Unterſuchung ankommen zu laſſen. Uebrigens bäte er ſich neue Verhaltungsbefehle aus.

Hernach ſchrieb er an den Prediger, doch nur in der Sprache der allgemeinen Höflichkeit, und verlangte von ihm eine categoriſche Antwort, ob er den Chriſtoph zum Beſitz ſeines ihm von dem gnädigen Herrn ertheilten Amtes laſſen wolte oder nicht? Und in dem letzten Falle wolle

Digitized by Google

er ihn warnen, den Thomas den Bälgentreterdienſt verrichten zu laſſen. Der Prediger antwortete alſobald in eben der Sprache, und verſicherte ihn, daß er ſein bisheriges Verhalten nicht ändern könne, und er erwarte eine Antwort von dem Herrn von Einersrode.

Der Amtmann begab ſich, nach Empfang dieſes Briefes, zum Superintendenten, und verklagte den Prediger. Der Superintendent empfieng ihn mit der Miene eines Erzbiſchofes, und that ungemein groß gegen ihn. Da ihm nun der Amtmann vorſtellete, daß der Prediger unverantwortlich handele, daß er den Befehl ſeines Kirchenpatrons nicht reſpectire, und daß er noch dazu auf der Kanzel ſo handgreiflich auf ihn ſtichele; ſo antwortete ihn der Superintendent, nachdem er ſich ein paarmal geräuſpert hatte: Mein Herr Amtmann, was das erſte betrift, ſo thut der Prediger ganz recht, und ich werde ihn aus aller Macht zu ſchützen ſuchen. Der Herr von Einersrode kan zwar den Bälgentreterdienſt vergeben, aber nur an ſolche Perſonen, wider welche der Prediger keine erhebliche Einwendung machen kan. Nun aber hat er wider den Chriſtoph viele wichtige Einwendungen. Und was das andere betrift, ſo meint ein ruchloſer Sünder gemeiniglich, wir Prediger ſtichelten auf ihn, wenn man die Sünden beſtraft. Der Amtmann antwortete: was den letzten Punct betrift, ſo werde ich ſchon wiſſen was ich zu thun habe, um den Prediger zur gehörigen Mäßigung zu bringen. Allein in Abſicht auf den erſten Punct iſt mir unbegreiflich, was Sie an dem Chriſtoph auszuſetzen haben. Der Superintendent antwortete: er verſteht nichts, und führt ein ärgerliches Leben, und er iſt noch dazu in einem Verdachte, welcher den Herrn Amtmann ſelbſt treffen könte. Hier

ſtieg

Digitized by Google

ſtieg dem Amtmann das Feuer ins Geſichte, weil er in dieſem Puncte ein reines Gewiſſen hatte, und verſicherte, daß er dieſe Sache nicht wolte ſtecken laſſen. Ihm könne es gleichviel gelten, wer den Bälgentreterdienſt bekäme. Er ſuche nur die Rechte ſeines gnädigen Herrn zu handhaben. Und was den Thomas beträfe, ſo wäre der ganzen Gemeinde bekant, daß er ein Spieler, ein Trunkenbold, ein Heuchler und Verläumder ſey. Der Superintendent wolte eben des Thomas Vertheidigung übernehmen, als die Frau Superintendentin in die Stube trat und ihm meldete, daß ein Mann ihn ſprechen wolte. Sie ſagte ihm heimlich mit lächelnden Mienen ins Ohr, wer es ſey, und was ſein Anbringen geweſen.

Es war in der That Thomas, welcher die Gans überbracht hatte. Der Superintendent bat den Amtmann um Erlaubniß ſich auf ein paar Minuten zu entfernen. Als er des Thomas anſichtig wurde, konte dieſer nichts weiter herſtottern, als ein Compliment im Namen des Predigers. Der Superintendent ſahe ihn freundlich an, und beſtelte einen Gruß an den Prediger, mit der Verſicherung, daß er balde Bälgentreter werden ſolle.

Der Superintendent trat wieder in die Stube, und ſagte zum Amtmann: Sie haben den Thomas recht ſchlim abgemalt. Ich verſichere ihnen, daß ich ihn beſſer kenne. Er hat ein ſehr gutes Gemüth, und führt einen chriſtlichen Wandel. Der Amtmann erwiederte: ich ſehe wohl, daß ſie dem Prediger ohne Einſchrenkung trauen. Die Sache wird ohnfehlbar zur weitern Unterſuchung kommen, und da will ich ſchon reden. Unterdeſſen erſuche ich ſie, dem Prediger Einhalt zu thun, daß er nicht den Thomas den Dienſt verwalten läßt, ehe nicht der Herr von Einers-

Digitized by Google

rode drein williget. Der Superintendent meinte es ſey nichts daran gelegen, wer dieſen Dienſt ad interim verrichte, und alſo könne er dieſes Anſuchen keine ſtat finden laſſen. Allein da der Amtmann darauf drang, ſo ſagte der Superintendent, er wolle deshalb an den Prediger ſchreiben, und ihm verbieten den Thomas läuten und die Bälge treten zu laſſen, und hiemit ſchieden ſie von einander. Allein der Superintendent vergaß wohlbedächtig an den Prediger zu ſchreiben, und ſchützte hernach, da er bey fernern Verlauf der Sache deshalb befragt wurde, ſeine vielen Beſchäftigungen vor.

Als Thomas nach Hauſe kam, vermeldete er mit entzückender Freude ſeiner Frau, daß er nun Bälgentreter ſey, denn der Superintendent habe es geſagt. Der gute Mann war zu unerfahren, als daß er hätte wiſſen können, daß groſſe Leute die höfliche Gewohnheit an ſich haben, daß ſie ihren Clienten ſo gar ſchriftlich die gröſten Verſprechungen thun, die ſie niemals erfüllen, und daß ſie ihnen öfters zu Dingen Glück wünſchen, die ſie niemals erhalten. Thomas begab ſich hierauf zum Prediger, und erzählte ihm, wie glücklich er mit ſeiner Gans geweſen, und bedankte ſich noch tauſendmal für den guten Rath, welchen ihm der Prediger ertheilt. Als er von der Pfarre wieder nach Hauſe gieng, begegnete ihm Chriſtoph. Er lachte ihm höniſch ins Geſichte, und ſie hätten ſich einander bey nahe bey den Köpfen gekriegt, es blieb aber diesmal bey Schimpfworten und Spöttereyen, welche wir nicht hieher ſetzen wollen, weil ſie zu grob ſind. Alle Candidaten bilden ſich ein Recht auf das Amt ein, welches ſie zu erhalten wünſchen, und ſie ſehen demnach einen jeden ihrer Competenten für einen Menſchen an, der ſie beleidiget.

Und

Und man wird daher die Narrheit allerwegen bemerken daß Leute heimliche oder öffentliche Feinde werden, wenn ſie ſich um eine Sache bewerben, die nur einer unter ihnen erlangen kan. Und ſie ſind in dieſem Stücke mit den Hunden von gleicher Geſinnung, welche zu der Zeit, wenn ihre Liebe am thätigſten iſt, aus einem ähnlichen Bewegungsgrunde, den man bey den Candidaten bemerkt, ſich bis aufs Blut herumbeiſſen.

Chriſtoph begab ſich zum Amtmann, und erzehlte ihm, was vorgegangen war. Er meldete ihm auch, daß er von einem Bauer ſein Schanddeckel genant worden, und alles, was von dem Amtmanne auf der Pfarre geſprochen worden, denn er hatte alles von einer Magd gehört, die auf der Pfarre diente. Die Frau Paſtorin ſonderlich beobachtete ſo wenig Mäßigung, daß ſie in Gegenwart des Geſindes und ihrer Kinder das allerſchlimſte von dem Amtmann ſagte. Der Amtmann machte alſobald eine Regiſtratur, und ſchrieb alles aus Chriſtophs Munde auf. Und es iſt leicht zu erachten, daß ſeine Erbitterung wider den Prediger aufs höchſte geſtiegen.

Der Herr von Einersrode las die Briefe des Predigers und des Amtmanns halb mit Verdruß halb mit Lachen. Weil ihm aber der Prediger beyläufig einen groſſen Verdacht wider ſeinen Amtmann in den Kopf geſetzet hatte; ſo beſchloß er einige Wochen die Antwort zu verſchieben, um reiflich zu überlegen, was er, ohne jemanden zu nahe zu treten, für Maasregeln zu ergreifen habe, um nicht ſowohl den Streit wegen des Bälgentreterdienſtes beyzulegen, denn den ſahe er für eine Kleinigkeit an, ſondern vielmehr um die Ruhe auf ſeinem Landgute wieder

Digitized by Google

herzuſtellen, und ohne Weitläuftigkeit dahinter zu kommen, ob ſein Amtmann ihm redlich diene oder nicht.

Während der Zeit war in Einersrode alles in Bewegung. Der Amtmann und der Prediger thaten einander alles zum Poſſen. Sie und ihre Weiber grüßten einander gar nicht oder doch ungemein kaltſinnig. Der Prediger ſtichelte auf den Amtmann auf der Kanzel, und der Amtmann ſchickte dem Prediger die allerſchlechteſten Tonnen Bier. Er ließ dem Prediger ein paar Gänſe auf den Amtsäckern auspfänden. Sie redeten gegen jedermann aufs anzüglichſte von einander. Kurz, ſie hatten den Bälgentreterdienſt vergeſſen, und es ſchien als wenn ſie bloß um ihrentwillen auf einander erbittert wären. Die ganze Gemeinde gerieth in Furcht und Schrecken, denn der Amtmann ſagte öffentlich, daß ein halb Dutzend Bauren ſamt ihren Rathgebern unglücklich werden ſolten, weil ſie von ihm ſo ſchlim redeten. Jedermann fluchte auf Thomas und Chriſtoph, als wenn dieſelben die Urheber alles Unglücks wären.

Nur der einzige Schulmeiſter wuſte ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, daß er bey allen Partheyen beliebt blieb. Das machte, weil er die gröſten Schelmereyen ausübte. Er brachte von dem Amte alles auf die Pfarre, und von der Pfarre alles aufs Amt, und von beyden Orten alles zum Balbier, welcher es in der Schenke dem Kerne der Bauren bekant machte. Als die vornehmſten und meiſten Bauren das nächſtemal in der Schenke wieder bey einander waren, ſo unterredeten ſie ſich ausführlich von dieſer Sache, und wurden von neuem ſchlüßig, ſich wider den Amtmann zu vereinigen, um ſeiner loß zu werden. Denn, ſagte einer, der Amtmann hat unſer Vorhaben

ſchon

ſchon erfahren, und es iſt nun ein Aufwaſchen. Nur war die Frage ſchwer zu entſcheiden, wenn ehe man anfangen ſolle, den Amtmann bey dem gnädigen Herrn zu verklagen. Nach vielen Berathſchlagungen gab der Balbier den Rath, die Sache noch zu verſchieben, bis der gnädige Herr dem Prediger und dem Amtmanne geantwortet, denn er habe es von dem Schulmeiſter erfahren, daß beyde an Ihro Gnaden geſchrieben. Und dieſer Rath ward von der ganzen Dorfſchaft gebilliget. Unterdeſſen war die Gemeinde dennoch ihrem Prediger gut, und ob die Bauren ihn gleich nicht kindlich liebten, ſo hatten ſie doch eine groſſe Hochachtung gegen ihm, und ſie waren nicht fein genung, ſeine Vergehungen gehörig zu beurtheilen. Weil er ſie nicht wie der Amtmann, ihrer Einbildung nach, in Abſicht auf ihre Rechte, Freyheiten, Abgaben, Frohndienſte und dergleichen kränkte, ſo ertrugen ſie ſeine Hitze mit Kaltſinnigkeit. Denn, dachten ſie, werden wir doch nicht ärmer und geplagter, wenn er uns manchmal abkanzelt. Meint ers doch gut mit uns.

Es trug ſich zu, daß, indem die Bauren bey einander waren, ein Paar wohlgekleidete Perſonen in die Schenke traten, welche eine Spatzierreiſe aus der nächſten Stadt nach Einersrode vorgenommen hatten, und welche in der Schenke eine Taſſe Coffee trinken wolten. Der eine war ein Herr von mittelmäßiger Länge, und ſahe aus, als wenn er viel auf dem Herzen habe, von welchem er das wenigſte zu ſagen Luſt habe. Er war ein Mann der ſchon ein Amt bekleidete, und er hatte in ſeinem Leben ſo ofte gelacht, daß er ſich die artige und höfliche Gewohnheit erlangt hatte, bey den wichtigen Unterredungen von der Religion, ſo ofte er ſeine Meinung ſagen ſolte, zu lachen, und

nichts zu ſagen, vermuthlich weil er nichts zu ſagen wußte. Kurz er gehörte zu der berühmten Secte der Freygeiſter, welche in unſern Tagen ſo viel Aufſehens macht, und welche die bisher noch nie entdeckte Kunſt erfunden hat, durch die gröſte Unwiſſenheit den Ruhm eines groſſen und ſcharfſinnigen Geiſtes und eines ſcharfen Denkers zu erlangen. Der andere ſtand mit ihm in gewiſſen Verbindungen, die aus ihrer Lebensart floſſen, und er war ein Mann, der zwar nicht viel Gelehrſamkeit, aber viel Beſcheidenheit beſaß, und ſeine Religion nicht aus Vorurtheilen und um eines blinden Glaubens willen angenommen hatte. Sie hatten dieſen Tag beyde beſchloſſen, nach Einersrode zu reiten, weil nicht nur dieſer Ort in einer anmuthigen Gegend lag, ſondern ſie auch den Wirth in der Einersrodiſchen Schenke kannten.

Als ſie in dem Wirthshauſe angelanget waren, und ſahen, daß die untere Stube ganz voller Bauren war, ſo verlangten ſie von dem Wirthe, ſie in ein ander Zimmer zu führen. Der Wirth war zwar willig, allein er verſicherte ihnen, daß es ihnen nicht gereuen würde, vor diesmal ſich unter die Bauren zu begeben. Denn, ſagte er, ſie reden jetzo von einer Begebenheit, welche bey uns viel Aufſehens macht, und ich, ſetzte er mit einer Staatsklugen Miene hinzu, beſorge, daß dieſe Sache einen ſehr ſchlimmen Ausgang nehmen wird, und ich wünſche nichts mehr, als daß nur die reine Lehre unſerer Kirche dadurch keinen Stoß bekommen möge. Die beyden Fremden, ſonderlich der Freygeiſt, wurden ungemein neugierig, und deswegen thaten ſie ſich Gewalt an, ſich in die Verſamlung der Bauren zu begeben. Der Freygeiſt grüßte ſie ungemein freundlich und ſagte: laßt euch in euren Reden nicht ſtöhren,

ich

ich habe etwas davon gehört, und vielleicht kan ich euch mit gutem Rathe beyſtehen. Und bey Endigung dieſer Worte öfnete er ſeine Schnupftobacksdoſe, und präſentirte ſie allen Anweſenden. Da er ſich nun dadurch der Liebe und des Vertrauens der ganzen Dorfſchaft verſichert hatte, ſo erzehlten ſie ihm den ganzen Handel wegen des Bälgentreterdienſtes. Er konte ſich nicht enthalten währender Erzehlung vielmal entſetzlich zu lachen, und ſeinen Reiſegefährten triumphirend anzublicken, welcher aber kein Wort ſagte, und nicht einmal die Miene verzog.

Nachdem die Bauren ihre Erzehlung geendigt hatten, ſo lachte der Freygeiſt noch einmal, und fieng folgendergeſtalt an zu reden: das iſt ein verfluchter Pfaffe; da ſieht man was an den Predigern iſt! Ihr lieben Leute! glaubt doch kein Wort, das euch die Prieſter ſagen. Wenn ich ein Landsherr wäre, ſo wolte ich alle Prieſter zum Lande hinausjagen. Sie ſind Betrüger, und ihre ganze Lehre iſt Betrügerey. Ich wolte, mich ſoll der = =

Indem er hier eine ganze Reihe Flüche und Schmähungen der Prediger auf der Zunge hatte, ſo flog ihm ein Krug dichte vor dem Kopfe vorbey, welchen ein Bauer, mit einer ſtillſchweigenden Genehmhaltung der ganzen Gemeinde nach ihm geworfen hatte. Zu ſeinem Glück war er nicht weit von der Stubenthür, und er entgieng demnach vor dismal der Ehre, auf eine einem Freygeiſt anſtändige Art ein Märtyrer ſeiner Lehre zu werden, und dieſelbe mit einer zerquetſchten Naſe und ein Paar Löcher im Kopfe zu verſiegeln. Es iſt unmöglich mit Anſtändigkeit zu erzehlen, wie ſehr die Bauren wider dieſen Menſchen erbittert wurden. Sie fragten den andern, ob dieſer Menſch ein Türke, oder ein Jude ſey, denn die guten Leute hatten zuviel

geſun.

geſunde Vernunft, als daß ſie glauben konten, es gäbe Menſchen, welche keine Religion haben. Einer unter ihnen ſagte: die Prediger ſind keine Engel, allein deswegen muß man ſie nicht ſo entſetzlich ſchimpfen als wie dieſer Jude oder Türke gethan hat. Unſer Prieſter iſt ein braver Mann, und wir wollen demjenigen den Kopf entzwey ſchlagen, der ihn ſchimpft. Die Bauren redeten in dieſem Tone fort, und unterdeſſen gieng der Reiſegefährte des Freygeiſtes fort, um denſelben zu ſuchen. Er fand ihn voller Verwirrung in einer andern Stube des Wirthshauſes, und nachdem ſie Coffe bekommen hatten, und eine Pfeiſe Taback angezündet hatten, ſo fiel unter ihnen folgendes Geſpräch vor, welches wir nur Auszugsweiſe liefern wollen. F. iſt der Freygeiſt und R. ſein Reiſegefährte.

R. Sie ſehen, mein Freund, daß es wahr ſey, was ich ihnen ſchon ofte geſagt habe, nemlich daß ein unhöflicher Eifer wider die Prediger und die Religion nicht anders als übel aufgenommen werden kan.

F. Ich hoffe doch nicht, daß ſie mich durch das Geſchehene beſchimpfen wollen. Ich wende dieſe Begebenheit vielmehr zu meinem Vortheile an, und ſie ſehen, was für tolle Leute durch die Religion gemacht werden. Iſt das Verhalten der Bauren gegen mich nicht raſend? Das ſind die Früchte der Religion!

R. Ich will ſie nicht beſchimpfen; ſondern wir wollen ernſtlich von der Sache reden. Waren ſie nicht der Urheber dieſer Begebenheit? Ihre Schmähungen wider die Prediger und die Religion, waren das nicht Beleidigungen der Bauren, als welche beydes hochſchätzen? Und können ſie es den Bauren übel nehmen, wenn ſie gleiches

ches mit gleichen vergolten haben? Sie wolten alle Prediger zum Lande hinausjagen, und die Bauren wolten ſie nur prügeln. Welche Parthey hat den gröſten Verfolgungsgeiſt bewieſen? Ich geſtehe die Bauren ſind zu weit gegangen, allein dieſe Ausſchweifung iſt ihrer Plumpheit zu gute zu halten.

F. Laſſen ſie uns von dieſer Sache abbrechen. Denn ich geſtehe, daß ich mich vergangen habe, ich hätte gegen dieſe Leute nicht ſo reden ſollen. Die ganze Begebenheit iſt nicht werth, daß wir weiter davon reden. Allein mein Freund, was ſagen ſie zu der ganzen Begebenheit, die in dieſem Dorfe jetzo vorgeht, und was halten ſie von dem Prediger?

R. Ich bitte ſie, was wollen ſie daraus ſchlieſſen, geſetzt es ſey alles die Wahrheit, was wir von den Bauren gehöret haben.

F. Nun ſo weiß ich nicht, ob ſie die Kunſt zu ſchlieſſen verſtehen. Iſt es nicht offenbar daß die Religion eine Pfaffenerſindung ſey, weil die Prediger ſich ſo ſchändlich verhalten? Wenn ſie wahr wäre, ſo würden ja die Prediger dieſelbe ausüben.

R. Ich begreiffe dieſe Folge gar nicht. Geſetzt alle Prediger hätten die ſchändlichſte Aufführung von der Welt, ſo würde nur daraus folgen, daß ſie ihrer Lehre nicht gemäß lebten, und die kan doch wahr bleiben. Wird das bürgerliche Recht deswegen falſch, weil es ungerechte Richter giebt? oder ſind die Regeln der Geſundheit falſch, weil es Aerzte gibt die unordentlich leben?

F. Wenigſtens beſchimpfen doch die Prediger die Religion, wenn es ja eine giebt.

R. Ja bey Perſonen die nicht gründlich denken können, und welche die Fehler der Lehrer, auf die Rechnung

ihrer

ihrer Lehre ſchreiben. Mich dünkt aber daß dieſes eine ſehr ſchlechte Art zu denken iſt. Es kömt mir eben ſo vor, als wenn jemand ſagen wolte, daß es gar keine geſunde Vernunft und Philoſophie gebe, weil die Lehrer der Vernunft, die Weltweiſen, ofte ſo unvernünftig leben.

F. Ich habe heute keine Luſt mich mit ihnen in einen Streit über die Religion einzulaſſen, das würde ſich ſchlecht für eine Spatzierreiſe ſchicken.

R. Das wolte ich eben nicht ſagen. Unterdeſſen ſtreite ich ja mit ihnen nicht der Religion wegen. Sondern ich widerlege nur ihre Folgerungen, die ſie aus dem Verhalten des Einersrodiſchen Predigers ziehn.

F. Nun ſo wird doch wenigſtens aus dieſes Mannes Verhalten erhellen, daß die Prediger verfluchte Leute ſind, welche keine Achtung und kein Verſchonen verdienen. Man ſieht an dieſem Manne, was von der ganzen Geiſtlichkeit zu halten ſey.

R. Eine neue Uebereilung! Weil ein Mann aus *einer* groſſen Geſellſchaft von Leuten boshaft, und lächerlich handelt, alſo ſollen alle Leute von ſeinem Stande nichts taugen. Sagen ſie mir, ich bitte ſie, müſten nicht alle Menſchen verflucht werden, wenn ihre Schlüſſe gelten ſolten? Es hat unleugbar einige verfluchungswürdige Könige gegeben, ſind deswegen alle Könige Leute, die den Fluch verdienen? Mich dünkt ihr ganzer Schluß ſchmeckt zu ſehr nach der Miſanthropie.

F. Allein ſind nicht alle Prediger ſo beſchaffen?

R. Woher wiſſen ſie das? Es iſt ja nicht möglich, daß ſie nur den tauſendenſten Theil der Prediger kennen ſolten. Wie können ſie alſo von allen urtheilen?

F. We-

F. Wenigſtens müſſen ſie mir zugeſtehen, daß der Einersrodiſche Prediger ein verdamter Menſch iſt, und dergleichen giebt es noch viele.

R. Auch dieſe Folge ſehe ich noch nicht ein.

F. Nun das geſtehe ich: Sie wollen wohl dieſes Ungeheuer vertheidigen!

R. Allerdings. Ich geſtehe, der Mann hat ein Paar Fehler an ſich. Er iſt zu hitzig und herrſchſüchtig. Allein er kan ſonſt ein braver Mann ſeyn, und die Hochachtung, in welcher er bey ſeiner Gemeinde ſteht, zeigt dieſes einigermaſſen an.

F. Ihre Reden werden mir unerträglich.

R. Aber mein Gott, was verlangen ſie denn von den Predigern? Sollen es keine Menſchen ſeyn, ſondern lauter Heilige? Wie wenn man ſie, mein Herr, dergeſtalt beurtheilte. Haben ſie keine Fehler an ſich?

F. Ich bitte ſie, überlegen ſie nur einmal, wenn jemand dieſe Einersrodiſche Begebenheit öffentlich im Druck ausgehen lieſſe, würden ſich nicht alle Leute, die ſtark denken können, darüber was Rechts zu gute thun, und würden dadurch ihre Waffen wider die Religion und die Geiſtlichkeit nicht eine neue Stärke bekommen? Ich wenigſtens thue mir darauf was rechts zu gute.

R. Ich will ihnen das letzte gerne gönnen, und ſie haben es der Uebereilung in ihren Urtheilen, und dem ſchlechten Zuſammenhange in ihren Schlüſſen zu danken. Durch dieſe beyden Mittel kan man alles zum Nachtheile der Religion mißbrauchen. Ich an meinem Theile halte es für ſehr nützlich, wenn dieſe ganze Begebenheit öffentlich im Druck erſchiene. Es iſt nicht zu leugnen, daß viele Geiſtliche ſolche Fehler an ſich haben, wodurch ſie ſich lächerlich,

ver-

verächtlich und verhaßt machen. Nun ſind ſie nicht in den Umſtänden, daß ſie oft Gelegenheit haben ſolten, durch andere zur Erkentniß ihrer Fehler und Schwachheiten gebracht zu werden. Sie lehren andere, und niemand lehret ſie. Es ſind demnach viele Geiſtliche, welche deswegen lächerliche Fehler an ſich haben, weil ſie dieſelben nicht kennen, und es ſind ſonſt brave Männer. Wenn nun ein Schriftſteller lebhafte Beſchreibungen von den Fehlern der Geiſtlichen macht, ſo iſt dieſes das einzige Mittel, den geiſtlichen Stand aufs möglichſte zu reinigen. Und vernünftige und wahrhaftig fromme Prediger werden es noch dazu einem Schriftſteller Dank wiſſen, daß er von den Fehlern, die unter der Geiſtlichkeit im Schwange gehen, handelt. Dadurch werden auch einige Pfeile der Freygeiſter ſtumpf gemacht, wenn man ihnen zeigt, daß unter den Verehrern der Religion es Leute giebt, welche die Fehler vieler Geiſtlichen einſehen, und dieſelben nicht billigen. Und was den Einersrodiſchen Prediger betrift, ſo wiſſen wir ja die Hiſtorie noch nicht ganz. Wer weiß wie ehrwürdig er noch beym Ausgange der Begebenheit erſcheinen wird? Und endlich ob ſie gleich ein Freygeiſt ſind, ſo kan ich mich doch in unſerm jetzigen Streite auf das Verhalten Chriſti berufen, als welcher die Fehler der damaligen Prediger recht nachdrücklich aufgedeckt hat. Und ſo haben es die Propheten und Apoſtel auch gemacht, ſamt allen Reformatoren der Religion.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Der

Der Menſch.

Das 109. Stück.

Ich habe das letzte Stück, darin ich von der Kinderzucht gehandelt habe, mit Berührung der Verſchiedenheit der natürlichen Anlage der Kinder beſchloſſen. Ich habe geſagt, daß die Eltern von einem Kinde nicht das fordern können, was ſie von dem andern mit Recht fordern. Sie müſſen ſich nach der Fähigkeit eines jeden richten. Wenn ein Kind thut, was es kan, ſo iſt es ſo hochzuſchätzen, als ein anders, das durch die Beyhülfe eines vortreflichen Naturels, welches ihm alle Wege ebnet, weit ſchnellern Fortgang gewinnet. Wenn man anders handelt, ſo handelt man äuſſerſt unvorſichtig. Denn, wenn ein Kind langſamer und hartlerniger iſt, als ein anders, ſo benimt man ihm vollends den Muth, wenn man ihm ins Geſicht ſagt: das iſt ein dummer Junge, es wird ſein Tage nichts aus ihm werden; ſehet ſeinen Bruder an, er iſt jünger, allein er iſt ein Wunderkind, er begreift alles, was er will, aus dem wird noch einmal was werden. Und was dergleichen Ausrufe noch mehr ſind.

Dergleichen Verhalten iſt aufs äuſſerſte thöricht, und gleicht vollkommen dem Verhalten eines Menſchen, der einen Thaler zum Fenſter hinaus wirft, weil er kein Ducaten iſt. Ein ſolches Kind iſt öfters einer Aloe gleich, die ſehr langſam wächſt, und viele Wartung erfordert, hernach aber deſto reichere Blüten trägt. Die Eltern, die ihre Kinder wie ſolche Gewächſe anſehen, die man in das Treibhaus ſetzet, um gegen den Lauf der Natur die Früchte im Jenner zu haben, die ſie im Auguſt erſt brechen ſolten, arbeiten der Natur entgegen, und verderben alles. Wie unglücklich machen ſie das Kind, ſo von Natur langſamer iſt, und nicht ſo ſchnell etwas begreifen kan. Dieſes mitleidenswürdige, hintangeſetzte und gehaßte Kind, dem man mit ſo vieler Verachtung und Kränkung begegnet, frißt zwar anfangs ſeinen Verdruß in ſich, es wird verzagt und ganz troſtlos, weil es die Unmöglichkeit ſiehet, den Fehler zu verbeſſern, der ihm natürlich iſt, und den es nicht mit Fleiß begehet. Es greift ſich an, und wird mit neuem Verdruß gewahr, daß es dem ungeſtümen Treiben ſeiner Eltern nicht folgen kan. Darüber läßt es endlich allen Muth ſinken, es wird kalt, gleichgültig und unempfindlich; es höret gänzlich auf, ſich die vergebliche Mühe zu geben, über ſeine natürliche Beſchaffenheit den Sieg zu erhalten. Es giebt ſich darein, daß aus ihm nichts werde werden, und macht alſo die Urtheile der Eltern wahr, indem es völlig in ſeiner Ungeſchicklichkeit bleibt; und es würde wirklich dieſe nachtheiligen Urtheile widerlegt haben, wenn man beſſer mit ihm umgegangen wäre. Die Eltern, die an ihm verzagen, machen, daß es an ſich ſelbſt verzagt, und zwingen ihr eigen Kind, ein Taugenichts zu werden. Ueberhaupt iſt nichts ſo traurig, als

das Erbärmliche eines Kindes, welches verachtet und vernachläßiget wird, und das der Gegenſtand des Haſſes ſeiner Eltern iſt. Es nimt wahr, daß alle, die um daſſelbige ſind, gleichſam in einer Zuſammenverſchwörung gegen ihm ſtehen. Jederman gehet auf ihn los. Man ſchläget es bey jeder Gelegenheit; man überhäuft es mit Vorwürfen und Scheltworten. Die Brüder und Schweſtern werden gegen daſſelbe fremde und aufgebracht. Ihre natürliche Bosheit macht ſie zu lauter Verfolgern dieſes Unſchuldigen, die im Stande ſind, ihm den Verſtand zu rauben, und ihn vollends ſtumpf zu machen. Die Eltern, die alſo handeln, und dieſes zugeben, berauben das gemeine Weſen; ſie verunſtalten und verſtümmeln ihr eigen Kind; ſie verleugnen die Natur, und werden dem algemeinen Vater des menſchlichen Geſchlechts, der ein Vater iſt über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, eine ſchwere Verantwortung zu thun haben. Denn GOtt hat ihnen nicht ſolche koſtbare Pfänder, unſterbliche Seelen, die gebildet, erleuchtet, und durch Erkäntniſſe und Tugenden glücklich gemacht werden ſollen, ſo übergeben, daß er ſie ihrem Eigenſinn und ihrer Bosheit lediglich überlaſſen hätte. Können ſolche Väter und Mütter ſich wol mit einigem Scheine des Rechts beklagen, daß ſie an ihren Kindern Schande erleben, da ſie ſie mit allem Fleiß dazu erzogen, ja recht mit Gewalt gezwungen haben, äuſſerſt niederträchtig und zu allen guten Handlungen untüchtig zu ſeyn?

Was ſoll man aber mit ſolchen Kindern anfangen, die zu nichts ein Geſchicke haben? Die Antwort auf dieſe Frage iſt nicht ſchwer. Ich leugne, daß es Kinder gebe, die ganz und gar zu nichts aufgelegt ſind, es ſey denn

Digitized by Google

daß ſie ganz ohne Verſtand wären. Die menſchliche Geſellſchaft braucht vielerley Perſonen, und man darf nur mit einiger Mühe ein ſolches Kind unterſuchen, ſo wird ſich bald etwas finden, darzu es tüchtig iſt. Die Eltern beſtimmen gemeiniglich dasjenige, was die Ihrigen lernen und werden ſollen, und da ſie dabey nicht die Fähigkeit ihrer Kinder zu Rathe ziehen, ſo iſt es kein Wunder, wenn dieſe den Weg nicht einſchlagen, der ihnen angewieſen wird. Ich habe einen jungen Menſchen gekant, über deſſen Unfähigkeit, etwas zu begreifen, beſtändig geklaget ward; weil ich aber nach meinen Grundſätzen dergleichen nicht einräume, ſo gab ich mir die Mühe, dieſen Knaben genau zu erforſchen. Er lernte ſehr ſchwer, allein was er lernte, lernte er mit tiefem Nachdenken. Ich fand ihn geſchickt die Meßkunſt anzugreifen, und kaum hatte er ein Buch, ein Beſteck, und einen ſehr mäßigen Unterricht, ſo ſahe man, wozu er geſchickt ſey. Weil aber die Eltern von dieſer Wiſſenſchaft nicht das geringſte wußten, ſo dachten ſie auch nicht an dieſelbe; und eben dieſe enge Erkentniß von dem Daſeyn der Wiſſenſchaften und Künſte, iſt gemeiniglich die Urſache, dadurch die herrlichſten Köpfe unrecht gebraucht, oder gar unnütz gemacht werden. Ich kenne einen Jüngling, der zu allen Wiſſenſchaften verdorben war, allein er iſt ein ſehr groſſer Mechanicus.

Ein Menſch, der zu einer Sache eine natürliche Anlage hat, ſie ſey auch noch ſo gering, wird es allemal in derſelben ſehr hoch bringen, und ein Meiſter werden. Die Eltern müſſen ihrem Ehrgeitz Schranken ſetzen. Sie müſſen nicht die Künſte für handwerksmäßig und niederträchtig halten. Sehr vornehme Griechen und Römer,

auch

auch Italiäner unter den Päbſten, haben es ihrem Stand nicht vor ſchimpflich gehalten, den Meiſſel oder Pinſel zu ergreiffen, und Baumeiſter, Bildhauer und Mahler zu werden. Man nennet noch jezo ihre Namen mit Ehrfurcht und Bewunderung; und Leute von geringer Geburt haben dadurch ihr Geſchlecht geadelt und bereichert. Warum ſolte die Muſic zu verächtlich ſeyn, vor einen Menſchen, der ein Virtuoſe darin werden kan? Wenn gar zu ſtolze Eltern durch die Menge der Bierfiedler und Gurkenmahler abgeſchrecket werden, warum bedenken ſie nicht, daß in allen Arten der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften, wozu das Kind nicht aufgelegt iſt, es nothwendig ein Stümper werden müſſe. Dieſer Sache haben wir die groſſe Menge mittelmäßiger und elender Scribenten, ſchlechter Prediger, und anderer unnüzen Glieder des gemeinen Weſens zu danken; ja ich behaupte, daß eben hierdurch der Verfall ganzer und groſſer Familien ſey verurſacht worden. Was dem gemeinen Weſen daraus vor ein Schaden zugezogen werde, iſt leicht zu erachten. Wer ſiehet nicht täglich Oerter, die einem Garten gleichen, in welchen die niederſtämmige Bäume hoch, und die hohen Bäume niedrig gezogen worden? Was ſind diejenigen anders, die nicht ihrer Natur gemäſſe Verrichtungen ergriffen haben?

Es iſt aber nicht genug, wenn man die Gemüthskräfte der Kinder unterſuchet, und ihnen zu Hülfe kömt, damit ſie ihrer Fähigkeit gemäs geführet werden. Denn ob ſie wol dadurch nicht unnüze Mitglieder des gemeinen Weſens werden, ſo ſind ſie doch noch lange nicht Menſchen. Man muß auf das Herz der Kinder in ihrer zarteſten Jugend arbeiten, um ihnen rechte Empfin-

dungen oder Sentiments beyzubringen; ſie müſſen lernen menſchlich denken und menſchlich fühlen, in dem Verſtande, in welchem das Wort menſchlich in gegenwärtigen Blättern gebraucht wird. Was iſt alle Tugend, wenn ſie etwas gezwungenes iſt, und mit einer ſauren Geberde erſcheinet. Ich verlange, daß die Kinder zu einem freundlichen und leutſeligen Weſen erzogen werden müſſen. Sie müſſen, wenn ſie ein natürlich hartes Herz haben, durch alle mögliche Mittel erweicht und gemildert werden. Man gewöhne ihnen an, mitleidig zu werden, und die Noth des Nebenmenſchen zu empfinden. Man laſſe ihnen keine Grauſamkeit gegen einen Hund oder ein Vöglein ausüben, wenn ſie mit dieſen und dergleichen Thieren ſpielen. So muß man genau auf ihr Betragen achtung geben. Gewöhnen ſie ſich an, über die Schmerzen dieſer Geſchöpfe ſich zu erfreuen, und das Zappeln derſelben mit Vergnügen anzuſehen, ſo werden ſie ohnfehlbar ein grauſames, unerbittliches, hartes und unmenſchliches Herz bekommen. Man verſtatte nicht, daß ſie den Bedienten und Wärterin verächtlich begegnen. Man leide nicht, daß ſie dem Geſinde Unrecht thun, und ſich zu hoch und zu gut dazu achten, ſich mit dem beleidigten Theil wieder auszuſöhnen, und ihnen eine Abbitte zu thun. Man wehre dem Haberechten und der Zankluſt, und der Neigung zu widerſprechen und das letzte Wort zu haben, und denen kleinen Betrügereyen und Uebervortheilungen im Spiel. Man laſſe ihnen nicht die geringſte Unwahrheit ungeahndet hingehen. Insbeſondere muß man auf die kleinen Prahlereyen, Aufſchneidereyen und das Großthun ein wachſames Auge haben, als aus welchem mit der Zeit unerträgliche Fehler, ja Laſter entſtehen. Auch muß

man

Digitized by Google

man nicht leiden, daß Kinder in allen Stücken beſſer ſeyn wollen, als andere; daß ſie das, was ſie haben, dem vorziehen, was andere haben; daß ſie alles haben wollen, was ſie ſehen, und eigenſinnig, trotzig und unartig werden, wenn ihnen etwas verſaget wird. Die Lebensart der Eltern, das Muſter der Großmuth, des Mitleidens, der Barmherzigkeit, der Gutthätigkeit und Freygebigkeit, der Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit, der Beſcheidenheit und Leutſeligkeit, welches es an dem Vater und an der Mutter täglich vor Augen ſiehet, prägen die erſten Züge dieſer Tugenden in das zarte Herz; ſie wachſen darin, und werden ſtark und ſichtbar, mit der Zeit, wie die Züge eines Namens, der in die zarte Rinde geſchnitten worden, mit dem Baum ſich vergröſſern. Artige Erzehlungen und kleine lehrreiche Geſchichte haben eine groſſe Macht über das Gemüth eines Kindes. Doch weil ich davon noch etwas wichtiges zu ſagen habe, ſo verſpare ich es bis auf das nächſte Stück, mit welchem ich dieſe Abhandlung von der Kinderzucht beſchlieſſen werde.

* * *

Wir haben ein ſehr weitläuftiges Schreiben, eines, der ſich Unverehligt nennet, erhalten. Dieſes Schreiben iſt ſo groß, daß es mehr Raum einnimt, als den ein ganzer Bogen hat. Der Herr Verfaſſer greifet, auf eine ihm eigne Art, unſere Gedanken von dem Menſchlichen bey den Vereheligungen an, die ſich im erſten Theil dieſes Wochenblattes befinden. Zugleich begegnet er dem ſchönen Geſchlecht ſehr hart. Nur eine Probe ſeines Witzes und ſeiner Gründe darzulegen, ſo

Digitized by Google

ſagt er, bey den Gedanken, darin wir vorgetragen haben, daß die väterlichen und mütterlichen Empfindungen die Menſchlichkeit ſehr erhöheten: daß, wenn dieſes gegründet wäre, es ja wol noch beſſer ſey, wenn ein Menſch ein Zwitter und alſo Vater und Mutter zugleich wäre, damit er alle Empfindungen auf das vollkommenſte beſitzen möchte. Was ſollen wir mit einem ſolchen Gegner machen, der im Ernſt ſich gegen den Eheſtand erkläret, und aus ſo hohem Tone redet, daß wir abnehmen können, er wolle bey ſeinen Gedanken bleiben. Wegen einiger Mißdeutungen unſerer Ausdrücke, erſuchen wir ihn, nicht nur Ein Blat, ſondern alle von Anfang, insbeſondere die 6 erſten Stücke, zu leſen. Im übrigen wollen wir ihn bey ſeinen Gedanken laſſen, deren Beantwortung ſo vergeblich ſeyn würde.

J.

Der

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 110. Stück.

Der Eingang eines Freygeiſtes in die Ewigkeit.

Strephon, der ſtark denkende Strephon, welcher durchaus nichts anders für wahr halten wolte, als was er zu glauben Luſt hatte, und das war, die Wahrheit zu ſagen, nicht ſonderlich was vernünftiges, muſte den Weg alles Fleiſches gehen. Ein Schlagfluß zerſtöhrte ſeine Maſchine, und er gieng in die Ewigkeit. Bey ſeinem Eintritte in das Reich der abgeſchiedenen Seelen bekam er Empfindungen, die ihm noch niemals in die Gedanken gekommen waren, und er hat lange nach ſeinem Tode wider ſich ſelbſt diſputirt, und ſeine ihm unauflöslichen Zweifel wider ſeine eigene Wirklichkeit überlegt, um ſich zu überzeugen, daß er im Tode ganz aufgehört habe. Offenbare mir, o Muſe, die du alles weißt, was ſich an dem Orte zuträgt, von wannen niemand wieder zurück kömt, was ſich in der übriggebliebenen Seele Strephons zugetragen hat, als er nach ſeinem Tode im Begriffe ſtand, ſich an den Ort hinzubegeben, wo ſein Schickſal auf ewig beſtimt werden ſoll.

Strephon hatte in dieſem Leben ſich von keiner einzigen derjenigen Wahrheiten überzeugt, deren Nutzen und Brauchbarkeit ſich über die Grenzen dieſes gegenwärtigen Lebens erſtreckt. Die Religion und die geſamte Sittenlehre ſtellete er ſich als eine betrügeriſche Erfindung der Geiſtlichkeit, und als ein Stratagem liſtiger Staatsleute vor. Er nahm ſich alſo nicht einmal die Mühe, dieſe Sachen zu unterſuchen, und er bildete ſich noch dazu auf ſeine tiefe Unwiſſenheit in allen dieſen Dingen, was rechts ein. Um ſein Gewiſſen, welches ſeiner Meinung nach ein abgeſchmacktes Pfaffengeſchwätz war, völlig zu vertilgen, leugnete er ſeine Seele, und hielt ſie für weiter nichts, als ein kleines Häuflein organiſirten Staubes. Er lachte demnach über alles, was man von der Unſterblichkeit dieſes Koths behauptete, und von dem Zuſtande deſſelben nach dem Tode. Er war völlig verſichert, daß dieſer denkende Koth, wenn er ſterben würde, irgendswo aus ſeinem Körper herausfahren würde, und daß er alſo, wenn er ſterben würde, zu weiter nichts mehr dienen würde, als ein bisgen Dünger zu ſeyn.

Vermöge dieſer Grundſätze hatte Strephon weiter gar keine Empfindungen, als von ſolchen Dingen, die ihm gegenwärtig waren, und die er mit Händen greifen konte. Alles, was man in der Welt von der bevorſtehenden Ewigkeit erzehlte, betrachtete er als ein Schlaraffenland, und er dachte niemals daran, als wenn er aus Mangel witziger Einfälle, welcher ſich bey ihm beſtändig äuſſerte, gerne lachen wolte. Er ward krank, und er fühlte die Herannäherung ſeines Endes. Er zwang ſich gleichgültig zu ſeyn; und alle die ſchmerzhaften Empfindungen, die er fühlte, leitete er daher, daß es ihm Leid thue, das gegenwärtige Leben

ben zu verlieren. Doch tröſtete er ſich damit, daß es nun balde mit ihm ganz ausſeyn werde, und daß es noch um ein kleines zu thun ſey, um gar nichts mehr zu empfinden, und in einer ewigen Nacht fühllos und ohne Gedanken zu liegen, oder vielmehr gar nichts mehr zu ſeyn.

Strephon ſtarb, und blies ſeine Seele von ſich, welche das Ende ihrer Gedanken erwartete. Sie erwartete daſſelbe vergeblich, und ſie lag eine geraume Zeit in dem Stande der Abſonderung von ihrem Cörper, als wie in einer Betäubung. Nachdem ſie ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen war, fühlte ſie ſich ſelbſt, und ein banges Schrecken durchzitterte ſie: denn ſie fieng an zu beſorgen, daß ſie nicht aufhören werde. In dieſem zweifelhaften und ganz unerwarteten Zuſtande entſtand in ihr folgende Reihe der Gedanken: Bin ichs, oder bin ichs nicht? träume ich, oder wache ich. Wo bin ich, und wer bin ich? Es iſt unmöglich, daß ich unſterblich ſeyn kan. Habe ichs nicht hundertmal geſagt, und hundertmal ſo männlich wider alle Einwürfe behauptet? Allein ich bin ja geſtorben, und ich denke noch! Ich fühle, daß ich noch bin! Meine Seele, mein denkender Koth, iſt noch nicht vergangen! Er denkt noch, und ich bin! Doch ich beſinne mich. Ich bin noch nicht geſtorben. Ich bilde mirs nur ein, daß ich todt bin. Ich kan mich nicht betrogen haben. Ich habe ſo deutlich und überzeugend dargethan, daß alles, was man von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele ſagt, eine Träumerey ſey, daß ich mir unmöglich einbilden kan, daß ich geſtorben bin. Allein wo bin ich? Wo iſt mein Cörper? Alles, was ich rings um mich herum empfinde, iſt insgeſamt neu. Ich muß ohnfehlbar geſtorben ſeyn! Allein wie könte ich alsdenn noch denken?

In-

Digitized by Google

Indem Strephon mit dergleichen Gedanken beſchäftiget war, ſo ſchien er zu glauben, daß er etwa verrückt ſey, und in ſeiner erhitzten Phantaſie ſich die Einbildung mache, daß er geſtorben ſey, und in jene Welt eingegangen. Er ſuchte ſich demnach mit Gewalt aller Gedanken zu entſchlagen, und abzuwarten, was aus ihm werde werden. Gleichwie ein Wandersmann, auf einem ihm unbekanten Wege, von der Nacht übereilet wird. Aengſtliche und fürchterliche Gedanken zerfoltern ſeine Seele. Er ſetzt ſeine zitternden und ungewiſſen Schritte fort, und er verirret ſich in einem finſtern Walde. In dieſer ihm unbekanten Gegend erſchreckt ihn alles, bis auf das Rauſchen der Bäume, und er legt ſich unter einem Baume nieder. Seine beklemte Seele erwartet mit einer ſchmachtenden Sehnſucht den Anbruch des Tages, und ſie hoft alsdenn eine nähere Aufklärung ihres Schickſals. Mit einer ähnlichen Empfindung erwartete Strephon gewiß zu werden, ob er todt ſey, oder ob er noch lebe? ob ſeine Seele fortdauren werde, ober ob ſie bald ihrem Untergange ſich nähern werde? Allein je ſehnlicher er das Ende ſeiner Gedanken erwartete, deſto lebhafter wurden ſie; und da ihn alle ſeine dermaligen Umſtände handgreiflich überzeugten, daß er ſeinen Cörper verlaſſen, und dennoch noch denke, und lebe, ſo gerieth er in eine Art des Erſtaunens, welches ihn ſo verwirrt machte, daß er nicht wußte was er denken ſolte. Solte ich mich, dachte er, ſo ſchändlich geirret haben? Solten meine Beweiſe wider die Unſterblichkeit der Seele und die Religion falſch geweſen ſeyn?

Indem es nun nicht möglich war, ſich ſelbſt ſeine noch fortdaurende Wirklichkeit abzudiſputiren, ſo bediente er ſich des Kunſtgriſs, den er ſich bey ſeinen Lebzeiten

recht

recht zu eigen gemacht hatte. Wenn er nemlich mit einem geſcheuten Kopfe in einen Streit geriethe, und er ſahe, daß ihn derſelbe bey der Klinge hielt, und unbeantwortliche Einwürfe vortrug, ſo unterbrach er mit einemmale den Streit, und fieng von andern Sachen an zu reden. Er bekam alſo jetzt ſeine alten Mucken wieder; und da er den Zweifel wider ſeinen erfolgten Tod, und das noch fortdaurende Daſeyn ſeiner Seele, welchen ihm ſeine gegenwärtigen Umſtände an die Hand gaben, nicht beantworten konte, ſo zog er ſich aus dem gegenwärtigen Streite mit ſich ſelbſt heraus. Er konte nicht leugnen, daß er noch vorhanden ſey, er fürchtete ſich aber, ſich ſelbſt zuzugeſtehen, daß er unſterblich ſey. Gleichwie ein Narre, wenn er in einer Geſellſchaft einen närriſchen Streich begangen, und deshalb ausgelacht worden, zwar nicht leugnen kan, daß er was närriſches gethan habe; allein er kan ſich doch nicht überwinden, ſeine Narrheit zu erkennen, ſondern er erwählt das Mittel, das Geſchehene ganz aus dem Sinne zu ſchlagen, und gar nicht mehr daran zu gedenken. So zwang ſich Strephon, an ganz was anders zu denken, als an die Fortdauer ſeines Daſeyns.

Um ſich alſo zu zerſtreuen, und den ihm unerträglichen Gedanken von dem noch fortdaurenden Leben ſeiner Seele zu unterdrücken, ward er neugierig, ſeine gegenwärtigen Umſtände in Betrachtung zu ziehen. Er erblickte die neue Welt, in welche er verſetzt war; allein er erblickte ſie mit einer dummen und bey nahe gedankenloſen Verwunderung. Gleichwie ein einfältiger Bauerknabe, auf einem elenden Dorfe, geboren und erzogen worden. Er iſt die erſten vierzehn Jahr ſeines Lebens nicht aus ſeinem Geburtsorte gekommen, als etwa in die nächſten

Dörfer, die eben ſo ſchlecht ſind als ſeine Heymath. Dieſer Knabe hat nicht die geringſten Begriffe von Palläſten, und ſchönen prächtigen Kleidungen. Redet man mit ihm von einem vornehmen Manne, ſo denkt er weiter nichts als an den Schulzen im Dorfe. Hört er von ſchönen Kleidern reden, ſo denkt er weiter nichts, als ein Paar neue lederne Beinkleider. Dieſer einfältige Tropf komt, durch ein unerwartetes Schickſal, in die Reſidenzſtadt eines groſſen Fürſten. Dieſer Anblick ſezt ſeine Seele in ein Erſtaunen, wodurch ſie gedankenlos wird. Die Häuſer, ihre Menge, die koſtbar gekleideten Perſonen, die Menge der hin und her gehenden Perſonen, alles iſt ihm eine unglaubliche Neuigkeit. Seine Neugierigkeit wird überladen, und er gaft mit aufgeſperrtem Munde um ſich herum. Die Dummheit leuchtet allerwegen von ihm heraus, und die Straſſenbuben treiben ihren boshaften Muthwillen mit ihm. Eben ſo gafte Strephons Seele in der andern Welt um ſich. Alles war für ihre dumme und unwiſſende Neugierigkeit erſtaunenswürdig. Und weil ſie nichts von allem dem ſich jemals hatte in die Gedanken kommen laſſen, ſo ward ſie ganz ſinnlos.

Ich lebe alſo, dachte Strephon, und ich werde ewig leben. Wer hätte das denken ſollen? Ach, das hätte ich nimmermehr gedacht! Hier gedachte er wieder an ſeine Beweiſe wider die Unſterblichkeit der Seele und die Religion, und wider ſeinen Willen ſtieg ihm der Gedanke mit einemmale auf, daß er ein Narre geweſen, daß er dieſe Wahrheiten auf eine ſo einfältige Art geleugnet habe. Und hier entſtand ein neuer quälender Streit in ſeinen Gedanken, ob er ein Narre geweſen, daß er bey ſeines Leibes Leben die Unſterblichkeit ſeiner Seele und die Religion ver-

wor-

worfen. Seine gegenwärtigen Empfindungen wieſen ihm ſeine in dieſem Stücke geäuſſerte Narrheit ſo handgreiflich, daß er vor Scham vor ſich ſelbſt hätte vergehen mögen. Dazu kam noch ſeine Erinnerung, welche ihm nunmehr zu erkennen gab, daß er auf die unvernünftigſte Weiſe dieſe Wahrheiten, ohne allen vernünftigen Grund dazu zu haben, in Zweifel gezogen. Allein auf der andern Seite unterſtützten ihn ſein Hochmuth und ſeine Eigenliebe. Sie lieſſen ihn ein wenig die ſchriftſtelleriſchen Wollüſte wieder empfinden, welche ihm ſeine freygeiſteriſchen Schriften verurſacht hatten, und darüber vergas er auf ein Paar Augenblicke, daß er ein Narr geweſen. Und dieſes hielt er in dieſen Augenblicken für einen unumſtößlichen Beweis, daß er kein Narre geweſen. So daurte dieſer Streit über ſeine eigene Narrheit fort, bis er endlich mit einem tiefen Seufzer ſich ſelbſt geſtand, daß er ein närriſcher Menſch geweſen. Gleichwie ein muthwilliger Schulknabe einen Poſſen nach dem andern ausgehen läßt, bis ihn endlich ſein Lehrmeiſter mit der Ruthe züchtiget. Alsdenn ſetzt er ſich in einen Winkel, und weint bitterlich. Alſo empfand jetzo **Strephon** die allerſchmerzlichſte Betrübniß über die muthwilligen Streiche, die er geſpielt hatte. Doch war es keine beſſernde Betrübniß. Sondern, anſtat ſeine Thorheiten zu verabſcheuen, war er, wie der Schulknabe auf ſeinen Lehrmeiſter, erbittert auf ſeine eigene Seele, daß ſie nicht ſterben wolte.

Indem er ſich nun immer noch für einen geſcheuten Kopf hielt, ob er gleich, über die betrübten Folgen ſeiner närriſchen Art zu denken, die allerſchmerzhafteſten Empfindungen fühlte; ſo gerieth er in eine wüthende Verzweifelung. Er wünſchte ſchmachtend, daß er noch nicht möch-

te

Digitized by Google

te geſtorben ſeyn. Er ſahe nicht den geringſten Grund vor ſich, ein günſtiges Schickſal zu erwarten, und er fiel in eiue Schwermuth, die ihn in dem innerſten Grunde ſeines Herzens zernagte. Er fühlte ſein Daſeyn mehr als zu lebhaft, und war noch immer geneigt, Troz ſeiner Empfindungen! ſeine Unſterblichkeit zu leugnen. Er wünſchte, daß ſeine elenden Beweiſe wider die Unſterblichkeit der Seele wahr ſeyn möchten. Er fiel auf ein neues Lehrgebäude, weil das erſte zu Schanden geworden war. Er meinte, es gäbe einen doppelten Tod. Den erſten habe er bereits überſtanden, und bey dem andern werde ſeine Seele untergehen. Allein dieſer Gedanke hatte gar keine Stärke, wider ſeine gegenwärtigen ſchrecklichen Empfindungen, und er ward durch die ſtürmiſche Gewalt ſeiner Leidenſchaften zerfoltert. Er ärgerte ſich, daß ſein gegenwärtiger Zuſtand ſeiner Theorie und ſeiner Meinung von ſich ſelbſt widerſprach: wie ein thörichter Schriftſteller, welcher ein Fluch ſeines Verlegers geworden, ſich dennoch hochſchäzt, ob ihn gleich ſeine Erfahrung aufs empfindlichſte demüthiget und zerknirſcht.

In dieſem Zuſtande erwartet nun Strephon die lange bevorſtehende Ewigkeit. Er hat in dieſem Leben alle Menſchen verachtet und verſpottet, welche eine Religion und eine Unſterblichkeit der Seele geglaubt haben, und nun iſt er ein Spott aller derjenigen, denen er zu Geſichte komt, weil er eine Sache geleugnet, die er nun ſelbſt erfährt. Die verruchteſten Böſewichter verachten ihn höniſch. Ob dieſe gleich in der Ewigkeit ein betrübtes Schickſal zu ertragen haben, ſo haben ſie doch in dieſem Leben manche Vortheile durch ihre Schandthaten ſich verſchaft. Er aber hat, durch ſeine Freygeiſterey, nicht einmal in dieſem Leben ſich einen merklichen Vortheil zuwege gebracht. Und er wird, auſſer den übrigen quälenden Leidenſchaften, noch durch die Schaam aufs empfindlichſte gedemüthiget, daß er in dieſem Leben durch ein bloſſes Hohngelächter, und ein unverſchämtes und närriſches Leugnen, eine Sache in Zweifel gezogen, die er nun erfährt. Und ſo ofte er an ſich ſelbſt denkt, zwingt ihn ſeine eigene Erfahrung, ſich für einen Unwiſſenden und abgeſchmackten Kopf zu halten.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das III Stück.

Ein wichtiges Stück der Kinderzucht, dadurch die Jugend recht menſchlich, oder unmenſchlich, gemacht werden kan, iſt die Unterhaltung der Erwachſenen mit den Kleinen im Geſpräch. Durch das Geſpräch bringet man ihnen die erſten Begriffe bey; man arbeitet durch daſſelbe auf ihren Verſtand, und bildet die Denkungsart, und wirket auch auf ihr Herz. Wie viel iſt alſo an dieſem Geſpräch nicht gelegen? Es iſt nicht zu ſagen, wie übel die meiſten es hierin verſehen, und mit was vor Vorurtheilen man den Geiſt der Kinder anfüllet. Abgeſchmackte Furcht, lächerliche Schrecken, denen man ſie willig zum Raube überantwortet, und tauſend andere dergleichen Dinge, haben ſolchen ſtarken Eindruck auf das annoch zarte Gemüth, daß ſich die üble Wirkung davon durch die ganze Lebenszeit, auch bis in das ſpäteſte Alter, erſtrecket. Man hat eine ungemein falſche Meinung. Man bildet ſich ein, man müſſe die Kinder mit kindiſchen Dingen unterhalten, die Wahrheit ſey nicht für dieſes geringe Alter. Es ſey genug, daß man ſie mit Erdichtungen er-

nähre, ſie mögen ſo abgeſchmackt ſeyn als ſie wollen. Aus dieſem Grunde leget man ihrer Einbildungskraft, die darauf ſehr begierig iſt, lauter Wunderbares und Abentheuerliches vor, und hintergehet ihre Leichtgläubigkeit, und den Mangel des Nachdenkens und der Erfarung, mit der ungereimteſten Zuſammenhäufung und Verbindung der abgeſchmackteſten Bilder. Dieſes alles hält man für gleichgültig und ganz unſchädlich; und dennoch iſt eben dieſes dasjenige, dadurch der Character ſo vieler Perſonen gebildet und beſtimt wird, die, wenn ich ſo reden darf, niemals aus ihrer Kindheit kommen. Wie viele findet man nicht, die bey ihren männlichen und ſogar auch grauen Jahren noch eben das kindiſche Weſen, eben die Begierde und Beluſtigung an nichtswürdigen Kleinigkeiten und dem falſchen Groſſen und Auſſerordentlichen haben, und die noch eben ſo geneigt ſind, alles anzunehmen, was man ihnen erzählet. Man ſagt gemeiniglich: **Kinder ſind Kinder**; ich aber erkühne mich zu ſagen: **Kinder ſind nicht Kinder**, in dem Verſtande, in welchem man dieſes Wort in dieſem Fall nimt. Kinder ſind vernünftige Weſen, die nicht dieſelbe Menge von Begriffen und den Vorrath der Erfahrung haben, den die erwachſenen Perſonen beſitzen; ihre Seele aber iſt eben ſo gut zum Denken, zu überlegen und Schlüſſe zu machen aufgelegt. Es iſt erlaubt, mit ihnen zu ſcherzen; man kan ſich nach ihren Ausſchweifungen richten; man muß ſie nicht mit groſſen Worten beſtürzen, und ſie nicht mit abgezogenen Begriffen verwirren: man kan ſich zu ihrem kindiſchen Weſen herunter laſſen; aber nicht zu weit. So bald man ſiehet, daß ſie den Schatten für das Weſen ergreifen, und das Falſche für das Wahre annehmen wollen, ſo

muß

Digitized by Google

muß man ihnen von ihrem Vergreifen Nachricht geben. Man erzehle ihnen eine Fabel, die ihnen die Zeit verkürze: ſie mögen ſich an der Vorſtellung von Thieren, die ſprechen, von Schlöſſern, die in einem Augenblick erbauet und wieder vernichtet ſind, ergötzen. So weit gehet es gut, man iſt erfreut, daß ſie ſich ſo angenehm ergötzen. Wenn ſie aber nachfragen, wo und in welchem Lande ſich alle dieſe ſchöne Sachen befinden: giebt es auch Feen, oder Zauberer, oder Rieſen oder Thiere die da reden? oder andere dergleichen wunderbare Dinge: ſo finden ſich Perſonen genug, die ihnen dieſes für baare Wahrheit aufbinden: man will ſie dadurch noch ſtärker reitzen, und behält ſich noch allemal eine Zeit vor, da man ihnen die wahre Beſchaffenheit eröfnen will. Es iſt wahr, man kan ſie eines beſſern berichten, aber kan man dadurch die ſchlimme Beugung, die ihr Geiſt erhalten hat, wieder ins Gleiche bringen? Wenn man zu ſpät alle dieſe Fabeln aus ihrem Gemüthe reißt, ſo werden tauſend andere den Platz wieder anfüllen. Dadurch wird insbeſondere der Aberglaube ernähret und unterſtützet; daher komt die kindiſche Neigung zum Aberglauben, die man überal antrift, und eben daher haben die frommen Fabeln beſtändig ihr Glück gemacht.

Da nun der Schaden der falſchen Begriffe ſo ſtark iſt, wenn ſie nur dem Gemüth bloß vorgeſtellet werden, was vor eine Wirkung müſſen ſie nicht zuwege bringen, wenn ſie mit dem Schrecken bewafnet, und von der Furcht begleitet, ſich dieſer zarten Herzen bemächtigen? Ich betrachte es als ein wahres und recht entſetzliches Verbrechen, wider welches billig harte Beſtrafungen angeordnet ſeyn ſolten. Ich halte es für eine recht ſchändliche Gewonheit,

wonheit, wenn man den Kindern leere Beſtürzungen erreget, und ihnen von fürchterlichen Dingen vorſpricht, vom Pophans, Mummlar, Knecht Ruprecht, ſchwarzen Mann und dergleichen; wenn man ihnen eine Furcht im Finſtern, oder vor Geſpenſtern, Poltergeiſtern und Verſtorbenen beybringt, und durch allerley ſolche und dergleichen abſcheuenswürdige Wege ihre kleine Hartnäckigkeit oder Ungelehrigkeit zu bändigen ſuchet. Um des Himmels willen, ſind denn keine andern Wege übrig? Wie würdet ihr nicht auffahren, wenn jemand aus ungeſchicklicher Hanthierung euer Kind zum Krüppel machte? und ihr könnet doch ganz ruhig zuſehen, daß man ſeinen Geiſt verunſtalte, ja ihr helfet noch ſelbſt dazu? Wenn man dieſe zarten Gemüther einmal durch ſolche Anfälle zerrüttet hat, ſo kommen ſie niemals wieder zurechte. Mit den Jahren kömt zwar die Vernunft, allein ſie bringt keine Mittel gegen dieſe Unordnung mit ſich. Man höret gemeiniglich dieſe Worte: Der und der hat dieſe oder jene Schwachheit, man muß ſie ihm zu gute halten. *Allerdings* muß man ſie ihm zu gute halten, denn es *iſt nicht* mehr Zeit, ihr abzuhelfen; wenn man aber auf die erſte Urſache derſelben zurückgehet, ſo wird man mit Seufzen dieſelbe in den erſten Geſprächen, und in der Zeit der Wiege antreffen: da hat man dieſe Eindrücke einer zarten Rinde eingeſchnitten, ſie ſind mit der Zeit verhärtet und eingewachſen, und die Züge ſind nicht mehr auszulöſchen.

Eltern von einem gewiſſen Rang begehen zwar dieſe Fehler nicht in ſelbſt eigener Perſon, indeſſen aber nehmen ſie doch einen groſſen Theil an denſelben. Und dieſes bringet mich auf eine neue Betrachtung, die aus der vorhergehenden ganz natürlich folget. Die Hausgenoſſen und Bedienten,

Digitized by Google

die Wärterinnen, bringen dem Gemüth der Kinder dergleichen Eindrücke bey; und ich ſchlieſſe daher, daß man alle dieſe Perſonen nicht genug einſchränken, und nicht genug unter ſeinen Augen haben kan. Es giebt unter den Bedienten und Hausgenoſſen würdige, ehrliche und verſtändige Perſonen; es giebt unter ihnen welche, die ehrwürdiger ſind, als ihre Herren; aber man wird mir auch eingeſtehen, daß, überhaupt zu reden, ihr Gemüth ſo niedrig ſey, als ihr Stand. Es ſind gröſtentheils Leute, die ſchlecht erzogen ſind, die ſehr enge Einſichten haben; niederträchtige Seelen, die ſich für Geld brauchen laſſen, und die nur bloß eines geringen Lohns wegen dienen. Anſtat nun, daß dieſe für die Kinder eine zärtliche Sorge haben ſolten, ſo handeln ſie nur, indem ſie weder die Natur noch die Vernunft leitet, viehiſch; ſie wollen ſich Furcht verſchaffen, und Gehorſam haben, es koſte was es wolle; ſie gebrauchen die gehäßigſten Liſten, von denen ich geredet habe; ſie jagen den Kindern tauſenderley Schrecken ein, und überreden ſie, daß bey dem geringſten Ungehorſam ein grauſames Scheuſal bereit ſtehe, ſie aufzufreſſen. Kinder, die den Bedienten überlaſſen werden, gewönen ſich zu dieſem niederträchtigen Umgang, und er wird ihnen ſchädlich in ihren Jugend- und Jünglingsjahren. Die Bedienten haben ſchlechte Grundſätze eingeſogen; ſie ſind geneigt, der Neigung der Kinder zu ſchmeicheln, und ihnen in ihren Thorheiten durchzuhelfen, und alſo ſind ſie wahre Verderber, die oft den Untergang und die äuſſerſte Beſchimpfung eines ganzen Geſchlechts verurſachet haben. Ich wiederhole es daher, daß man ſein Kind nie genug unter ſeinen Augen haben kan. Man laſſe es nur ein wenig aus den Augen, so werden die böſen

Digitized by Google

Einblaſungen, die unglücklicher Weiſe die angenehmſten ſind, gar bald die guten Bemühungen überwältigen, und alle guten Lehren auslöſchen.

Ich will nur noch ein Wort von den zu frühzeitigen Gemüthern, und von der Erziehung, die man mit einem Triebhauſe vergleichen kan, ſagen. Man findet von Zeit zu Zeit ein Kind, welches ſich ſehr hervorthut, und welches durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſein Alter übertrift. Die Warheit zu ſagen, ſo gefallen mir dieſe Wunderkinder nicht ſonderlich: es ſind getriebene Gewächſe, durch die Kunſt in die Höhe gebracht, aber ihre Frucht hat nicht den rechten Geſchmack. Laſſet uns nicht klüger ſeyn, als die Natur: ſie hat jedem Dinge ſeine Zeit beſtimt, und wenn man ſie zwinget, ſo rächet ſie ſich ſpät oder früh. Es ſcheint zwar anfänglich, als wenn ſie weichen und nachgeben wolte, und das Kind gehet mit den Schritten eines Rieſen. Welche Freude iſt das! Aber wie groß iſt auch der Kummer, wenn man ſiehet, daß es mitten im Lauf ſtille ſtehet, es fällt in Ohnmacht, wird erſchöpft, und gehet hernach weiter hinter ſich, als es vorwärts gegangen war. Es giebt in der That lebhafte, thätige und groſſe Geiſter, die ſich vor der Zeit entwickeln, da kan man der Natur zu Hülfe kommen; aber man hüte ſich, ſie zu zwingen; man halte ſie eher zurück und mäßige ſie, als daß man ſie anſpornen ſolte. Wenn man Mühe genug hat, ſeinem Beruf mit aller Stärke des Geiſtes ein Gnüge zu thun, was ſoll man von denen ſagen, die ihre Kinder ſo ſchnell befördern wollen, die noch zu nichts fähig ſind, und die, vergnügt daß ſie in ihrem Kopfe Worte auf Worte aufgehäuft

gehäuſt haben, glauben, daß ſie Wunder gethan haben, da es doch oft nichts als Schwachheiten ſind. Was ſoll man von denen ſagen, die ihre Kinder noch in Mutterleibe oder in der Wiege zu einem gewiſſen Beruf beſtimmen. Viele ſagen: wenn ich einen Sohn habe, ſoll er das oder das werden. Warte mein Freund, bis er da iſt, alsdenn gieb dir die Mühe zu unterſuchen, wozu er tüchtig iſt. Doch davon habe ich bereits geredet.

Die Erziehung eines Kindes, auf ſolche Art, daß es ein würdiger Menſch werde, iſt ſehr ſchwer und mühſam; aber wenn ſie auch gelingt, ſo iſt nichts, das uns ſo viel Vergnügen machen könne. Sie iſt ſchwer; denn ſie erfordert von Seiten deſſen, der erziehet, und deſſen, der erzogen wird, eine Uebereinſtimmung der Fähigkeiten und Umſtände, die ſehr ſelten angetroffen wird. Es iſt aber nichts entzückenders, als die glückliche Uebereinſtimmung eines Kindes mit den Sorgen des Erziehers, wenn daſſelbe unſerm Begehren zuvorkomt, und wenn es aus unſern Händen trit, in ſolchem Zuſtande, daß es ſich vorzüglich in der Welt darf ſehen laſſen, und in derſelben einen rühmlichen Lauf antreten kan. Wie iſt ein Vater, eine Mutter ſo wohl belohnt, wenn ſie ſehen, daß ihr Kind geliebt, geehrt, und in allen Geſellſchaften zum Muſter vorgeſtellet wird? Was kan unſer Alter vor eine ehrenreichere Crone erhalten, als wenn wir erleben, daß unſere Kinder aufgewachſen ſind nach den guten Lehren und nach den Muſtern der Tugenden, die wir ihnen gegeben haben? Alsdenn kan man allein mit Recht ſagen: Siehe, Kinder ſind eine Gabe des HErrn, und Leibesfrucht iſt ein Geſchenk; wie die Pfeile in der Hand eines Starken, ſo ſind die Kinder eines Vaters, der ſie

Digitized by Google

in der Blüthe ihrer Jahre vor Augen hat: wohl dem, der ſeinen Köcher derſelben voll hat, dieſe werden nicht zu ſchanden, wenn ſie mit ihren Feinden handeln im Thor. Dein Weib wird ſeyn wie ein fruchtbarer Weinſtock um dein Haus herum: deine Kinder wie die jungen Oehlbäume um deinen Tiſch her. Siehe, alſo wird geſegnet der Mann, der den HErrn fürchtet. Der HErr wird dich ſegnen aus Zion, daß du ſeheſt das Glück Jeruſalem dein Lebelang, und ſeheſt deiner Kinder Kinder, Friede über Iſrael.

Hier ſchlieſſe ich die Abhandlung von der Kinderzucht, und verweiſe meine Leſer auf das, was noch hievon in andern Schriften, insbeſondere in der Pamela, dem Geſelligen, und in des Hrn. Formey Schrift, le philoſophe chretien, genant, davon befindlich iſt. Dieſer letztern Schrift habe ich beynahe die Helfte der guten Gedanken zuzuſchreiben.

L. J.

Der

Der Menſch.

Das 112. Stück.

Ich bekenne mich zu der chriſtlichen Lehre. Ich ſchätze mich für höchſt glücklich, und halte es mir für eine wahre und recht groſſe Ehre, daß ich ein Mitglied einer Kirche bin, die den Satz: es iſt ein göttlicher Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts, als das ehrwürdigſte und geheimnißreichſte Stück der geoffenbarten Wahrheiten, mit Ehrerbietung annimt und glaubt. Ich weiß wohl, daß die ſich hochdünkende bedaurungswürdige Menge der ſtarken Geiſter, deren ganzer Hochmuth dahin gehet, nur eine andere Art von Pflanzen, und eine pure Maſchine zu ſeyn, und nur etwas edler zu ſeyn, als Sauerkraut, und künſtlicher, als eine Clyſtierſprütze, mich dieſes Bekänntniſſes wegen für einen kleinen Geiſt, für einen ſchwachen Kopf, ja, welches ihr ärgſtes Wort iſt, mich für einen Chriſten mit höniſchen Geberden erklären werden. Allein, ich habe noch nie ſo niedrig gedacht, daß ich mir ihre Verachtung nicht als eine wahre Ehre ſolte vorgeſtelt haben. Meine Religion erhebt mich ſo hoch, daß wenn die Groſſen dieſer Erde ſagen: laſſet uns zerreiſſen ihre Bande! und

die Gewaltigen rathſchlagen, wie ſie die Seile der Religion von ſich werfen, ich ihre Hochachtung nicht haben wolte, wenn ich ſie auch nur durch mein Stilleſchweigen verdienen ſolte; und ich würde ihren Haß nicht vermeiden, wenn ich ihm auch nur durch das bloſſe Stilleſchweigen entgehen könte. Wie dieſes beſtändig meine Geſinnung in Abſicht auf das Chriſtenthum iſt, ſo iſt ſie es in einem beſondern Grad jetzo, da ich mit dem ganzen Haufen der Chriſten, die denken können, nicht ohne Bewegung meines Gemüths, die Menſchwerdung des Erlöſers, des Sohnes GOttes, der andern Perſon des göttlichen Weſens, des wahren und ewigen GOttes, betrachte. Sie iſt der wahre Stein des Anſtoſſes, den die groſſen Baumeiſter der Vernunft, zur Schande ihrer Vernunft, verworfen haben, den aber alle würdige Menſchen zum Grund- und Eckſtein des vortreflichen Tempels, der der Ehre der menſchlichen Natur erbauet wird, geleget haben. Die Lehre, daß GOtt ſelbſt Menſch geworden ſey, hat bey dem erſten Anblicke gleich ſo was hohes, ſo was groſſes für das menſchliche Geſchlecht an ſich, daß ſie uns billig zur genauen Betrachtung und Unterſuchung reizen ſoll. Der Menſch muß gewiß, um mich eines gemeinen Ausdrucks zu bedienen, wenig Ehre im Leibe haben, der ſie ſogleich deswegen verwirft, weil er ſie im erſten Anblick nicht mit ſeinen blöden Begriffen begreifen und engen Gedanken reimen und umfaſſen kan. Weil unter den ſo genanten ſtarken Geiſtern noch viele ſind, von denen wir die gegründete Hofnung einer Beſſerung haben, ſo will ich auch dieſe hohe Lehre, von der Menſchwerdung Chriſti, in ihrem ganzen Zuſammenhang kurz und deutlich vorzutragen mich bemühen, und die Beweisgründe, weswegen dieſelbe anneh-

nehmungswürdig iſt, ganz kurz mit einflechten. Ich ſchreibe für ſolche, die denken können, und die in den Sätzen unſerer Religion und unſers heiligen Glaubens nicht ganz unwiſſend ſind, die zugleich ein Herz haben, das gegen die Wahrheit nicht unempfindlich iſt, und die bereit ſind, ſie anzunehmen, wo ſie ſie finden, die auch der chriſtlichen Religion die Feindſchaft noch nicht zugeſchworen haben. Mein Character, den ich, als Verfaſſer des Menſchen, angenommen habe, dringet mich zu der Abhandlung einer Lehre, die den Menſchen ſo hoch ſetzet, daß unter der Reihe aller Dinge nichts höheres iſt, als GOtt ſelbſt, über den Menſchen.

Ich ſetze einige ſehr nöthige Einleitungsſätze zum voraus, die auf alle Theile der geoffenbarten Wahrheit gehen, und beſonders bey der Lehre von der Menſchwerdung des Sohnes GOttes unentbehrlich ſind. Ich fordere alſo zu erſt, daß ich das Daſeyn eines göttlichen Weſens nicht zu erweiſen nöthig habe. Diejenigen, die ſolches leugnen, ſind die Maulwürfe des menſchlichen Geſchlechts, die wegen der Blödigkeit ihrer Augen nicht wahrnehmen, daß es ein Etwas giebt, ſo man Tag nennet. Ferner nehme ich als ausgemacht an, alles, was man mit dem Begrif von GOtt verknüpfen muß, und was der Beſitz der höchſten Vollkommenheit vor Eigenſchaften und Werke zugleich mit in ſich ſchlieſſet. GOtt iſt alſo wirklich da; er iſt das höchſt vollkommne Weſen, der Oberſte, und der Urheber aller Dinge, die auſſer ihm ſind.

Ich überhebe mich auch eines Beweiſes, daß GOtt ſich und ſeinen Willen den Menſchen offenbaren könne. Durch die Offenbarung verſtehe ich die Mittheilung einer Erkänntniß, die wir durch eigene Kräfte und durch die

bloſſe Natur nicht erlangen können, und die uns, als vernünftigen Geſchöpfen, zu unſerm Wohlſeyn zu wiſſen höchſt nöthig, und an ſich höchſt wichtig iſt. Wer nur mit halbem Nachdenken die Natur GOttes und des Menſchen unterſucht, wird gar bald finden, daß GOtt eine ſolche Offenbarung gar wol thun, und daß der Menſch dieſelbe gar wol annehmen könne, daß folglich dieſe Offenbarung an ſich, an Seiten GOttes, und auch an Seiten des Menſchen, überhaupt möglich ſey. Solte wol jemand gefunden werden, der bey dieſen Einſichten nicht dergleichen Offenbarung für höchſt nöthig halten ſolte? Solte er wol des Wunſches, daß ſie wirklich daſeyn möchte, ſich enthalten können? Da nun dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt nichts weiter nöthig zu wiſſen, als ob eine ſolche Offenbarung wirklich da ſey.

Man muß in der Weltgeſchichte ſo unerfahren als ein ſtarker Geiſt ſeyn, wenn man nicht weiß, daß es von je her ganze Völker gegeben, die ſich gerühmet, die Offenbarung zu beſitzen. Und wo iſt jetzo, auſſer einigen ganz wilden Völkern, eines, das nicht ein gleiches glaubet. Allein, da diejenigen, die dieſe Offenbarung behaupten, zugleich allen, von ihnen abgehenden, die Wahrheit der Offenbarung ableugnen, und ſolche allein zu beſitzen vorgeben: ſo iſt es nöthig, daß wir einen untrüglichen Leitfaden haben, um, wenn GOtt ſich offenbart hat, dieſe Offenbarung unter den andern heraus zu finden. Die ſtarken Geiſter verwerfen alle Offenbarung, aus dem elenden Grunde, daß ſie Sätze enthielten, welche die Vernunft nicht begreifen könne. Kan aber wol ein Menſch, der geſunde Vernunft hat und die Kräfte des menſchlichen Verſtandes kennet, ſo kühn ſeyn, zu behaupten, daß eine

Offenbarung nichts in ſich enthalten müſſe, als das wir vollkommen begreifen können? Weiß ein ſolcher wol, was er ſpricht? Iſt das, was wir ſelbſt vollkommen zu faſſen alle hinlängliche Kräfte haben, wol würdig, daß GOtt es uns erſt ſage? Nein, er gehet nicht mit uns um als mit kleinen Kindern; er giebt uns nur, was wir uns ſelbſt nicht verſchaffen können. Alſo muß die Offenbarung uns ganz neue Sachen ſagen, und dieſe müſſen zwey Merkmale, daß ſie göttlichen Urſprungs ſind, an ſich haben. Sie müſſen eines Theils auſſer dem Umkreis der menſchlichen Erfindungskräfte auf ſolche Art ſeyn, daß ſie kein Menſch erfinden können. Andern Theils müſſen ſie die Spuren der Göttlichkeit darin entdecken, daß wir ſie nicht ganz vollkommen begreiffen können, das iſt, ſie müſſen geheimnißreich ſeyn: nemlich auf ſolche Art, daß wir mit der gröſten Gewißheit wiſſen können, daß ſie wirklich ſind; aber wir müſſen die Art und Weiſe dieſer Sache nicht begreifen können. Genug wenn wir ein deutliches Zeugniß haben, daß die Sache ſo ſey, wenn ſie uns gleich ſelbſt dunkel bleibet. Die Nothwendigkeit dieſer Dunkelheit hanget von der Sache ſelbſt ab, und ich will mich hier der Worte des groſſen Maupertuis bedienen. Er ſagt:

Der gröſte Vorwurf der ſtarken Geiſter gegen unſere Religion, gründet ſich auf die Unmöglichkeit der darin enthaltenen Sätze. Es iſt auch an dem, daß, wenn dieſelben wirklich unmöglich wären, eine Religion, die dergleichen zu glauben befihlet, von ſich ſelbſt fallen und zerſcheitern müßte. Allein, ſo ſpitzfündig auch Bayle und ſeines gleichen hierüber geredet und geſchloſſen, ſo leicht werden diejenigen, die Leibnitzens Theodicee leſen, erkennen, wie ſeichte und nichtig alle ſolche Vernunftsſchlüſſe beſchaffen ſind.

Es

Es wird gewiß niemals dahin kommen, daß man die Unmöglichkeit der chriſtlichen Glaubenspuncte wird darthun können: ſie werden hie und da dunkel ſcheinen: allein dieſes iſt ein Theil ihrer nöthigen Eigenſchaft. Obgleich der Schöpfer uns, als ſeinen Geſchöpfen, einige Stückwerke ſeiner Geheimniſſe, auf welche er das Ganze gegründet, offenbaret hat; ſo müſſen doch die Geheimniſſe ſelbſt uns jederzeit unbegreiflich bleiben. Der Grad der Deutlichkeit hänget von der Maaſſe des Begriffes deſſen, der da redet, und deſſen, der da hört, zugleich ab, und was für eine Ungleichheit, was für eine Unermeßlichkeit findet man nicht alhier?

Ich unterſtehe mich noch mehr zu ſagen: Wenn auch einer der heiligen Schriftſteller von dem Geiſte GOttes dergeſtalt getrieben worden wäre, daß er, anſtatt einiger abgeſonderten Glaubensſätze, uns einen vollkommenen Zuſammenhang der Lehre, und Uebereinſtimmung mit dem göttlichen allgemeinen Zweck, hätte darlegen können; ſo wäre es doch nicht wahrſcheinlich, daß wir denſelben würden begriffen haben. Die Grundlage, bey welcher er hätte anfangen müſſen, würde zu erhaben, und die Kette der Folgerungsſätze zu lang geweſen ſeyn; ja man darf nicht zweifeln, daß nicht einige Begriffe von einer ganz andern Art, als die wir zu haben fähig ſind, mit dieſem allgemeinen Zweck würden eingeflochten ſeyn.

Kan man glauben, daß das ganze und für uns unermeßliche Gebäude, welches der Schöpfer zum Augenmerk gehabt, und in welchem nicht allein die phyſiſchen, moraliſchen, und metaphyſiſchen, ſondern noch andere Ordnungen, davon wir weder den Namen wiſſen, noch Begriffe haben mögen, mit einander verbunden ſind; kan man glauben, ſage ich, daß ein ſolches Gebäude von menſchlichen Augen überſehen werden könne? Was koſtet es uns nicht, nur einige Theile des phyſiſchen Weltgebäudes zu erkennen? Wie wenige ſind geſchickt, zu dieſer Erkentniß zu gelangen, und in wie vielen Stücken iſt es noch zweifelhaft, ob auch die Gelehrteſten die rechte Wahrheit getroffen haben?

Alſo wäre die Darſtellung der göttlichen allgemeinen Anlage oder Plans, dem Menſchen unnützlich geweſen. Es war allerdings gut, daß ſie einige Stücke davon einſehen konten:

Digitized by Google

allein die Verbindung derſelben mit dem Ganzen ſich deutlich vorzuſtellen, war ihnen der Natur nach unmöglich; mithin war es zuträglich, ihnen andere bequemere Gründe vorzuſtellen, nach welchen ſie, in denen Sachen, die ihr Verſtand nicht begreifen kan, dennoch ihren Beyfall zu geben beweget würden.

Ich wünſche bey dieſer Gelegenheit, daß jeder unſerer Leſer dieſe vortrefliche Schrift in ſeinen Händen haben möchte. In 4 Bogen iſt noch nie ſo viel, ſo gründliches und überzeugendes von der Religion geſagt. Wer kennet nicht den groſſen Verfaſſer, der nach aller Schärfe eines groſſen Mathematicus denkt? Dieſe Schrift iſt bey dem Verleger dieſer Blätter unter dem Titel, **Verſuch in der moraliſchen Weltweisheit**, zu haben.

Ich ſetze alſo mit Grunde voraus, daß die Unbegreiflichkeit einiger Sätze, oder, daß die Geheimniſſe die Offenbarung ſo wenig verdächtig machen, daß ſie vielmehr von ihr, der Natur nach, unzertrennlich, und ein Beweis ihres göttlichen Urſprungs ſeyn.

Nach dieſen Forderſätzen ſchreite ich nun zu der Menſchwerdung des Erlöſers, und trage dieſe Lehre in ihrem ganzen Zuſammenhang vor.

Es iſt ein Gott; dieſen Satz giebt die Vernunft zu. Dieſer Gott iſt ein einziger. In dem einzigen Weſen deſſelben ſind drey unterſchiedene Perſonen. Das lehret uns die Offenbarung, als ein Geheimniß. Weil ein endliches Geſchöpf den unendlichen Gott nicht vollkommen einſchauen und ſein Weſen und Natur nicht begreifen kan, ſo können wir nicht begreifen, wie es zugehe, daß in einem Weſen drey Perſonen ſind, die, wenn ich ſo reden darf, den einigen Gott ausmachen, und im Weſen eins und daſſelbe, aber den Perſonen nach ſo unterſchieden iſt, daß die eine Perſon nicht die andere iſt. Wir finden hier keinen Widerſpruch, wol aber Dunkelheit und Unbegreiflichkeit, die nothwendig iſt.

Gott erſchuf die Welt, und beſetzte ſie mit Menſchen. Dieſes iſt ein Satz, gegen welchen die Vernunft nichts einzuwenden hat. GOtt liebt ſeine Werke, und ſuchet ihre Glück.

Die

Der Menſch konte ſeiner Natur nach unglücklich werden, und dieſe Möglichkeit, unglücklich zu werden, war ihm nothwendig, und zwar vermöge ſeiner Vollkommenheit. Dieſe Vollkommenheit beſtehet im Beſitz der Freyheit. Wenn der Menſch ein freyes Geſchöpf ſeyn ſolte, ſo mußte er Gutes und Böſes thun können; es war aber, eben wegen dieſer Freyheit, nicht nothwendig, daß er Böſes that. GOtt ſahe vermöge ſeiner höchſten Vollkommenheit, nach der er allwiſſend iſt, voraus, was der Menſch thun oder laſſen würde. Da nun der Menſch gefallen iſt, ſo blieb dieſes den vorherſehenden Augen GOttes nicht verborgen. Die Liebe GOttes zu ſeinen Geſchöpfen bewog ihn, auf die Wiederherſtellung des Menſchen zu denken, und dieſelbe zu wollen, und zu beſchlieſſen.

Die Lehre von der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit überzeuget uns, daß der Sünder nicht mit GOtt vereinigt ſeyn könne, worinnen ſein Wohlſeyn beſtehet, und daß, da er ſich, GOtt ſchuldig iſt, er bey Ermangelung dieſer Schuldigkeit ſich ein Uebel zuziehe, welches das Strafübel genennet wird. Dieſes iſt ſo unveränderlich, als die Natur GOttes, und als die ewigen Geſetze der Nothwendigkeit ſind; man kan ohne Mangel bloß vernünftiger Einſichten, und ohne den gröſten Widerſpruch zu begehen, dieſes nicht leugnen. Der gefallne Menſch hatte ſich folglich von GOtt und ſeinen Wohl gänzlich verloren. Es waren nur zwey Wege zu ſeiner Errettung, von denen ich künftig handeln will.

L.

Der

Der Menſch.

Das 113. Stück.

Ich habe mir ſelbſt den Vorwurf gemacht, daß ich bey der Lehre von der Menſchwerdung des Erlöſers zu weitläuftig wäre; allein, nachdem ich betrachtet hatte, was vor Einwürfen ich zu begegnen habe, ſo finde ich, nach meiner Einſicht, daß ich nicht kürzer ſeyn könne. Mein Zweck iſt, den ganzen Zuſammenhang dieſer hochwichtigen Lehre ſo vorzutragen, daß wenigſtens die Zweifler ſagen müſten: daß, wenn die Sache ſo ſey, wie ich ſie vorgebe, die Lehre ſelbſt nicht ſo thöricht ſey, als ſie gedacht hatten. Ich werde die Zweifel gegen dieſelbe auf andere Sätze lenken, deren Beweis ich, wenn man mir dazu Gelegenheit geben ſolte, mit dem gröſten Vergnügen führen würde. Ich erſuche alſo alle vernünftige Zweifler, mir mit den ſtärkſten Gründen zu widerſprechen, und verſpreche ihnen dagegen, meine Beantwortung nur zur Vertheidigung der Wahrheit anzuwenden. Vernünftige Gegner ſuchen die Wahrheit, und ich auch. Wie bald können wir auf dieſe Art uns vergleichen!

Es ſind dem Menſchen nur zwey Wege übrig, zu dem verlornen Glück zu gelangen, und ſich mit der Gerech-

tigkeit, ohne welche man das göttliche Weſen nicht denken kan, auszuſönen. Sie müſſen entweder dem Willen ihres Schöpfers gemäs leben, ihm genugthun, das Verbrechen wieder ins Gleiche bringen, und Erſetzung thun; oder es muß ein fremdes Mittel, dadurch der göttlichen Forderung und Gerechtigkeit ein Gnüge geſchiehet, da ſeyn.

Das erſte findet ſich nicht in der menſchlichen Natur; das Verderben iſt zu tief, als daß wir es heilen könten, und das Vergangene zu erſetzen, iſt deswegen unmöglich, weil, wenn wir auch uns ſelbſt vollkommen wieder beſſern könten, dennoch alle unſere Kräfte, unſern Pflichten, die wir zu leiſten hätten, angehörten, und keine übrig wären, das vorige zu erſetzen. Denn wenn der Menſch auch nicht gefallen wäre, hätte er dennoch nichts über ſeine Schuldigkeit thun können. Es iſt aber noch überdis nicht möglich, daß der Menſch ſich ſelbſt beſſern könte, aufs künftige alles zu leiſten, was er verbunden iſt. Wir ſind ſchuldig, GOtt zu lieben aus allen Kräften. In dieſen Zuſtand kan der Feind GOttes ſich nicht ſetzen; und wenn er es thun könte, ſo müſte er durch eine Liebe über alle ſeine Kräfte den vorigen Haß erſetzen. Wie iſt ſolches möglich? Ich erbiete mich, in einer eigenen Abhandlung zu beweiſen, daß der Menſch ſich ſelbſt nicht ſo weit beſſern könne, daß er nicht ſündige. Und wenn er ſolches auch thun könte, ſo könte er doch das, was er geſündiget hat, nicht wieder einbringen, wie es die Vernunft ſelbſt lehret. Wenn auch der Menſch ſich ſelbſt beſſern könte, ſo müſte dennoch GOtt etwas von ſeiner Gerechtigkeit unerfüllet laſſen, wenn er ihm die vorigen Verbrechen ſchenken wolte; denn die Gerechtigkeit weiß nichts von Schenken. Da nun ſolches die vollkommenſte Gerechtigkeit nicht thun kan, ſo würde

die

die eigenmächtige Beſſerung der Sünden doch nicht erretten. Ich ſehe alſo nicht, was die Gegner gewinnen würden, wenn man ihnen auch ihren liebſten Satz, von der Stärke des Menſchen recht zu handeln und ſich zu beſſern, eingeſtehen müſte. Sie denken von dem Menſchen zu hoch, und von GOtt zu tief; ſie machen den Menſchen zu GOtt, und GOtt zu einem Menſchen; ſie ſind zu partheyiſch. Wenn ein Gläubiger von einem, der ihm tauſend Thaler ſchuldig iſt, dieſelben fordert, ob er ſie gleich nicht, auch nicht einen Pfennig, bezahlen kan; ſo thut er nicht unrecht. Wenn alſo GOtt, nach der Offenbarung, etwas über unſer jetziges Vermögen fordert, ſo thut er nicht unrecht; denn Vernunſt und Offenbarung lehren uns, daß GOtt den Menſchen mit hinlänglichen Kräften ausgerüſtet hatte, als er ihn erſchuf. Eine rechte Betrachtung von der Natur der Sünde, überzeuget uns davon. GOtt fordert alſo, was er zu fordern hat. Die Unmöglichkeit, ſeine Forderungen zu erfüllen, macht uns nicht frey, noch ihn ungerecht.

Das zweyte iſt eine fremde Vermittelung. Dieſe hat an ſich ſelbſt, auch der bloſſen Vernunft nach, nichts Widerſprechendes. Denn, wenn die Vernunft hier einen Widerſpruch findet, ſo muß man erweislich machen, daß, eine ſolche fremde Vermittelung anzunehmen, der Gerechtigkeit GOttes widerſpreche, oder daß die Natur des Menſchen ſie nicht annehmen könne; und dergleichen Beweis iſt mir noch zur Zeit unbekant. Alles, was man dagegen mit einigem Schein erinnern kan, iſt: daß, obwol GOtt eine ſolche Vermittelung annehmen könne, vermöge ſeiner Gerechtigkeit, ſo könne doch kein Geſchöpf ſolche leiſten. Dieſe Einwendung hat ihren vollkommenen Grund. Es

Digitized by Google

muß alſo GOtt ſelbſt dieſe Vermittelung leiſten. Das lehret auch die Offenbarung. Wenn nun die Vernunft etwan ſagen möchte: es ſey alſo ein Spiegelgefechte, wenn GOtt ihm ſelbſt genug thäte, und wenn ein Gläubiger ſich ſelbſt aus eigenem Beutel bezahlen wolte, um dem Schuldmann nichts zu ſchenken; ſo antworten wir Chriſten: daß wir dergleichen Sätze nicht lehren, aus welchen man uns eines ſolchen Spiegelgefechtes beſchuldigen könte. Wir glauben nach der Offenbarung, aus guten Gründen, in dem göttlichen Weſen mehr als eine Perſon. Ob wir gleich ſagen, daß alle dieſe Perſonen das göttliche Weſen ausmachen, ſo unterſcheiden wir doch, durch die Begriffe, ſo wir damit verknüpfen, die Perſonen und das Weſen. Wir glauben, daß es gar wol möglich ſey, daß eine Perſon des göttlichen Weſens dem göttlichen Weſen ſelbſt eine ſolche Genugthuung leiſten könne. Ich weiß wohl, daß die Gegner hier vielerley Einwendung machen: allein, da es weder der Zweck dieſes Wochenblats überhaupt, noch dieſer Abhandlung insbeſondere iſt, die Lehre von der Genugthuung ausführlich abzuhandeln; ſo erbietet ſich der Verfaſſer dieſes Stücks, eine eigene Schrift davon abzufaſſen, zu welchem Ende er bereits mit einigen einſichtsvollen Freunden ſich verbunden hat.

Der Gegner, der uns auf dieſer Seite nicht anfallen kan, ſuchet einen andern Weg. Wenn er zugeben muß, daß GOtt die Genugthuung annehmen könne, und daß wegen der mehrern Perſonen in der Gottheit auch die vorgegebene Spiegelfechterey wegfalle: ſo wendet er ein, daß zu einer ſolchen Genugthuung, als zur Aufhebung des Strafübels gehöret, die Erduldung ſolcher Unvollkommenheiten nöthig ſey, die ſich auch nicht von einer Perſon des

göttli-

göttlichen Weſens denken laſſe. Wir geben ihm auch dieſes zu. Denn wir räumen dem Widerſprecher gern alles ein, ſo lange er Grund hat. Allein wir antworten ihm, daß wir nicht ſagen, daß eine göttliche Perſon, bloß als eine ſolche, dieſes Werk verrichtet habe. Und dieſes führet uns grade zur Lehre von der Menſchwerdung Chriſti, welche ich nun mit aller Ehrerbietung und allem möglichen Feuer betrachten und vorſtellen will.

Doch wie kan ich dieſelbe würdiger und feuriger vorſtellen, als wenn ich mich der Ausdrücke des Miltons bediene. Er ſtellet uns den Rathſchluß GOttes von der Menſchwerdung des Erlöſers vor, und verſetzet uns ſelbſt in die himliſche Verſammlung, ſolchen deſto eigentlicher zu vernehmen. Er erzehlet von der erſten Perſon des göttlichen Weſens, was ſie bey Vorherſehung des Falles der erſten Eltern geſagt habe, nemlich:

Der Menſch wird das einzige Gebot, das einzige Pfand ſeines Gehorſams, übertreten. So wird er und ſeine treuloſe Nachkommenſchaft fallen. Wer trägt die Schuld? Wer anders, als er ſelbſt? Undankbarer Menſch! Er hatte alles von mir, was er haben konte. Ich machte ihn recht und gerecht, mit dem Vermögen zu ſtehen, und mit der Freyheit zu fallen. Nicht anders erſchuf ich alle ätheriſche Kräfte, beyde, die ſo ſtunden, und die ſo fielen; die ſtunden, ſtunden frey, und die fielen, fielen frey. Ich ſage, frey. Denn was für eine rechte Probe ihrer Pflicht, Treue, Standhaftigkeit und Liebe, hätte man von ihnen erwarten können, wenn ſie nur, was ſie gezwungen thun mußten, nicht was ſie thun wolten, gethan hätten? Was für Lob hätte auf dergleichen Thun folgen können? Was für Luſt hätte ich an einem ſolchen

Digitized by Google

Gehorſam gehabt, da der Wille und die Vernunft (denn Vernunft iſt nicht ohne Wahl,) zu Boden getreten, beyde der Freyheit beraubt, beyde nur zum Leiden geſchickt, nicht mir, ſondern der Nothwendigkeit gedienet hätten? Derowegen ſind ſie geſchaffen worden, wie es ſich gehört, und können weder ihren Schöpfer, noch die Schöpfung, noch ihr Schickſal mit Fug anklagen, als ob etwan eine Vorherbeſtimmung, oder eine hohe Vorherwiſſenſchaft ihren Willen, den ein unwidertreiblicher Rathſchluß gelenket, übermeiſtert hätte. Sie ſelbſt beſchloſſen ihren Abfall, nicht ich; demnach übertraten ſie, ohne den geringſten Antrieb oder Mitwirkung des Schickſals. Daß ich, was nicht zu ändern war, vorhergeſehen hatte, that nichts dazu; ſie urtheilen und erwählen was ſie wollen, ſie ſind die Urheber deſſen; denn ich habe ſie auf dieſe Weiſe frey geſchaffen, und frey müſſen ſie bleiben, bis ſie ſich ſelbſt zu Sclaven machen. Ich hätte ſonſt ihre Natur verändern, und den hohen unveränderlichen, ewigen Rathſchluß widerrufen müſſen; dieſer hatte ihre Freyheit beſtimt, ſie ſelbſt beſtimten ihren Fall. Die Geiſter ſind aus ihrem eigenen Antrieb gefallen, verführten ſich ſelbſt, verſchlimmerten ſich ſelbſt. Der Menſch fällt, nachdem er von ihnen betrogen worden. Darum ſoll der Menſch Gnade finden; ſie nicht. Meine Herrlichkeit ſoll beydes an Mildigkeit und Gerechtigkeit hervorleuchten. Aber die Mildigkeit ſoll zuerſt und zuletzt mit dem allergröſten Glanze ſchimmern.

Weil GOtt alſo redete, erfüllete ein Geruch von Ambroſia den ganzen Himmel, und ließ in die ſeligen auserwählten Geiſter eine neue unausſprechliche Freude fallen. Man ſahe den Sohn GOttes, ohne einen Gleichen, überaus herrlich erſcheinen. In ihm leuchtete der Vater vollkommen,

Digitized by Google

men, ſelbſtſtändiglich ausgedruckt, und in ſeinem göttlichen Angeſicht las man, auf eine ſichtbare Weiſe, göttliches Mitleiden, Liebe ohne Ende, Gnade ſonder Maas, welche er mit dieſer Rede zu ſeinem Vater zu vernehmen gab.

O Vater! das war ein gnädiges Wort, womit ſich dein höchſter Ausſpruch beſchloß, daß der Menſch Gnade finden ſolte. Die Rede des Sohnes erſtreckte ſich noch weiter, und die Antwort des Vaters ſagte unter andern: Der Menſch bricht durch ſeinen Ungehorſam die Treue, die er meinen Geſetzen ſchuldig iſt, und ſündiget wider die höchſte Majeſtät des Himmels, indem er nach der Gottheit ſtellet; und ſo verlieret er alles, nichts bleibt ihm übrig, ſein Verbrechen zu tilgen, als ein gewiſſes Verderben, zu welchem er verurtheilt und aufgehoben iſt; er muß mit ſeiner Nachkommenſchaft ſterben. Entweder muß er ſterben, oder die Gerechtigkeit; es ſey denn, daß ein anderer, der dazu tüchtig und willig iſt, für ihn das ſtrengſte Recht, das Tod für Tod fordert, erfüllet. Saget himmliſchen Kräfte, wo wird man ſolche Liebe finden? Welcher von euch will ſterblich werden, den Menſchen von der Todesſchuld zu erkaufen, und den Ungerechten durch ſeine Gerechtigkeit zu erhalten? wohnt in dem Himmel ſolch eine Liebe ſolch ein Erbarmen?

Er fragete, aber das ganze himmliſche Chor ſtund ganz ſtumm; es war ein tiefes Stillſchweigen in dem Himmel. Es war niemand, der zum Behuf des Menſchen als ſein Fürſprecher oder Mittler erſchien; vielweniger jemand, der die Todesſchuld auf ſeinen Hals laden, und die geforderte Ranzion verheiſſen durfte.

Dieſes allgemeine Stillſchweigen des Himmels legt auf die erhabenſte Art die Wichtigkeit der Sache dar, und

lehret uns, daß die Menſchwerdung des Sohnes GOttes etwas göttlichhohes und geheimnißreiches ſey, welches kein Engel erfinden, und keine endliche Kraft leiſten kan. Milton fährt fort:

Nunmehr wäre das ganze menſchliche Geſchlecht ohne Loskaufung verloren gegangen, und durch ein ſtrenges Gericht dem Tode und der Hölle zuerkennet worden, hätte der Sohn GOttes, in welchem die Fülle göttlicher Liebe wohnet, ſeine liebreiche Vermittelung nicht dergeſtalt fortgeſetzet:

Vater, du gabſt mir dein Wort, der Menſch ſolte Gnade finden; ſoll denn die Gnade keine Mittel finden? Sie iſt doch die geſchwindeſte von den geflügelten Boten, und findet ihren Weg zu allen deinen Geſchöpfen, und kömt zu jederman ungerufen, ungebeten und ungeſucht. Was für ein Glück für den Menſchen, daß ſie ſo kömt! Er kan bey ihr nicht Hülfe ſuchen, nachdem er einmal in Sünden todt und verloren iſt; er kan keine Bürgſchaft noch ein gültiges Opfer für ihn ſelbſt finden, weil er tief in Schulden und ganz ohnmächtig iſt. Nim denn mich für ihn; ich biete mein Leben für ſein Leben; laß deinen Zorn auf mich fallen; rechne mich für einen Menſchen; ich will um ſeinetwillen meines Vaters Schoos verlaſſen, und dieſe Herrlichkeit, die ich ihm zur Seite genieſſe, freywillig ablegen, und zuletzt für ihn aus lauter Liebe ſterben; der Tod mag alle ſeinen Grimm an mir auslaſſen . . Hernach werde ich mit der Menge derer, die durch mich erlöſet worden, nach einer langen Abweſenheit wieder in dem Himmel anlangen, und wiederkommen, Vater, dein Angeſicht zu ſehen, worinnen kein Zornwolke überbleiben, ſondern feſter und ſicherer Friede herrſchen wird. Zorn wird

nach derſelben Zeit keinen Plaz mehr finden, ſondern eine volle Freude an deiner rechten Hand.

Dieſes iſt der wunderbare und geheimnißreiche Rath GOttes von der Menſchen Seligkeit, das wichtigſte Stück der ganzen göttlichen Offenbarung. Was findet ſich nun bey der Menſchwerdung des Sohnes Gottes ſo widerſinniſches und thörichtes, ob es gleich ſo erhaben und unbegreiflich iſt? Die andere Perſon des göttlichen Weſens iſt vollkommen Herr über ſich ſelbſt, und kan mit freyeſter Macht ihr ein eigen Schickſal beſtimmen; daher iſt ſie im Stande, in das Mittel zu treten zwiſchen GOtt und Menſchen. Wie nun zu dieſem Ende es nöthig war, daß der Erlöſer ein Menſch ſey, ſo nahm er die menſchliche Natur an ſich; er vereinigte ſie mit der göttlichen unzertrennlich, und ſo genau, daß er als GOtt, und als Menſch, nur eine einzige Perſon iſt. Er kam als ein wahrer Menſch durch den ordentlichen Weg der Geburt von Menſchen, nicht aber durch den ordentlichen Weg der Erzeugung von Menſchen. Und ſo ſtellet er ſich uns nun als ein Menſch dar.

Zu was vor Betrachtungen giebt uns nicht dieſe Menſchwerdung Gelegenheit? Ich will dieſes Blat mit einigen derſelben anfüllen.

Es muß ein auſſerordentliches und hohes Glück geweſen ſeyn, dieſen auſſerordentlichen Menſchen, dieſen GOtt im Fleiſch mit eigenen Augen zu ſehen, und die hohen Züge des edelſten Antlitzes zu bewundern. Auguſtin wünſchte ſich, Rom in ſeiner Pracht, und den Erlöſer in ſeiner menſchlichen Geſtalt geſehen zu haben. Dieſer Wunſch iſt ein würdiger Wunſch. Indeſſen verſichert uns die heilige Schrift, daß wir am Ende der Tage dieſes Glück erhalten, und des Menſchen Sohn ſichtbar in der Gerichtswolke werden kommen ſehen.

Die Menſchwerdung der zweyten Perſon des göttlichen Weſens iſt der Augenmerk des ganzen menſchlichen Geſchlechts geweſen, und der Aberglaube der Heiden in allen Welttheilen, und zu allen Zeiten, hat Ueberbleibſel von der Nachricht, und von der Erwartung dieſer hohen Begebenheit. Die Nachricht des Lafitau davon iſt ſehr leſenswürdig.

Dieſe Menſchwerdung erhebet das menſchliche Geſchlecht auf den höchſten Gipfel der Würde, auf welchen ein Geſchöpf geſetzet werden kan. Wir ſteigen unendlich über die Chöre der ätheriſchen Kräfte der Seraphim und Cherubim empor; indem die menſchliche Natur auf den Thron GOttes iſt geſetzt worden. Vermöge des ſichtbaren Theils unſers Weſens ſind wir die oberſten unter allen ſichtbaren, und vermöge des unſichtbaren *Theils*, die oberſten unter den unſichtbaren Geſchöpfen. Die volkommenſten Geiſter ſehen dieſe Erhebung ohne Neid, und ſie ſoll uns nicht zu einem thörichten Stolz verleiten; ſie ſoll uns aber zu einer wahren Großmuth, zu einem *erhabenen* Sinn bewegen, vermöge deſſen wir unſere Würde zu erhalten ſuchen ſollen. Ein Hoch- und Hochwohlgebohrner kan, ohne lächerlichen Stolz, die Würde ſeiner Geburt vor der Gemeinmachung bewahren; und ob er wol mit dem Geringſten liebreich umgehen muß, ohne jemand zu verachten, ſo muß er doch nichts niederträchtiges begehen. Ein würdiger Menſch hält ſich dadurch, daß er ſo viel mit GOttes Sohn, nemlich die menſchliche Natur, gemein hat, zu hoch, daß er ſich von einem Geſchöpf ſolte ganz und gar einnehmen und beherrſchen laſſen. Ein Erbprinz, der ſich mit Straſſenjungen gemein macht, und mit ihnen mit Koth ſich wirft, handelt nicht ſo niederträchtig,

trächtig, als ein Menſch, der ſeine Würde aus den Augen ſetzet, und mit Laſterhaften ſich verbindet. Er ſchändet ſeinen Adel; er mißbraucht ſeine erhabene Natur, und handelt ganz wider ſeinen Zweck, ſeine Einrichtung und Beſtimmung. Er iſt nach GOtt das Höchſte, ein Fürſt aller Geſchöpfe, und wird ein Sclave der Laſter. Welch ein Fall iſt das!

Die Hoheit, welche die Würde eines Monarchen ſo majeſtätiſch macht, macht auch, daß der arme Unterthan zittert, und ſich mit einer groſſen Furcht ſeinem Fürſten nähert. Er gehet ihm lieber aus dem Wege, und dringet ſich nicht, ihn anzureden, wenn ihn die äuſſerſte Noth oder eine beſondere Gnade des Landesherrn nicht dreuſte macht. Welch ein Abſtand iſt nicht zwiſchen dem unendlich groſſen und majeſtätiſchen GOtt und ſeinen Geſchöpfen, insbeſondere dem Menſchen, den ſein Gewiſſen nie ohne Furcht an das beleidigte göttliche Weſen denken läſt? Wer kan dieſe groſſe Kluft überſehen? Wie groß iſt nicht die Güte des Vaters aller Dinge, der dieſen unermeßlichen Abſtand abkürzt, und die Kluft ebnet? Er wird ſelbſt ein Menſch, alſo unſers gleichen; dadurch erhebet er uns bis zu ihm, indem er ſich bis zu uns erniedriget. Wir können nun mit der gröſten Zuverſicht alles unſer Vertrauen auf ihn ſetzen. Konte er wol ſeine Liebe zu uns beſſer und deutlicher darthun? Es leget ihm daher die heilige Schrift mit einem beſondern Nachdruck eine Eigenſchaft zu, die, wie ich wünſchte, beſſer betrachtet werden ſolte: denn ſie ſetzet zu ſeinen Eigenſchaften, der Almacht, der Alwiſſenheit u. ſ. w. die Eigenſchaft der Menſchenliebe. Indem er ſich dieſe ſelbſt beyleget, und ſeine Liebe gegen uns preiſet, ſo zeiget er, daß unter allen erſchaffenen Dingen

der

Digitized by Google

der Menſch ſein gröſtes und hauptſächlichſtes Augenmerk ſey, ſein liebſtes Werk, an welchem er alle ſeine Gröſſe und ſeine Wunder an den Tag leget. Wie herrlich hat er nicht die menſchliche Natur erſchaffen und ausgerüſtet, daß GOtt ſelbſt, ohne ſeiner göttlichen Würde und Hoheit etwas nachtheiliges zu thun, ein Menſch werden kan? Er vergiebt ſich nichts dadurch, daß er Menſch geworden iſt. Da der Fall aus einer unrechtmäßigen Begierde, **zu werden wie GOtt**, entſtanden iſt, ſo hat er ſelbſt uns werden laſſen **wie GOtt**, indem er geworden iſt **wie wir**; und eben dadurch hat er uns vom Fall nicht nur wieder aufgerichtet, ſondern noch dazu uns viel herrlicher wieder hergeſtellet, als wir zuvor waren. Die ausnehmende Menſchenliebe GOttes ſtellet Milton erhaben und würdig dar; er läſſet den Vater, auf die Erklärung des Sohnes, daß er Menſch werden will, alſo antworten:

O du einiger, der im Himmel und auf Erden gefunden worden, dem menſchlichen Geſchlechte, das unter dem Zorn lag, den Frieden wieder zu bringen. Du, meine einzige Wolluſt, du weiſt wohl, wie lieb mir alle meine Werke ſind, und der Menſch bevorab, wiewol er zuletzt erſchaffen worden; ſo, daß ich dich von meinem Schooſe und meiner rechten Hand gerne wegnehmen laſſe, damit ich durch dieſen kurzen Verluſt das ganze Geſchlecht der Menſchen, das verloren war, von dem Verderben errette. Du muſt derowegen zu deiner Natur die Natur derer hinzufügen, welche du allein erlöſen kanſt, und ſelbſt ein Menſch unter den Menſchen auf Erden werden, durch eine wunderbare Geburt, in der Erfüllung der Zeit, von jungfräulichem Saamen zu Fleiſch gemacht werden. Sey du an Adams ſtatt, wiewol du ſein Sohn biſt, das Haupt

des

des menſchlichen Geſchlechts. Wie in ihm alle Menſchen verloren gehen, alſo ſollen in dir, wie aus einem zweyten Stamm, alle hergeſtellet werden, ſo viel als hergeſtellet werden; ohne dich niemand. Seine Schuld macht alle ſeine Söhne ſchuldig; dein zugerechnetes Verdienſt ſoll diejenigen ledig ſprechen, welche ihren eigenen, ſowol gerechten als ungerechten Thaten abſagen, und in dich verpflanzet leben, und ein neues Leben von dir empfangen. Alſo ſoll der Menſch, wie es die Gerechtigkeit erfordert, für den Menſchen genugthun, gerichtet werden und ſterben, und nach dem Sterben auferſtehen, und auferſtehend ſeine Brüder mit ihm empor heben, als die mit ſeinem eigenen theuren Leben erkauft ſind. Die himmliſche Liebe ſoll den hölliſchen Haß austilgen, indem ſie ſich dem Tode überläſt, und ſterbend erkauft, ſo theuer erkauft, was der hölliſche Haß mit ſo leichter Mühe zerſtöhret hat, und immerhin in denen zerſtöret, welche die Gnade, die ihnen werden mag, nicht annehmen. Mithin ſollſt du durch dein Hinunterſteigen, die menſchliche Natur anzunehmen, deine eigene nicht vermindern oder verkürzen; dieweil du auf dem höchſten Thron der Seligkeit, wo du GOtt gleich wareſt, und mit ihm an den Früchten der Gottheit gleichen Antheil nahmeſt, das alles verlaſſen haſt, eine Welt von dem äuſſerſten Verderben zu erretten, und mehr durch dein Verdienſt, als durch deine Geburt, für den Sohn GOttes erkant worden, mehr durch deine Gütigkeit, als durch deine Hoheit und Gröſſe, für den würdigſten erkant worden, daß du dieſer wäreſt; dieweil die Liebe bey dir noch mehr, als die Herrlichkeit, hervorgeleuchtet hat, ſoll deswegen deine Erniedrigung auch deine Menſchheit mit dir auf dieſen Thron erheben: du ſolſt hier in deinem

Reiche

Reiche ſitzen, hier herrſchen als GOtt und als Menſch, als GOttes und als des Menſchen Sohn, als ein geſalbter König über alles.

Wenn ich mich mit meinen Gedanken in das Reich der Ewigkeit erhebe, und daſelbſt vor dem Thron des Menſchenſohns die Millionen Millionen himliſche Kräfte niederfallen, und den Erlöſer, der da ſitzt in menſchlicher Geſtalt, göttlich verehren und anbeten ſehe; ſo, deucht mir, nehme ich an allen dieſen Geiſtern eine auſſerordentliche Hochachtung gegen das menſchliche Geſchlecht wahr, deſſen Natur in dem Sohn GOttes ſo unendlich hoch erhoben worden iſt. Von derſelben druchdrungen, vermehret ſich ihr Eifer für unſer Wohl und zu unſerm Dienſt. Sie ehren GOtt in ſeinen Kindern, und nehmen an jedem Menſchen die Natur und Geſtalt deſſen wahr, den ſie als ihren Schöpfer und als ihr Oberhaupt mit der gröſten Ehrerbietung lieben.

Wir haben aus der Menſchheit des Erlöſers einen neuen und ſehr dringenden Grund eines heiligen Wandels. Dieſe unſere Glieder trägt der Sohn GOttes: ſollen wir ſie durch ihren Mißbrauch ſchänden? ſollen wir ſie den ehrloſen Lüſten und den ſchändlichen Laſtern zum Dienſt übergeben? ſollen ſie unreine Werkzeuge der Finſterniß werden?

Wie tröſtlich iſt es, daß, wenn wir dieſe Glieder zerfallen und durch die Verweſung verunſtalten ſehen, daß wir wiſſen, auch dieſe ſind zur Ewigkeit beſtimt.

Wenn ich das betrachte, was ein Menſch iſt, und alsdenn überlege, was der Sohn GOttes gethan hat, da er ein Menſch ward; ſo reißt mich Verwunderung, Ehrerbietung und Liebe hin, ich muß ausrufen:

Mein

Mein GOtt, mein HErr, was treibt dich an?
Was iſts, das dich bewegen kan,
Dich, den nicht alle Himmel faſſen?
Du kömſt, die Krippe ſchlieſt dich ein.
Mein Schöpfer will mein Bruder ſeyn,
GOtt ſelbſt hat ſeinen Thron verlaſſen,
O Allmacht! was bewegte dich?
Du wirſt ein Menſch, ſo ſchwach, wie ich!

Warum verläſſeſt du den Thron,
Und wirſt ein Menſch, du Gottesſohn?
Du läſt dich ſehen, hören, fühlen.
Ein Blut, ſo wies in mir ſich rührt,
Wird durch dein klopfend Herz geführt,
Man ſieht dich unter Kindern ſpielen.
O Gottheit, was bewegte dich?
Du wirſt ein Menſch! ein Menſch, wie ich!

Dir dient der Engel ſtarke Schaar,
Die Welt reicht dir den Scepter dar,
Und beuget ſich zu deinen Füſſen.
Die Cronen ſind dir viel zu klein,
Dir müſſen Fürſten dienſtbar ſeyn,
Und Kayſer deinen Fußtrit küſſen.
O König! was bewegte dich?
Du wirſt ein Menſch, gering, wie ich!

Der Himmel glänzt für dich voll Pracht,
Du ſchmückſt der Erde tiefen Schacht
Mit gold- und ſilberreichen Schätzen.
Du nährſt das Meer, du nährſt das Land.

Was

Digitized by Google

Was iſt für dich der Diamant?
Er iſt zu ſchlecht, dich zu ergötzen.
O Reicher! was bewegte dich?
Du wirſt ein Menſch, ſo arm, als ich!

Die Ehre bleibt dein Eigenthum,
Was lebt und iſt, preiſt deinen Ruhm,
Dich ehren alle Himmelsheere.
Der Tag erzehlet deine Macht,
Von deinem Ruhm erzehlt die Nacht.
Das Weltmeer brauſt zu deiner Ehre.
O Gröſter! was bewegte dich?
Du wirſt ein Menſch, voll Schmach, wie ich!

Die Liebe thats. O Wunderthat!
Sie ſelbſt erfand den Liebesrath,
Sie brachte dich zu mir hernieder.
Sie kleidet dich in Fleiſch und Blut.
Wie ſehr biſt du den Menſchen gut!
Du wirſt ein Menſch, und nennſt uns Brüder.
O Gottmenſch! kühn umarm ich dich.
Du biſt ein Menſch! wie hoch bin ich!

J.

Der Menſch.

Das 114. Stück.

Hochzuehrende Herren!

Noch keines von Ihren Blättern hat mir eine gröſſere Hochachtung gegen Sie erweckt, als das 42ſte. Ich finde darin meinen Brief auf eine Art beantwortet, die ſo reich am Verſtand, als an Tugend iſt. Sie geben zu, daß meine Gedanken nicht alle ungegründet ſind. Sie haben es auch ſchon in der That bewieſen, daß Sie ſo edel ſind, einer aufrichtigen Erinnerung Platz zu geben. Alſo habe ich auf den erſten Theil Ihrer Beantwortung nichts weiter zu ſchreiben, denn nur für Dero Gütigkeit ergebenſt zu danken. Was aber den andern Theil anbetrift: ſo ſage ich nur zur nähern Erklärung ſo viel: durch unbekante Schandflecken habe ich keine noch unbekante Laſter, (derer Bekantmachung allerdings der gröſte Fehler eines Schriftſtellers iſt,) wol aber die hiſtoriſche, deutliche Abſchilderung laſterhafter Perſonen verſtanden. Ich will mich übrigens nicht einlaſſen zu entſcheiden, in wiefern meine Beſchuldigung, daß durch dieſe von Ihnen gemachte Abſchilderung ein wohlerzogenes Frauenzimmer geärgert werden könte, ge-

gründet war. Es kan ſeyn, daß ich geirret habe. Da ich aber eine Menſchin bin, folglich die engen Geſetze des Wohlſtandes von meinem Geſchlecht weit beſſer kenne, als Sie, meine Hochgeehrteſte Herren; ſo werden Sie mir meine Uebereilung um ſo viel leichter vergeben. Ich mache nur noch dieſe einige Anmerkung. Es iſt ein groſſer Unterſcheid, im Fall einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, mit einem dem Worte GOttes gemäſſen Ernſt die böſen Handlungen laſterhafter Perſonen vorſtellen, und ſolche beſtrafen, oder ſie mit einem ſatyriſchen *ſcharfen* Witze erzehlen. Doch genug hievon. Sie ſind ja ſo großmüthig, daß Sie ſich nach ſchwachen Gemüthern richten wollen. Sie haben es auch ſchon wirklich gethan; alſo iſt unſer Streit völlig entſchieden, und ich verſichere nach meinem Namen, den ich mit Recht *zu führen mich* täglich mehr befleißige, daß Dero *nach* dem benannten erfolgte Abhandlungen meine Hochachtung wöchentlich gemehret haben. Beſonders vergnügt es mich, daß Sie keine heidniſche, ſondern chriſtliche Sittenlehrer ſind, die ſich nicht ſcheuen von der wahren Gottſeligkeit (eine der galanten Welt ſonſt ſehr verhaßte Benennung,) zu reden. Wie viele fehlen hierinnen, wenn ſie uns zwar immer zur Tugend, aber nicht zur Quelle derſelben, zur Gnade, hinweiſen. Wie viele ſtreiten ſich den Tag über auf ihrer Studierſtube müde mit dem Gottesleugner, und des Abends ſtellen ſie ſich demſelben in ſündlichen Thorheiten gleich. Was haben dieſe doch vor einen Vorzug vor jenem? ſonſt keinen als dieſen, daß ſie das Daſeyn GOttes zugeben, ja vertheidigen. Ihr unſterblicher Geiſt aber bleibt eben ſo weit, als jener Thoren ihrer, von dieſem Gott, mithin von der Quelle aller Glückſeligkeiten, entfernt.

fernt. Ich dachte unlängſt dieſer Sache in Form eines Traums nach, welchen ich beyzulegen die Freyheit gebrauche. Vielleicht finden Sie, Hochgeehrten Freunde, denſelben würdig, in Dero Blätter einzurücken. Doch verſichre ich, daß es mir vollkommen gleichgültig iſt, ob es geſchiehet oder nicht. Ich werde nichts deſto weniger beſtändig bleiben,

Hochzuehrende Herren,

Welt den 19. Aug. 1751.

Dero
wahre Freundin
la Sincere.

Wir tragen kein Bedenken, die erbaulichen und gegründeten Gedanken unſerer geehrteſten unbekanten Freundin mitzutheilen. Es ſind einige Kleinigkeiten in dieſem Traum befindlich, die der geneigte Leſer gerne den übrigen vortreflichen Sachen zu gute halten wird. Dieſe Kleinigkeiten betreffen nicht die Sache, ſondern das Bild. unter welchem die Sache vorgeſtellet wird; indeſſen leidet die Allegorie keinen Schaden an der Deutlichkeit und Gründlichkeit. Wir würden, zum Exempel, die Gnade, in gegenwärtigem Zuſammenhang und zu gegenwärtigem Zweck, nicht mit einem Schwerdte verglichen haben, Indeſſen haben wir uns nicht unterſtehen wollen, das geringſte zu ändern, und hauptſächlich deswegen, damit wir der geehrteſten Verfaſſerin, durch ungeänderte Darlegung ihres Aufſatzes, einigen Muth machen, durch fernere Uebung ihren vortreflichen Geiſt in dergleichen lehrreichen Beſchäftigungen ſtärker zu machen. Wir hoffen, der Leſer werde dieſen Traum, den wir ihm mittheilen, mit dem Vergnügen leſen, welches wir empfunden haben.

Ermüdet über dem Nachdenken der Thorheiten dieſes Lebens träumte mir jüngſthin, ich befände mich auf einer groſſen Heide, auf welcher verſchiedene Gebäude mir in die Augen fielen. Die da herum ſich befindende ſehr eifrig beſchäftigte Menge Menſchen reitzten meine Neubegierde, mich zu nähern, und auf das Thun derſelben genaue Acht zu haben. Es waren dieſelbe meiſt um das zur Rechten liegende Gebäude verſammlet. Und eben dieſes koſtbare Haus zog am erſten auch meine Augen auf ſich. Es lag auf einem Hügel, der es zwar über die flache Erde erhob, ſeinen Eingang aber gar nicht mühſam machte. In ſeiner ganzen Bauart herrſchte eine vortrefliche Uebereinſtimmung der Theile, welche ihm den gröſten Schmuck ertheilte, ob es gleich nicht mit ſo vielen Farben gemahlt war, als das zur Linken liegende Gebäude. Die innerſte Ehrfurcht erfüllete mich, als ich im Hinzunahen die Worte über dem offenſtehenden Thore las: **Der Tempel der Wahrheit.** In der Mitte des Tempels ragte ein an Glanz und Härte den Diamanten ähnlicher Felſen hervor, auf deſſen obern Fläche, welche die Figur eines Altars hatte, zwey aufgeſchlagene Bücher lagen, davon das eine Geſetz, das andere **Evangelium** hieß. Oben über dieſem Altar erfüllete eine lichte Wolke den Raum bis an die Decke des Tempels. Ich würde mich ohnfehlbar noch länger in Betrachtung der recht majeſtätiſchen Zierde dieſes Hauſes aufgehalten haben, wenn nicht die zwey vor demſelben in Streit ſtehende Heere mich in meiner Aufmerkſamkeit geſtöhret hätten. Das eine beſtand aus einer unordentlichen Menge Menſchen, denen eine gefährliche Krankheit die Augen verdüſtert hatte. In ihren Fahnen führten ſie die Worte: **Starke Geiſter.** Ihre

Waf-

Waffen waren ſtumpf, und wurden ſehr ofte von ihnen umgekehret, und auf eine ſo wunderliche Art geführet, daß ſie ſie gegen ſich ſelbſt richteten. Ihre Abſicht gieng dahin, den Tempel zu beſtürmen, und die auf dem Felſen ruhenden Bücher zu zernichten. Das andere Heer war in der ſchönſten Ordnung. Die Fahnen führten die Worte: **Vertheidiger der Wahrheit: Geſunde Vernunft.** Sie führten ſolche mit glücklichem Erfolg gegen das Heer der ſtarken Geiſter, die alle klein und ſchwach ausſahen; bis endlich die einfallende Nacht beyde Heere zum Stilleſtand nöthigte. Die ſtarken Geiſter zogen ſich zurück, und giengen alle in das zur Linken liegende Haus, das, wie ich hörte, von der Eitelkeit, einer Tochter Belials, des gröſten Feindes der Wahrheit, bewohnet ward. Allein ich erſtaunte nicht wenig, als ich ſahe, daß der gröſte Theil des andern Heers, mit Beyſeitlegung ſeiner Waffen, dieſen Weg auch erwählte, und nur einige in den Tempel der Wahrheit giengen, um der in der lichten Wolke wohnenden Gottheit zu opfern. Ich folgte von ferne dem gröſten Haufen nach, und das Haus, darein ſie giengen, war mit tauſenderley Zierathen von Blumen und falſchem Golde behängt, die mich aber nicht hinderten, zu ſehen, daß ſeine Wände nur von etwas dickem Papier waren. Durch die Fenſter bemerkte ich, daß in demſelben die beyde vorhin ſo feindſeligen Heere vermiſcht durch einander ſaſſen, und ſich mit Untereinanderwerfung gewiſſer Blätter, die von gleichem Stof wie die Wände des Hauſes waren, beſchäftigten. Ich konte mich darein vor Verwunderung gar nicht finden, daß nicht nur die Vertheidiger der Wahrheit ſich den ſtarken Geiſtern zugeſellten, und mit ihnen in ſolchen Handlungen, die ſich gar nicht zu

dem Namen ihrer vorhin ſo glücklich geführten Waffen ſchickten, Gemeinſchaft hatten; ſondern daß ſie auch ein ſehr koſtbares Kleinod, und das die Zeit hieß, welches ſie der Gottheit opfern ſolten, ganz willig zu den Füſſen der Nymphe dieſes Hauſes niederlegten. Wie, dachte ich, iſt das möglich, einem König dienen, und zugleich mit ſeinen Feinden die genaueſte Gemeinſchaft, in ſeinem Geſetz zuwiderlaufenden Handlungen, haben? Möchte ich doch ſcharfſinnig genug ſeyn, dieſes einzuſehen, warum dieſe Menſchen heute und Morgen ſo heftig gegen *einander* ſtreiten, und doch zur Zeit des Stilleſtandes ſo friedlich bey einander ſitzen. (Denn daß der Streit Morgen wieder angehen ſolte, davon hatte ich ſichere Nachricht.) Haſſet und liebt man, fuhr ich fort bey mir *ſelbſt* zu ſprechen, in dieſem Lande eine Perſon *in einem Nu*, ſo müſſen ſie ganz andere Seelen haben, als die meinige; dieſe liebt, was ſie als gut erkennet, und haſſet alles, was ſie nicht nach ihrer Enſicht glücklich macht. Wie kan ich aber dieſes von dieſen Vertheidigern der Wahrheit *denken?* Sind ſie überzeugt, daß die Gottheit das höchſte Gut iſt, (und erkenneten ſie dieſes nicht, warum würden ſie durch ihren muthigen Kampf ihre Liebe an den Tag zu legen ſuchen,) ſo iſt es ja nicht möglich, daß ſie das, was ſie derſelben ſchuldig ſind, ihrer abgeſagten Feindin, opferten. Handeln ſie doch hierinnen thörichter, als die ſo genanten ſtarken Geiſter, die die Rechte ihres Gottes Belial zu vertheidigen trachten, allein ſich auch nur ihm und ſeiner Tochter zum Dienſt ergeben.

Ein ehrwürdiger Mann, der dieſe meine Verwunderung mochte gemerket haben, und der aus dem Tempel der Wahrheit kam, näherte ſich mir mit einem holden Ernſt,

Ernſt, und überreichte mir ein Seherohr, mit dem Bericht, damit auf das Heer der Vertheidiger der Wahrheit zu ſehen. Ich that es, und ward gewahr, daß ſie zwar alle klare geſunde Augen hatten; allein ihre Herzen, die ich durch dieſes Mittel ganz deutlich ſehen konte, waren mit ſubtilen, aber ſehr ſtarken Stricken an die Nymphe Eitelkeit gefeſſelt. So lange ſie nun dieſe Bande nicht zerriſſen, waren ſie zwar nicht willens, den Tempel der Wahrheit zu zerſtören, allein auch nicht vermögend, der darinnen wohnenden Gottheit recht zu dienen. Das, was ſie ihr den Tag über im Streit zu dienen ſchienen, geſchahe theils aus Eigennutz, theils aus Ruhmſucht. Das Seherohr meines ehrwürdigen Alten ließ mich aber noch mehr ſehen. Ich kehrte es nemlich auf diejenigen, die in den Tempel gegangen waren, und erblickte dadurch nicht nur, daß ihre Augen geſund, ſondern daß ſie auch noch viel durchdringender damit ſehen konten, als die andern; ihre Herzen aber waren von allen Banden durch ein ſcharfes Schwerdt, deſſen Namen Gnade hieß, befreyet worden, welches Schwerdt die Gottheit allen zu geben willig war, das aber nur dieſe wenigen angenommen hatten.

Ein noch merkwürdigerer Zufall, als alles, was ich bisher mit angeſehen hatte, endigte endlich meinen Traum. Der Himmel überzog ſich ſchnell mit dunkeln Wolken, aus welchen an allen Seiten des Horizonts ſchreckliche Blitze fuhren. Das Krachen des Donners machte die Grundfeſte zittern. Hier zerſplitterte ein Baum; dort ſchlugen die Flammen aus den Dächern. Das Haus der Eitelkeit ward mit von dieſen Fällen getroffen, und

Digitized by Google

etliche der vorhin ſo luſtigen Einwohner fanden unvermuthet in den Flammen ihr heiſſes Grab. Was noch entfliehen konte, eilte ſich zu retten; allein die Stricke, mit welchen ſie an die Nymphe gebunden waren, hinderten ſie, daß ſie nicht in den Tempel, als in einen Ort, in welchem ſie Sicherheit zu finden hoften, kommen konten: ſie lieſen nur immer in der gröſten Beſtürzung durch einander. Der eine Theil erkante die Macht einer Gottheit, die ſie frech verleugnet hatten: der andere fürchtete einen Gott, den ſie zwar bekant, aber nicht *geliebt* hatten. Nur der kleine Haufen, der in dem Tempel war, blieb ruhig: ſie vermiſchten ihre Loblieder mit den Donnerſchlägen, die ihnen Siegeszeichen ihres GOttes waren. O, dachte ich, wohl denen, die nicht nur geſunde Augen, ſondern auch freye Herzen haben! Wohl denen, die mit mir dahin trachten, wahre Verehrer der Gottheit zu werden. Indem ich mich mit dieſen Gedanken beſchäftigte, ſo endete ſich ſchnell mein Traum.

C.

Der Menſch.

Das 115. Stück.

Der Herr von Soll gehet nun in ſein 82ſtes Jahr; das Gehör und Geſicht hat ſtark abgenommen; das Podagra hat ihn ſehr zermartert, und er hat ſeit 3 Jahren ſich beſtändig führen laſſen müſſen. Die übele Wirthſchaft ſeiner Kinder, und vornehmlich der Einfall einiger ſtreifenden Rotten in letzterm Kriege, haben ihn ſo herunter gebracht, daß ihm in ſeinem hohen Alter das Nothwendige mangelt. Er hat oft, bey ſeinen kränklichen Umſtänden, in einigen Tagen nichts warmes zu genieſſen, und er hat in ſeiner Jugend und männlichen Jahren beynahe fürſtlich gelebt. Der Seufzer, den er oft von ſich hören läßt: **Ich muß noch in meinen alten Tagen verhungern**, iſt nicht übertrieben. Der Schlag hat ihn zweymal gerühret, und jetzt liegt er, allem Anſehen nach, auf ſeinem letzten Lager. Glückſeliger Greis, rief ich aus, als ich dieſes hörte, du wirſt bald von allem deinem groſſen Jammer befreyet werden! Es wäre dir zu gönnen geweſen, daß du in deinem 60ſten Jahre zur Ruhe gekommen wäreſt. Wie? rief mir der, der mir dieſe Nachricht gebracht hatte, entgegen: Wie? glauben ſie, daß der

Digitized by Google

der Herr von Soll dem Tode mit Verlangen entgegen ſie-
het? Nichts weniger! Er wünſcht, er hoft, er will mit Gewalt noch länger leben; und bey den heftigſten Anfällen tröſtet er ſich damit, daß ſeine Natur alle ihre Kräfte anwende, ſich zu helfen. Ich erſtaunte über dieſe Nachricht; denn ich glaubte, daß alle Umſtände dieſes Kranken, die Armuth, das hohe Alter, die Schmerzen, die Abnahme der Sinne, die Ausſicht in ſehr ſchlechte Umſtände, ohne die geringſte Hofnung eines Zufalls, der glücklich ſeyn möchte, hinlänglich ſeyn könten, die Bitterkeit des Todes gänzlich wegzunehmen. Dieſe Begebenheit ward der Inhalt eines Geſprächs mit einer werthen Freundin, die, aus einem Mißverſtande, glaubte, ich tadelte alles Verlangen zu leben, und verlangte, daß jeder Menſch alle Augenblick wünſchen müſte, zu ſterben. Da meine Meinung nur geweſen war, daß man den Tod nicht ſo ſehr fürchten, und ſich immer auf denſelben bereit halten ſolte, damit man im Stande ſey, ihm unerſchrocken unter die Augen zu gehen: ſo mochten vielleicht einige Ausdrücke zu dieſem Mißverſtande Gelegenheit gegeben haben. Ich nahm mir aber ſogleich vor, das rechtmäßige Verlangen zu leben, ſo wie es einem würdigen Menſchen eigen iſt, und eigen ſeyn muß, nach allen ſeinen Gründen in das gehörige Licht zu ſetzen. Viele Niederträchtigverzagte verſtecken ihre Zagheit zu ſterben hinter Scheingründe, die der hohen Tugend ſchaden, die ein Menſch ausübt, der ein rechtmäßiges Verlangen zu leben hat. Ich halte dafür, es gehöre eine wahre Großmuth, ein unerſchrockener Muth, und eine vortrefliche Gemüthsart dazu, wenn man untadelhaft ſich wünſcht, noch nicht zu ſterben. Dieſes muß aus einander geſetzt werden, damit ſich nicht ein verzagter Hudler, der

ſich

ſich vor dem Tod fürchtet, für einen Weiſen ausgeben könne.

Ein Menſch, der aus rechtmäßigen Urſachen zu leben wünſcht, iſt ſo groß und erhaben, daß ich ſeinen Ruhm vor aller unrechtmäßigen Anmaſſung verſichern muß. Thoren ſollen ſich mit dem nicht ſchmücken, was nur der höchſten Tugend gebühret, und ein Verzagter ſoll nicht den Ruhm eines Tapfern erhalten. Und das will ich durch dieſes Blat verhindern.

Ein Weiſer zuckt nicht vor des Todes Schlag.
Die Augen brechen ihm, er lächelt.
Der ſcheut die dürre Fauſt des Todes nicht,
Der Muth genug beſitzt, zu leben.

Ich bin feſt überzeugt, daß mehr Herz dazu gehöre, das Leben zu wünſchen, als dem Tod unter die Augen zu gehen. Zu beyden gehöret Weisheit, zu dem erſtern aber mehr. Es gehört dazu eine hohe Weisheit, ein erhabner Muth, der denen unbekant bleibt, die niederträchtig genug ſind, ſich vor dem Tod zu fürchten. Schwache Seelen erzittern vor dem letzten Augenblicke des Lebens; noch ſchwächere haben nicht Muth genug zu leben, und ſterben gern, aus Verzweifelung. Die Erfahrung lehret es, daß wer niederträchtig ſich verhält gegen den Tod, auch ein niederträchtiges Leben führe. Es iſt kein Wunder, daß ein weiſer Mann, durch Hülfe der Vernunft und der Religion, den Tod nichts achtet. Wenn wir uns angewöhnt haben zu denken, wenn wir eine rechte Einſicht in alle Dinge uns angeſchaffet haben, ſo macht uns die Vernunft und Religion den Tod ſehr leicht. Wir gehen weg, in einen weit vollkommnern Zuſtand. Aber dieſes Leben erfordert mehr, und es gehört alle Stärke der Vernunft und der Religion dazu, wenn man, auf eine würdige Art, ſich län-

länger zu leben wünſchen kan. Ich weiß nichts würdigers, als einen ſolchen Mann. Er iſt in meinen Augen der gröſte Held, ein wahrer Hercules, der nicht nur den ſtarken Tod erdrücket, ſondern auch die vielköpfigte Hydra des Lebens überwältiget. Ein ſolcher Menſch unterſcheidet ſich von den übrigen Menſchen, wie der Mond von den kleinen Lichtern, und ſein ganzes Leben iſt eine Reihe erhabner und würdiger Handlungen. Soll ich zugeben, daß Sclaven der Laſter, niederträchtige Zaghafte, ſich unter die Reihe dieſer Helden ſtellen? Nein! Odi profanum vulgus et arceo

Hinweg verhaßt und ungeheiligter Pöbel!

Und zu dieſem Ende will ich die wahren, edlen und hohen Gründe, die uns dazu bewegen können, muthig genug zu ſeyn, uns ein längeres Leben zu wünſchen, in ihr rechtes Licht zu ſetzen ſuchen.

Dieſe Gründe ſind hergenommen aus der Beſchaffenheit und den Umſtänden eines Menſchen, wenn ich ihn theils vor ſich, theils als ein Glied der menſchlichen Geſellſchaft betrachte. Die Pflichten gegen ſich und gegen GOtt, und gegen den Nächſten, kommen hier in Anſchlag, welche ein Weiſer nie aus den Augen ſetzet, und denen er alles aufopfert. Ich erinnere noch zum voraus, daß, wenn ich von einem untadelhaften Wunſch eines längern Lebens rede, ich einen Wunſch verſtehe, der nichts eigenſinniges, nichts murriſches und ungedultiges oder hartnäckiges an ſich hat. Ein Weiſer und ein Chriſt ergiebt ſich in allen Dingen der göttlichen Vorſehung. Er würde gar nichts wünſchen, wenn ſeine Augen den ganzen Plan aller Dinge überſehen könten; weil ihm aber ſolches unmöglich iſt, ſo urtheilet er nach dem, was er überſehen kan,

kan, und da findet er Fälle, in welchen er glaubt, es ſey beſſer, noch nicht zu ſterben.

Ehrenreich Tugendhold iſt in ſeinen beſten Jahren: er hat einen ausnehmenden Verſtand, und ein edelmüthiges Herz; er hat ſeinen Geiſt mit ſehr nützlichen Wiſſenſchaften bereichert: er ſtammet aus einem Geſchlechte ab, welches ſich, ſeit dem es bekant iſt, das iſt, ſeit dreyhundert Jahren, durch nützliche Handlungen um das gemeine Weſen verdient und berühmt gemacht hat. Dieſes iſt vom Vater auf Sohn fortgegangen, bis auf unſern Ehrenreich Tugendhold. Er iſt der letzte ſeines Geſchlechts, oder vielmehr jetzt der einzige; und wir wünſchen und hoffen, daß er nicht der letzte ſey. Es befiel ihn eine ſchwere Krankheit, und er kam dem Ende ſehr nahe. In dieſen Umſtänden beſuchte ich ihn. Ich fand ihn, wie ich es vermuthet hatte, ſtandhaft und geſchickt, aus dieſer Welt zu gehen. Er ſagte: Ich fürchte mich nicht einen Augenblick, zu ſterben: Ich weiß, daß ich zu einer vollkommnern Ewigkeit beſtimt bin. Allein, wenn ich mein Schickſal ſelbſt beſtimmen ſolte, ſo wolte ich wol mein Ende noch einige Zeit aufſchieben. Prüfen ſie, fuhr er fort, mein Freund, meine Gründe; doch wiſſen ſie auch zugleich, daß ich mich lediglich dem Willen meines Schöpfers überlaſſe. Ich habe mit allem Fleiß mich geſchickt gemacht, und einen Vorrath geſamlet, dem gemeinen Weſen zu dienen. Ich bin noch jung, und habe den Zweck meines Daſeyns, nemlich alle meine Kräfte zum gemeinen Beſten anzuwenden, noch nicht erreicht. Wenn ich durch meinen Tod dem Vaterland dienen könte, ſo würde ich mit Freuden ſterben: dulce et decorum eſt pro patria mori:

Süß und rühmlich iſts fürs Vaterland ſterben;

Da mir aber dieſes nicht vergönt iſt, ſo glaube ich, ich könne bey meinen Umſtänden ſagen:

Mehr ſüß, mehr rühmlich iſts, fürs Vaterland leben.

Sie wiſſen, wozu ich mich geſchickt gemacht habe, und ich habe längſt ihren Beyfall zu meinem Vorhaben erhalten; und, wenn ſie mir nicht geſchmeichelt haben, ſo wird es der Welt nützlich und mir rühmlich ſeyn. Ich glaube ſolches, und ſie wiſſen ſelbſt, wie ſelten ſolche gefunden werden, die ſich auf die Sache gelegt haben, auf die ich mich gelegt habe. Ich möchte dieſes erſt gern zu Stande bringen, und nicht der einzige von meinem Geſchlecht ſeyn, der ohne eine gute Handlung und unbekant in die Erde verſenket würde. Hiezu kömt noch, daß mein Geſchlecht mit mir ausgehen würde. Ich wolte doch gern erſt das Gute, das ich von meinen Vorfahren erhalten habe, einem würdigen Sohn überantworten, und durch deſſen weiſe Erziehung mir auch die Nachwelt verbindlich machen. Ich möchte gern die Freude erleben, mit welcher mein Vater geſtorben iſt. Er ſagte: du biſt mein hofnungsvoller Sohn, ein gutes Kind, der Herr ſegne dich! wenn Du lebſt, wird man mich nicht für geſtorben halten. Bin ich wol ſtrafbar, wenn ich ſage: **nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage.** Insbeſondere liegt mir ſehr am Herzen, daß mein Geſchlecht mit mir ganz ausgehet. Wenn ich einen Bruder hätte, ſo würde mir es nicht ſo anliegen, noch länger zu leben. So ſagte Herr **Ehrenreich Tugendhold**, nachdem er ſich noch einmal erkläret hatte, daß er dem ohneracht ſich dem Willen GOttes überlieſſe; und ich konte ſeine Gründe nicht tadeln. Ich bezeugte ihm ſolches mit einem Wunſch, der ſeitdem erhört iſt. Ich habe bey Erzählung der Worte meines

Digitized by Google

Freundes, Kürze halber, die Einſchränkungen, welche ihm die Beſcheidenheit in den Mund legte, ausgelaſſen. Warum ſolte ich ihm nicht Beyfall gegeben haben? Hat uns nicht GOtt ſelbſt in eine gewiſſe Verbindung gegen dieſes Leben geſetzet, und dadurch mit dieſer Erde verknüpfet? Kan nun ein Weiſer und ein Chriſt nicht, bey aller Erkentniß, daß der Tod beſſer, als das Leben ſey, und daß der Wille des Höchſten allem andern vorgehe; kan er, ſage ich, nicht zu gleicher Zeit untadelhaft ſagen, daß er dieſe Bande, die ihn an dieſes Leben verknüpfen, und ihre Stärke fühle, und er daher wol noch nicht ſterben möchte, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen wäre? Kan er nicht, ſo lange ſich ein höherer Bewegungsgrund ihm nicht widerſetzet, unſchuldig und rechtmäßig wollen, daß er noch eine kurze Zeit hier bleibe, nicht umſonſt da geweſen zu ſeyn, in Abſicht auf ſolche Umſtände, wie mein Freund hatte, und etwas zu Stande zu bringen, welches bereits angefangen, und ſo nützlich als rühmlich war? Und da die Fortpflanzung unſers Geſchlechts uns ſelbſt in das Herz gelegt iſt, kan ſie nicht ein erlaubter Grund ſeyn, warum man jetzt nicht den Tod ganz gleichgültig anſiehet?

Ein Weiſer, der Vernunft und Leibeskräfte fühlt,
Thut wohl, wenn er ſo fort nach wahrem Lobe zielt;
Und läſſet dermaleins auf ſeinem Grabſtein leſen,
Daß er der Welt genützt, und ſie ihm hold geweſen.

Canitz.

So wohl nun ein Weiſer bey hinlänglichen Kräften daran thut, daß er würdig und nützlich lebt, eben ſo wohl thut er, wenn er Kräfte und Geſchicklichkeit fühlt, daß er wünſcht, Zeit zu haben, ein nützliches und rühmliches Leben zu führen. Man müßte denn den Satz in der Sit-

ten-

tenlehre einführen, daß eine pflichtmäßige und höchſt gute Handlung zwar müſſe vollbracht werden, wenn man kan, nicht aber dürfe gewünſcht werden, wenn man befürchtet, man werde ſie nicht begehen können.

Ein Menſch, der ſich der Tugend ganz und gar gewidmet hat, brennet vor Begierde, ſie auszuüben. Wenn ihm nun ein frühzeitiger Tod die Gelegenheit dazu benimt, ſo kan er nicht kaltſinnig dabey ſeyn. Er begehet keine ſtrafbare Handlung, wenn er lieber wolte die Früchte zur Zeitigung bringen, die eine ſo reiche Blüthe hatten, und ſich ſo hofnungs voll zeigten. Da wir höchſt billig gute Handlungen *begehen*, und einen guten wohlverdienten Namen nicht als eine *Kleinigkeit* betrachten; ſo werden wir eben ſo billig wünſchen können, daß unſer Leben die gehörige Dauer dazu habe. Dieſer Wunſch iſt um ſo viel tugendhafter und löblicher, da er aus keiner Reue herkomt, und mit keinem zu ſpäten Vorſatz begleitet wird, *aufzuhören ein Böſewicht zu ſeyn*, und das längere Leben, deſſen durchlebten Theil *man ſchändlich* durchgebracht hat, bloß zur Erſetzung des verurſachten Schadens anzuwenden. Die Ausübung der Tugend iſt mit ſolcher himmliſchen Freude auch in dieſem Leben begleitet, daß derjenige einen wahren Verluſt erleidet, der wegen des frühen Todes dieſe Freude *nicht* genieſſen kan. Wie edel, wie erhaben iſt dieſer Bewegungs*grund*, aus welchem ſich **Ehrenreich Tugendhold** das Leben wünſchet! Er iſt bey ſich, durch das Gefühl ſeiner Tugend und Kräfte, verſichert, daß er im Stande ſey ein würdiges Leben zu führen, und dem menſchlichen Geſchlecht zur Ehre zu leben. Warum ſolte er ſich das nicht wünſchen? Warum ſolte er daher den zu frühen Tod nicht gern verzögern, wenn es in ſeinen Kräften ſtünde? Warum ſoll er zu dieſem Ende nicht alles thun, was er kan, nemlich zu wünſchen: **Nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage.**

Nächſtens ſoll dis Blatt fortgeſetzet werden.

D.

Der

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 116 Stück.

Ich habe an dem Muſter des Herrn Ehrenreich Tugendholds gewieſen, daß man untadelhaft ſich wünſchen kan, noch nicht zu ſterben. Es ſind aber noch andere da, die nicht weniger würdig ſind. Ein Menſch mag gegen die Ehre und den Ruhm noch ſo philoſophiſch oder kaltſinnig ſeyn, ſo müſte er doch ſehr niederträchtig ſeyn, wenn es ihm gleichgültig wäre, mit Schanden zu ſterben; und es giebt ſolche Fälle, da man nicht mit Ehren ſterben kan. Ich glaube, es ſey kein Menſch zu finden, dem dieſes einerley ſey. Statius ſtehet in einer anſehnlichen Bedienung. Bey den Verwirrungen, die einige Zeit her Europa beunruhiget hatten, erhielt der Hof, an welchem er ſich aufhielt, eine geheime Nachricht von einem verbotenen Briefwechſel, und einer Zuſammenverſchwörung. Statius hatte mit den Verbrechern, und denen, die in Verdacht kamen, einen beſonders vertrauten Umgang. Daher ward er plötzlich mit den andern eingezogen. Der Schrecken über dieſen unvermutheten Unfal zog ihm einen Schlagfluß zu. So bald er ſich erholet

holet hatte, zeigete er eine ſehnliche Begierde, dieſesmal wieder aufzukommen, da er ein Jahr zuvor bey einem hitzigen Fieber ganz willig zum Tode war. Die Urſach ſeiner Begierde, zu leben, war höchſt gerecht. Er ſagte: Ich bin angeklagt; man beſchuldiget mich einer Verrätherey, deren Umſtände mir unbekant ſeyn: ich muß fürchten, daß mein Tod mich ſchuldig mache. Soll ich in dem Herzen meines theureſten Landesherrn, den ich ſo redlich liebe, dem ich ſo viel zu danken habe: ſoll ich in den Augen derer, die mir wegen ihres Urtheils ehrwürdig ſind, als ein Landesverräther, als ein Giftmiſcher, oder was ſonſt ſchändlich iſt, gehalten werden? Können nicht die Schuldigen meinen Tod ergreifen, der meinen Mund auf ewig zuſchließt? Werden ſie ſich nicht auf meine Koſten zu rechtfertigen ſuchen, und alle ihre Schande auf mich welzen, bloß weil ich mich nicht mehr verantworten und vertheidigen kan? Ich murre nicht gegen das Verhängniß, aber ich wünſche untadelhaft, nur ſo lange zu leben, bis meine Unſchuld gerettet iſt; wenn ich mit Ehren ſterben kan, wenn mein Tod meinem Namen keinen Schandfleck anhänget, denn will ich gern aus dieſer Welt gehen. Dieſer Wunſch iſt allerdings ſo natürlich als gerecht; er ward erhöret, und Statius lebet noch, nachdem er ſeine Unſchuld deutlich bezeuget hatte. Seine Sorge war nicht ungegründet, denn auf die Nachricht von ſeinem gefährlichen Zufall fiengen die Schuldigen ſchon an, die ganze Sache ihm aufzubürden.

Unter den Urſachen, ſich ein längeres Leben zu wünſchen, iſt allerdings die Beſorgniß wegen der Ewigkeit eine höchſt wichtige. Wie unvollſtändig iſt unſere Arbeit am Werk der ewigen Glückſeligkeit. Wir fürchten uns

mit

mit Grund, vor dem Richterſtuhl GOttes zu erſcheinen, ehe wir unſere Rechnung gemacht, und uns zur Ewigkeit angeſchickt haben. Wenn wir den Umfang unſerer Pflichten, und die Menge unſerer Vergehungen betrachten; wenn wir ſo, wie wir ſollen, bedenken, daß das Sterben eine entſcheidende Handlung ſey, die unſer ewiges Schickſal beſtimmen wird: ſo können wir wol dieſen fürchterlichen Schrit, von dem jetzigen zum künftigen Zuſtande, von der Zeit zur Ewigkeit, nicht ohne alle Rührung betrachten. Doch ich wolte, daß alle dieſe Gründe vielmehr Gründe wären, den Tod nicht zu wünſchen, als ein längeres Leben zu wünſchen; denn wir müſſen beſtändig bereit ſeyn: und wenn wir die gegenwärtige Zeit nicht wohl anwenden, die in unſern Händen ſtehet, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß wir die künftige nicht beſſer brauchen dürften. Müſſen wir nicht einmal aufhören, dergleichen Aufſchub zu fordern, wenn wir nicht ins Unendliche wünſchen wollen? Da wir nun einmal in einer Verfaſſung ſeyn müſſen, in welcher wir den Tod aus dergleichen Urſachen nicht abweiſen wollen: warum ſetzen wir uns nicht heute in denſelben, zumal da wir ſolches können? Ueberdem lehret es die Erfahrung, daß es Gläubige giebt, die ſich in einen ſolchen Stand der Gnade geſetzt haben, daß ſie zu allen Stunden bereit ſind, ihre Seele in die Hände ihres Erlöſers aufzugeben. So wichtig alſo dieſer Grund iſt, ſich um des Zuſtandes nach dem Tode willen einen Aufſchub zu wünſchen, ſo halte ich ihn doch nicht für löblich; er gehöret nicht zu den hohen und edlen, die ich jetzo abhandle, und er iſt gröſtentheils ein Vorwand der Liebe zu dieſem Leben, und ein Deckel der Zagheit. Ich weiß wohl, daß man einwenden kan; ein wahrer Chriſt ſey auch de-

müthig, und ein Demüthiger hüte ſich ſehr vor der Einbildung, ſo veſte zu ſtehen, daß er nicht fallen und ſich betriegen könne. Auch möchte man ſagen, daß uns die Schrift ſelbſt anbefele, zu zittern. Ich antworte aber, daß die Demuth ſehr wohl beſtehen könne mit dem Glauben und mit der Gewißheit der Gnade; ſie empfindet dabey nur die eigne Unwürdigkeit; und was das Zittern anbetrift, ſo iſt uns ſolches nicht ſo ſchlechtweg anbefolen, ſondern es heiſt: Freuet euch mit Zittern. Wir müſſen zittern, weil wir unſern Schatz in zerbrechlichen Gefäſſen tragen, und gar bald um unſern Gnadenſtand gebracht werden können, durch die Gefahren des Lebens. Alſo zittert man nicht wegen des Todes, ſondern vielmehr wegen des längern Lebens. Und eben dieſes giebt mir den alleredelſten Grund an die Hand, aus welchem ein Chriſt wünſchen kan, noch nicht zu ſterben.

Nemlich mit einem wahren Heldenmuth, mit einem die Welt und alle Gefahren überwindenden Glauben, gehet er allem, was ihm drohet, getroſt und unerſchrocken entgegen. Er nähret in ſeinem Buſen eine unauslöſchliche Flamme der Liebe gegen GOtt, ſeinen Erlöſer; er brennet vor Begierde, ſie an den Tag zu legen, und ſein Licht leuchten zu laſſen. Er wolte gern ein langes Leben dem Dienſt ſeines Schöpfers weihen; die Dankbarkeit, die Ergebenheit belebet ihn durch und durch: und da er ſeine Glieder zu Waffen der Gerechtigkeit dahin gegeben hat, ſo wünſchet er ſie zur Ehre GOttes zu gebrauchen. Keine Eitelkeit, keine Abſicht mehrerer Würdigkeit und eigener zu erhaltender Verdienſte, hat bey dieſer Begierde zu leben den geringſten Einfluß, ſondern die Liebe zu GOtt. Wer beſchuldiget die theuren Blutzeugen der

Wahr-

Digitized by Google

Wahrheit einer Sucht zu ſterben, da ſie ſich ſo willig zum Schlachtopfer der Tyrannen anboten, und ſtritten, als ob ſie eifriger zum Tode wären, als die Wuth der Hölle eifrig war, ſie zu tödten? Die Begierde, ihre Liebe zu Chriſto an den Tag zu legen, und die Wahrheit, war die Triebfeder dieſer Begehrung des Todes. Wer zweifelt daran, daß ſie nicht eben ſo eifrig ein längeres Leben würden begehret haben, wenn es ein Mittel hätte ſeyn können, ihrer heiligen Liebe ein Gnüge zu leiſten? Ich mache daraus den Schluß, daß niemand aus ſo edlem Grunde ſich wünſchen kan, **noch nicht** zu ſterben, der nicht zugleich von ganzem Herzen wünſcht, **ſogleich zu ſterben**, um ſeine Liebe und die Wahrheit mit ſeinem Blute zu verſiegeln, zumal da zu einem ſolchen Leben mehr Kampf und Arbeit gehöret, als zu einem ſolchen Tode. Ich fürchte, daß wenige ſo hoch geſtimt ſeyn möchten, daß ſie dieſen Ton faſſen könten. Denn dis iſt das höchſte, was ein Menſch erreichen kan.

Bis hieher habe ich die Gründe abgehandelt, welche uns rechtmäßig bewegen können, einigen Aufſchub des Todes zu begehren, in ſofern der Menſch vor ſich und in ſeinem Verhältniß gegen GOtt betrachtet wird. Da wir aber in Verbindungen mit andern Menſchen ſtehen, und auch deswegen gewiſſe Pflichten und Abſichten haben müſſen, ſo finden ſich auch darunter einige, die dergleichen Wunſch in gewiſſen Abſichten rechtfertigen können.

Die engſte Verbindung iſt die eheliche, und das Band des Blutes, das uns den ſüſſen Namen, Vater, Mutter, Kind, Bruder und Schweſter ertheilet. Welche Trennung iſt die Trennung des Todes für Herzen, die einer wahren Zärtlichkeit fähig ſind! Herr Gutherz

ſiehet ſeine Gattin in Thränen zerflieſſen, und bey dem Anblick ſeiner unerzogenen Kinder bricht ihm das Herz; ſetzet dazu, daß mit ſeinem Tode ihr Unterhalt ſich endiget. Gutherz iſt ein Chriſt; er weiß, daß GOtt die Seinigen verſorgen wird, er weiß aber auch, was vor Schmerzen das Herz ſeiner treuen Gattin, die ſich an ihn gewönet hat, da er an Vater- und Bruderſtelle geweſen iſt, die ihren ganzen irdiſchen Troſt nur in ihm gehabt hat, bey ſeinem Tode durchbohren wird. Er hatte vernünftige billige Abſichten mit ſeinen Kindern, die der Tod völlig vernichtet. Er wird nicht verzagen, denn er kennet einen Mann der Wittwen, einen Vater der Wayſen, der nicht ſterben kan; allein, handelt er wol unrecht, wenn er in der Stille, und mit Thränen der zärtlichſten Empfindung ſeufzet: Vater, dir iſt alles möglich; iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch vorüber, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe? Iſt eine zärtliche Liebe unter Ehegatten, und zwiſchen Eltern und hofnungsvollen Kindern, eine beſondere Wohlthat des Höchſten, ſo freuen wir uns mit dem gröſten Recht über deren Beſitz; wie können wir aber etwas mit entzückender Freude beſitzen, das wir ohne Gefühl verlieren können? Fühlen wir aber den Verluſt rechtmäßig, ſo iſt auch der Wunſch nicht zu tadeln, daß wir ihn nicht erleiden möchten, zumal wenn er gelaſſen iſt; und ſo kan nur ein Chriſt wünſchen; ja ich darf auch ſagen: ſo muß er wünſchen. Iſt er wol ſo eigennützig, daß er den gewiſſen Genuß eines ewigen Glücks, ſo unausſprechlich herrlich es auch iſt, nicht kurze Tage aufſchieben ſolte, zum Troſt der Seinigen? Die ewige Freude, die er vor Augen ſiehet, verſüſſet zwar die Bitterkeit, nicht des Todes, ſondern der Trennung: al-

lein

lein ſie vertilgt nicht die reinſte und zärtliche Zärtlichkeit. Dieſen Satz kan niemand beurtheilen, der nicht in ſolcher genauen Verbindung ſtehet. Wie leicht kan ein einzelner Menſch, der keine Betrübten hinterläſt, aus der Welt gehen; und ihm iſt es zu verargen, wenn er nicht höchſt willig ſtirbt. Sein Geiſt kan ſich keine Vorſtellung machen, von dem Schmerz, den ein Sterbender empfindet, wenn er von ſeinem geliebten Gatten und ſeinem Kinde geriſſen wird. Als Melanchthon, indem er über den Virgil las, (dergleichen Vorleſung unſere hohe Schulen vermiſſen,). den Vers erklären ſolte:

Omnis in Aſcanio chari ſtat cura parentis:

Des geliebten Vaters Sorge gehet ganz auf den Aſcan. ſo ſagte er; daß dieſen Vers niemand verſtünde, der nicht einen einzigen Sohn hätte; und ich ſage dergleichen von dem, was ich hier geſchrieben habe. Die Freundſchaft gehöret auch hieher.

Auſſer dieſem giebt es Fälle, die den Beruf und das Amt betreffen. Es kan ſich zutragen, daß das Wohl und Weh ganzer Familien auf einem einzigen Menſchen beruhet, deſſen Tod ſie ohnfelbar gänzlich zerrütten würde. Hat nun dieſer Mann Empfindungen der Menſchenliebe, ſo wird ſeinem Herzen in dieſem Falle der Tod zu frühe kommen; er wird von Grund der Seelen wünſchen, dieſesmal noch aufzukommen, damit andere nicht in Unglück verſenket werden möchten. Setzet: ein Landesvater, der, wie der groſſe Friedrich, nur lebt, ſeine Länder zu beglücken, und das Wohl vieler Millionen ſpäter Nachkommen zu verſichern, er werde krank in den verworrenſten Umſtänden, die er noch nicht zum Heil ſeiner Länder völlig entwickelt hat; ſolte er nicht väterlich wünſchen, wieder aufzukommen?

Digitized by Google

kommen? ſolte er ſolches nicht ſo ſehnlich wünſchen, als ſeine treue Unterthanen es thun, die ſein Wohl gerne mit alle ihrem Blute erkaufen möchten? Wer wird ſo unmenſchlich ſeyn, daß er einen ſolchen Wunſch tadeln ſolte, der allein die Herzen der Unterthanen gewinnen könte, wenn ſie ihm noch nicht angehöret hätten? Dergleichen Fälle können ſich bey einem Prediger und einem Vormund gar wol zutragen. Wenn nun in dieſem Fall ein treuer Lehrer mit dem Apoſtel Paulus ſagt: **Es liegt mir beydes hart an: Ich habe Luſt abzuſcheiden, und bey Chriſto zu ſeyn, welches auch viel beſſer wäre; aber es iſt nöthiger, im Fleiſch bleiben, um euretwillen.** Wünſcht er nicht alsdenn, noch nicht zu ſterben? Wie großmüthig handelt er alsdenn! Ein Menſch, der um eines andern willen ſtirbt, handelt nicht ſo großmüthig, als ein ſolcher, der aus ſolchen Gründen für andere noch lieber leben will. Hieher gehöret die heilige Begierde, mit ſeinem Muſter andern nützlich zu werden. Wenn man unter dem verkehrten Geſchlecht der Menſchen ein helles Licht ſeyn kan, ſo thut man dem Erlöſer und der Kirche den gröſten Dienſt. Wie begehrenswürdig iſt ein Leben, in welchem man beſtändige Beweisthümer darlegen kan, daß das wahre Chriſtenthum, und die evangeliſche Gottesfurcht, kein Hirngeſpinſt ſey, wenn man ſein ganzes Glück und ſeine ganze Ehre darin ſetzt, GOtt und dem Nächſten zu dienen? In dieſem Fall vereiniget ſich die Liebe zu GOtt und die Liebe zu dem Nächſten, uns anzutreiben, daß wir wünſchen, noch nicht zu ſterben. Kan aus ſo edlen Gründen wol etwas tadelhaftes entſtehen, und ſind niederträchtige Seelen wol ſolcher hohen Bewegungsgründe fähig? Wenn ſie auch dergleichen vorgeben, ſo ſind dieſe Gründe doch ſo beſchaffen, daß ſie ſich durch etwas wichtigers, als bloſſe Worte darlegen; ich fürchte im geringſten nicht, daß ein verzagter Flüchtling des Todes ferner, unter der Masque einer ſo hohen Perſon, ſich verbergen könne; das Auge muß ſehr blöde ſeyn, ſo nicht gar bald die Falſchheit entdecken kan.

Dieſes ſind die Gründe, die nur ein Weiſer und ein Chriſt anfüren kan, wenn er wünſcht, noch nicht zu ſterben. Auf ſolche Art betrachtet er dieſe Erde und das zeitliche Leben als einen glücklichen Aufenthalt, in welchem ihm die freigebige Hand GOttes tauſend zeitliche und geiſtliche Wohlthaten zutheilt; in dieſer Abſicht allein wendet er ſich zu dem HErrn über Leben und Tod, und thut den gelaſſenen und ſeiner hohen Geſinnung und Tugend und Gottesfurcht würdigen Wunſch:

Laß meine Seele leben, daß ſie dich lobe.

Der Menſch.

Das 117. Stück.

Ich war neulich in einer zahlreichen Geſellſchaft, welche aus Perſonen von beiderley Geſchlecht zuſammengeſetzt war. Da ich auf alle Anweſende mit der möglichſten Aufmerkſamkeit achtung gab, ſo beobachtete ich einige Frauenzimmer, welche mir von einer ſehr beſondern Art zu ſeyn ſchienen. Ich will in dieſem Blatte meine Leſer mit einer ausführlichen Abſchilderung derſelben unterhalten, und es hernach ihrem Urtheile anheim ſtellen, was ſie von denenſelben für ein Urtheil fällen wollen, und ein jeder mag ſelbſt beurtheilen, ob dergleichen Frauenzimmer ſehr häufig in der Welt angetroffen werden.

Das erſte Frauenzimmer, welches meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war Frau Wilhelmine Gafferin, welche weiter keine Erkentniskräfte zu haben ſcheinet, als das Geſicht und das Gehör. Sie hat ſchon vierzig Jahre in der Welt zurück gelegt, und iſt von einer ſehr mittelmäßigen Schönheit. Sie hat entweder gar keinen Geiſt, oder er iſt ſo zu reden zu weit von der Oberfläche ihres Geſichts entfernt: denn ſie hat keinen einzigen redenden Geſichtszug, und kan keine einzige Mine machen, die eine

Bedeutung hätte. Wenn man ſie mit der ſchärfſten Aufmerkſamkeit das erſtemal in einer Geſellſchaft gewahr wird, ſo denkt man: da ſitzt ein Frauenzimmer; und weiter kan man nichts denken. Sie komt in eine jede Geſellſchaft mit einer völlig gedankenloſen Seele, und ſie komt bloß dahin, um durch ihre Augen und Ohren, vornemlich aber durch die erſtern, die Leere ihrer Seele auszufüllen. Wenn ſie ſich nun auf einen Stuhl mit einer nichtsbedeutenden Mine, und mit eben einer ſolchen Stellung aller Glieder ihres Körpers, hingepflanzt hat, ſo ſperret ſie ihre Augen auf, gaſt alles an, und betrachtet alles mit verſchlingenden Blicken. Unterdeſſen hört ſie gar nicht, denn ſie iſt nicht im Stande, viel zugleich zu verrichten. Sondern die gröſte Kleinigkeit, die ihr in die Augen fält, beſchäftiget ihre ganze neugierige Aufmerkſamkeit.

In der Geſelſchaft, wo ich die Frau Gafferin kennen lernen, beſchäftigte ſie ihre Augen zuerſt mit dem Coffeetiſche, um welchen wir herum ſaſſen. Erſt ſahe ſie die Taſſen an: das iſt Dresdnerporcellain, dachte ſie, und weiter dachte ſie nichts. Das iſt Zucker; das iſt eine ſilberne Coffeekanne; das ſind Coffeetücher nach der neueſten Mode: ſo folgten ihre Gedanken auf einander, nichts entwiſchte ihren ſcharfſichtigen Augen. Hierauf ſahe ſie einen Anweſenden nach dem andern an, und endlich richtete ſie ihre Augen auf mich. Und weil ich das einzige Neue war, welches ſie zum erſtenmal ſahe; denn alles übrige, welches damals ſichtbar war, hatte ſie ſchon einigemal geſehen; ſo wurden ihre Augen alſobald weiter, und ſie fiel mich mit einem heißhungrigen Blicke an. Ich ſahe ſie wieder ſtarre an, allein ſie wendete ihre Augen deswegen nicht von mir weg. Alles an mir war ihr intereſſant, weil

weil ſie es das erſtemal in ihrem Leben ſahe. So bald ich dieſes merkte, nahm ich zwanzigerley Bewegungen vor, um ihre Neugierigkeit zu befriedigen. Sie war eben mit meinen Schuhſchnallen beſchäftiget, als ich mit Fleiß huſtete. Schneller als der Bliz flogen ihre Augen auf mein Geſicht, um zu ſehen, wie ich huſtete. Ich zog meine Schnupftobackstoſe aus der Taſche. Eine neue Materie ihrer Betrachtungen! Sie wolte eben mit ihrer Nachbarin reden, und hatte das Geſpräch ſchon angefangen, als ich mein Schnupftuch aus der Taſche zog. Sie blieb mitten in einem Worte ſtecken, um erſt zu beobachten, wie ich mich ſchnauben würde.

Nachdem ſie nun für ihre Augen nichts mehr zu thun fand, ſo kam die Reihe an ihre Ohren. Zwar hatte ſie nichts von demjenigen gehört, was vernünftiges geſprochen worden, und das will ſie auch nicht wiſſen. Sondern ſie hat ihre Ohren bloß um ihrer Augen willen. Weil ſie an denen Dingen nicht alles ſehen kan, was ſie von ihnen gerne wiſſen will, ſo bringt ſie, wenn ſie ſich ſatt geſehen hat, hundert Fragen aufs Tapet, die ſich aber bloß auf die Sachen beziehen, die ſie ſo neugierig beſehen hat. Z. E. Wo haben ſie den Zucker gekauft? Wie viel koſtet er? Haben ſie die Servietten ſelbſt machen laſſen? Wer hat ſie gemacht? Wie viel Macherlohn haben ſie gegeben? Meinetwegen that ſie unzälig viele Fragen: Wie heiſt der Herr? Was hat er für einen Vornamen? Wo wohnt er? Leben ſeine Eltern noch? Wer ſind ſie? Hat er eine Frau? u. ſ. w.

Wenn **Frau Gafferin** wiederum nach Hauſe komt, ſo erzehlt ſie ihrem Manne, oder Töchtern, oder auch ihren Mägden alles, was ſie geſehen und gehöret hat. Ihre ganze Erzehlung lautet ohngefehr ſo: Es waren ſo viel Perſo-

Perſonen da. Wir tranken Coffee; der Zucker war ſchön, er war bey dem und dem Kaufmanne geholt, und das Pfund koſtet ſo und ſo viel. Ich habe den Herrn · · zum erſtenmal kennen lernen. Er huſtet ofte; er hat ſich den Schnupſtoback angewöhnt. Und in dem Tone redet ſie fort, und wiederholt einerley zehnmal, bis ſie in ihre vorige Leere wieder zurück geſunken. Frau Gafferin hat eine Seele, welche zu ihren Augen eben ſo herausſieht, als ein gehirnloſer Stutzer aus ſeinen Stubenfenſtern, um ſich die lange Weile zu vertreiben; oder als ein Mann, der *einen* Titel hat, und gar kein Amt bekleidet, auch nicht die geringſte beſtimte Beſchäftigung vornimt, weil er ſonſt Mittel genug zu leben hat, und welcher bloß zum Zeitvertreibe alle Zeitungen, der er habhaft werden kan, vom Anfange bis ans Ende durchlieſt, auch ſogar den vorne und hinten wohlgepuckelten Staatsboten.

Juſt das Gegentheil von der Frau Gafferin iſt eine andere Dame, welche ich zugleich kennen zu lernen die Ehre gehabt habe, Frau Catharina Selbſtin. Jene komt in Geſellſchaften, wie ein Schwamm ins Waſſer, um ihre Seele voll Gedanken zu ſaugen, weil ſie von ſich ſelbſt nichts zu denken hat, oder nicht von ſich ſelbſt denken kan. Dieſe im Gegentheil iſt allemal von ſich ſelbſt durchaus angefüllet, und ſie komt in die Geſellſchaften, ſich auszuleeren. Weil ſie nun dieſelben als leere Einöden betrachtet, ſo glaubt ſie, daß ſie andern einen Gefallen thut, und eine ſehr angenehme Geſellſchafterin ſey, wenn ſie von ſich ſelbſt alles ſagt, was ſie weiß; und das ſind noch dazu Kleinigkeiten, oder kleine erſonnene ruhmräthige Nachrichten von ſich ſelbſt. So bald ſie ſich des Geſprächs in einer Geſellſchaft bemeiſtert hat, und das geſchiehet ehe man ſichs verſieht, ſo bald redet

det ſie von ſich ſelbſt. Ich habe etwas aus ihrem Geſpräche behalten. Sie haben, ſo redete ſie damals eine andere Dame an, welche nieſzte, gewiſz den Schnupfen? Ich habe ihn ungemein ſtark gehabt. Es lag mir in allen Gliedern, und der Kopf that mir entſeꝛlich weh. Und was das ärgſte iſt, ſo habe ich einen holen Zahn, er iſt ſo hol, daſz ich den kleinen Finger hineinſtecken kan. Ich habe an dem Zahne ſchon was rechts in meinem Leben ausgeſtanden. In meinem leꝛten Wochenbette hatte ich die entſeꝛlichſten Schmerzen an demſelben. Mein Mann hat mir ofte gerathen, denſelben ausziehen zu laſſen, allein ich traue nicht. Ich habe mir einmal in meinem ledigen Stande einen Zahn ausziehen laſſen, daran will ich mein Lebetage denken. Ich habe ihn noch aufgehoben. Ich habe eine ganze Schachtel voll Zähne, denn ich hebe ſie alle auf, auch diejenigen, die meinen Kindern ausfallen. Ich weiſz was von Zahnſchmerzen zu erzehlen! Haben Sie das Zeug zu Ihrer Endrienne hier oder auf der Meſſe gekauft? Ich habe einen recht guten Kauf von eben ſolchem Zeuge gethan, es iſt wol noch einmal ſo fein. Dismal bin ich mit mir ſelbſt ſehr wohl zufrieden; mich betriegt ſo leicht niemand. Als ſie genöthiget wurde zu eſſen, ſo ſagte ſie: Ach ich bin noch von geſtern Abend ſatt. Ich hatte Fremde. Ich hatte erſt eine Suppe; denn eine Potage, u. ſ. w. Die Paſtete hatte ich bey dem Tracteur machen laſſen; ich hätte ſie lieber ſelber machen wollen, denn man bekomt es doch niemals ſo gut, als man es ſelbſt macht. Allein es fehlte mir die Zeit, und die Wahrheit zu ſagen, ſo war ich ein wenig commode. Als jemand in der Geſellſchaft von einem ungerathenen Sohne eines gewiſſen Mannes redete, ſo ſagte Frau Selbſtin: Solche Unarten leide ich von

meinen

meinen Kindern nicht. Ich liebe ſie herzlich, allein ich bin eine ſcharfe Mutter. Mein kleiner Carl wolte neulich, als ich Fremde hatte, zuerſt vorgelegt haben, allein ich gab ihm gleich ein Paar Ohrfeigen. Und doch lieben mich meine Kinder ungemein. Mein kleiner Carl iſt ein rechter artiger Schelm, und ich kan nicht genug ſagen, wie klug er ſchon wird. Ich möchte mich manchmal krank lachen über den Schelm. Neulich ſchlug ich meinen kleinen Mops, und Carl ſagte zu ihm: Gehe hin, und bitte es der Mama wieder ab. Ich dachte, ich ſolte vor Lachen ſterben. Und ſo iſt Frau Selbſtin im Stande, halbe Tage lang von ſich ſelbſt und ihren kleinen Umſtänden eine Geſellſchaft zu unterhalten.

Es wird mir ſchwer werden, den Character der Jungfer Eliſabeth Schönreichin, die ihr dreißigſtes Jahr in vollkommener Geſundheit ſchon überlebet hat, zu ſchildern. Dieſes Frauenzimmer iſt das Mittel zwiſchen der Frau Gafferin und Frau Selbſtin. Sie komt in eine Geſellſchaft, weder was zu ſagen, noch was zu hören oder zu ſehen; ſondern blos ſchöne zu thun, und nur an ihr Schönethun zu denken. Wenn ſie ſich daher vorgenommen hat, morgen Nachmittag um 3 Uhr eine Viſite zu geben, ſo fängt ſie ſchon heute an, daran zu denken, wie ſie ſich putzen will. Heute Abend wäſcht ſie ſich eine Stunde lang. Der Morgen komt. Die Jungfer Schönreichin ſteht eine Stunde früher auf, als gewöhnlich. Alsdenn muſtert ſie ihre Zähne, und bringt den ganzen Vormittag zu, um ihren Kopf zurechte zu machen, ein Schattierfleckgen aufzukleben, und ihren übrigen Staat zurechte zu legen. Gleich nach der Malzeit, und die währet bey ſolchen Umſtänden nicht lange, kleidet ſie ſich völlig an.

Digitized by Google

Um halb zwey Uhr iſt ſie völlig gepuzt. Alsdenn ſizt ſie anderthalb Stunden auf einem Stuhle gegen einen Spiegel über, und rührt ſich nicht, damit in ihrem Puze nichts in Unordnung gerathe. Um drey Uhr erhebt ſie ſich, und ſchlept auf eine ſchneckenmäßige Art ihren Körper hin an den Ort, wo ſie ſich hat anmelden laſſen. Nach einigen wenigen Complimenten ſezt ſie ſich auf einen Stuhl, und bringt eine halbe Stunde zu, ehe ſie ihre Manchetten und übrigen Stücke ihrer Kleidung wieder in die gehörige Ordnung bringt. Ihr ganzes Betragen will weiter nichts ſagen, als: ſehet, hier bin ich! Wehe denenjenigen, die weiter keine Fremde haben, als dieſe Perſon! Es iſt unmöglich, mehr aus ihr zu bringen, als ja oder nein, ſonderlich alsdenn, wenn ihre Magd ihr vorher geſagt hat: Heute ſehen Sie als eine Braut aus. Ich bin nicht ſo glücklich geweſen, ein Wort aus ihrem Munde zu hören, weil ſonſt genung Geſellſchaft da war. Sie ſahe immer vor ſich hin auf einen Fleck, und vermuthlich dachte ſie bey ſich ſelbſt nichts weiter, als: Liesgen du biſt recht ſchön und artig. Sie ſcheint es für eine Sache zu halten, die unausbleiblich erfolgt, daß ein jeder in der Geſellſchaft völlig zufrieden ſey, und nichts weiter verlange, als bloß ihre körperliche Gegenwart. Dieſes Frauenzimmer iſt alſo in der Geſellſchaft nichts anders, als bey einem groſſen Tractamente ein holländiſcher Käſe, welcher auf die lezte herumgegeben wird, den ein jeder flüchtig im Vorbeygehen anſiehet, und von dem niemand etwas genießt.

Endlich bemerkte ich in der Geſellſchaft noch ein junges Frauenzimmer, welches noch nicht völlig ausgewachſen zu ſeyn ſchien, Jungfer Maria Naſchin. Sie hatte alle äuſſerliche Zeichen einer artigen Perſon, ob ſie gleich ſo wenig redete, als das vorhergehende Frauenzimmer.

Dieſe

Dieſe Perſon geht in Geſellſchaft bloß um des Eſſens und Trinkens willen. Wenn die Gerichte aufgeſetzt werden, ſo verwendet ſie kein Auge von denſelben, und ißt ſchon mit ihren Blicken, welche ſo viel ſagen wollen, als: das wird ſchön ſchmecken! möchte doch nur bald vorgelegt werden! Bekomt jemand vor ihr eine Portion, ſo verfolgt ſie dieſelbe von der Hand des Vorlegers an, bis in die Hände der Perſon, die ſie empfängt. Sie zählt aufs genaueſte, wie viele noch vor ihr bekommen werden. Und ſo bald die letzte Perſon vor ihr das ihrige empfangen hat, ſo lächelt ſie, und denkt: nun iſts gut, nun bekomme ich. Nunmehr verwendet ſie von dem Vorleger vollends kein Auge; und ſo bald er den gefülleten Teller angreift, fährt ſie in die Höhe, und reckt ihren Arm hin. Nunmehr ißt ſie mit voller Begierde, und wird allemal am erſten fertig. Unterdeſſen ſieht ſie mit verliebten Blicken den Confect oder anderes Gebackene an, und denkt, was nun für ein Gerichte folgen werde. Manchmal überlegt ſie auch, ob andere eine ſtärkere und beſſere Portion empfangen haben, als ſie? Kurz, ſie iſt bloß als ein Magen in der Geſellſchaft gegenwärtig. Wenn ſie nach Hauſe komt, ſo weiß ſie auch beynahe nichts anders zu erzehlen, als was für Gerichte aufgetragen worden, und wie ſie geſchmeckt haben, und das haben ſie, ihrem Urtheile nach, allemal recht ſchön gethan. Wenn die Malzeiten vorbey ſind, ſo fängt ſie gemeiniglich an zu nippen; denn weil ſie alsdenn ihren ganzen Zweck, warum ſie in Geſellſchaft gegangen, erreicht hat, ſo weiß ſie nichts vernünftigers vorzunehmen, als einzuſchlafen. Vielleicht hat dieſes auch noch eine phyſiſche Urſache: denn gemeiniglich ſchmeckt es ihr ſo herzlich gut, daß ſie ein wenig zu viel zu ſich nimt. Sie giebt manchmal vor, daß ihr ſchlim werde, denn ſie weiß, daß in ſolchen Fällen zum Aufſchnüren, als zum erſten Hülfsmittel, gegriffen wird, und davon hat zugleich der Magen ſeine gewiſſen Vortheile zu erwarten.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 118. Stück.

Groſſe und berühmte Leute haben, bey aller ihrer Ehre und bey allem ihrem groſſen Anſehen, eine eigene Art von Creutz zu ertragen, welches ungemein beſchwerlich; daß nemlich ſo viele Leute ihre Bekantſchaft ſuchen, und dieſelben von Perſon wollen kennen lernen. Dieſes Schickſal haben ſie einigermaſſen mit dem artigen Frauenzimmer gemein. Wenn daſſelbe ſich öffentlich auf der Straſſe zeiget, ſo nimt es jederman in Augenſchein, und die jungen Herren beſetzen des Sonntags die nächſten Plätze um die Kirchen, um die Schönheiten der Stadt kennen zu lernen. Es läßt dem erſten Anſehen nach ſehr groß, und es fält als eine ungemeine Herrlichkeit in die Augen, wenn ein Mann täglich eine zahlreiche Hofſtadt um ſich her hat. Alsdenn heißt es: der Mann hat einen ungemeinen Ueberlauf, er iſt mit Zuſpruch und Beſuch überhäuſt. Wir wollen gerne zugeſtehen, daß dieſe Sache ofte ein Beweis ſey, daß ein ſolcher Mann groſſe Verdienſte und Ehre habe, und es iſt ofte eine gewaltige Demüthigung und ein Zeichen einer allgemeinen

Verachtung, wenn ein Mann ſehr ſelten Beſuch von Leuten bekomt, die ihn wollen kennen lernen. Allein, gleichwie alles Gute in dieſer Welt ſeine Beſchwerlichkeiten hat; alſo iſt auch dieſe Art der menſchlichen Herrlichkeit mit ſo vielen Beſchwerlichkeiten verbunden, daß diejenigen nicht wiſſen, wie gut ſie es haben, welche niemanden neugierig machen, ſie kennen zu lernen. Wir haben aus der Erfahrung viele hieher gehörige Sachen angemerkt, welche offenbar beweiſen, daß in dem Gedränge zu *einem* berühmten Manne viel thörichtes und lächerliches *angetroffen* werde, welches die Eitelkeit und Beſchwerlichkeit dieſer Herrlichkeit darthut.

Es giebt einige Leute, welche, zum Unglück aller berühmten Männer, Geld genug beſitzen, um viel davon auf eine unnütze Weiſe verthun zu können. Dieſe Leute nehmen mit Fleiß groſſe Reiſen vor, welche ſie manchmal ſelbſt gelehrte Reiſen nennen, um ſonderlich die berühmten Männer in halb Europa kennen zu lernen. Ein ſolcher Menſch hat weiter keine Abſicht, als um *künftig einmal* ſagen zu können: den Mann habe ich geſehen, und den habe ich auch geſehen. Er iſt ein langes hageres Männchen. Er trägt eine blonde Perucke, und ſieht ſehr freundlich aus. Das ſind ohngefehr die wichtigen Sachen, welche dieſe Leute wollen in Erfahrung bringen. Da ſie nun alſo bloß das Sichtbare an einem groſſen Manne wollen kennen lernen; ſo halten ſie ſich in allen Städten einige Tage auf, in welchen berühmte Leute wohnen. Sie beſuchen dieſelben, und vermöge ihres Endzwecks haben ſie nicht nöthig, ſich auf eine angenehme und nützliche Materie einer Unterredung zu beſinnen. Sie überfallen demnach einen Mann; und nachdem ſie geſagt haben, daß ſie Reiſende

ſind,

ſind, ſo pflanzen ſie ſich mit einem gaffenden Geſichte auf einen Stuhl hin, und wiſſen nichts zu reden. Der berühmte Mann ſieht ſich alſo genöthiget, den Fremdling zu catecheſiren, und ihn nach ſeinem Namen, Vaterlande u. ſ. w. zu fragen. Und bey ſo geſtalten Sachen kan man in Wahrheit ſagen, daß ſolche Reiſende vielmehr kommen, ihre Wenigkeit bekant zu machen, als berühmte Leute kennen zu lernen. Wie beſchwerlich iſt es nicht für einen Mann, der mit Geſchäften überhäuft iſt, damit er nicht als ein unhöflicher Mann verſchrieen werde, ſich nach den beſondern Umſtänden eines Menſchen zu erkundigen, deſſen Bild längſtens nach vier und zwanzig Stunden gänzlich in ſeinem Gedächtniſſe wiederum verloſchen iſt!

Es iſt ſehr ſchlimm, daß ſolche Leute die berühmten Männer bloß als rare Thiere betrachten, die ſie in Augenſchein zu nehmen der Mühe werth zu ſeyn erachten. Wie betrübt iſt es nicht für einen ſolchen Mann, daß es Leute giebt, welche mit eben der Gemüthsfaſſung, welche ſie antreibt, ihn kennen zu lernen, eine Meerkatze in Augenſchein nehmen! Sie beſitzen die albernſte Neugierigkeit: denn ſie wird eben ſowol durch die Beſchauung eines Leibnitz befriediget und ergötzt, als durch die Betrachtung eines Rhinoceros. Ein ehrliebender Mann ſieht es gerne, wenn er von der Seite, da er am gröſten iſt, betrachtet wird. Allein, muß es nicht eine gewaltige Züchtigung für ihn ſeyn, wenn man bloß komt, um zu ſehen, wie viel Ellen er lang iſt, und was er für eine Nachtmütze auf dem Kopfe hat?

Wir müſſen auch nicht vergeſſen zu bemerken, daß ſolche Reiſende ofte die Unverſchämtheit beſitzen, ſich aufzudringen. Sie kommen zu der allerungelegenſten Zeit, und ſie glauben als Reiſende ein Recht zu haben, zu verlangen,

Digitized by Google

daß man ihren Beſuch annehme, wenn es ihnen am gelegenſten iſt; daß man um ihrentwillen die dringendſten Geſchäfte liegen laſſe; daß man koſtbare Augenblicke unnütz verſchwende, bloß ſich von ihnen angaffen zu laſſen. Ein gewiſſer groſſer Mann bekam einmal einen ſolchen Beſuch von einem Menſchen, der ſich nicht wolte abweiſen laſſen, unter dem Vorwande, er habe was wichtiges vorzubringen. Als er nun vorgelaſſen wurde, und er auf Befragen antwortete, daß er von fernen Orten her gekommen ſey, um Se. Hoch = = zu ſehen: ſo drehete ſich jener herum, und ſagte: Nun haben Sie mich auch von hinten geſehen, ich empfehle mich Ihnen. Ich will zwar dieſes Verhalten nicht billigen, allein mich dünkt, daß es ſich für ſolche Beſucher, von denen ich ietzo handele, recht gut ſchickt. Sie verdienen in der That nicht, daß man ſich gegen ſie beſſer aufführe.

Solche Leute, welche gelehrte Reiſen vornehmen, können ofte nicht anders betrachtet werden, als Spione und Ohrenbläſer in der groſſen und in der gelehrten Welt. Wenn ſie zu einem berühmten Manne kommen, ſo legen ſie ihm hundert verfängliche Fragen vor, ſonderlich die andere berühmte Männer betreffen. Da es nun gar ſehr gebräuchlich iſt, daß die gröſten Leute einander tadeln und herunter machen: ſo ſamlet ſich ein ſolcher Spion alles das Böſe, was ein berühmter Mann von dem andern ſpricht. Alsdenn erzehlt er andern wieder, was der und der von ihm geſprochen habe; und es iſt leicht zu erachten, daß daraus unendlich viel Mißverſtändniß und Uneinigkeit unter den berühmteſten Leuten entſtehe. Man ſolte ſich demnach angewöhnen, daß man ſolchen Landſtreichern in der gelehrten Welt nichts ſagte, was man nicht einem jeden, von dem man redet, unter

die

die Augen zu ſagen ſich getrauete, ſo würde mehr Freundſchaft unter berühmten Leuten angetroffen werden.

Es giebt auch viele Leute, welche bloß zu dem Ende groſſe und berühmte Männer beſuchen, um ihre Fehler und Schwachheiten auszukundſchaften, damit ſie hernach Materie zur Luſtigkeit und Spötterey bekommen. Dieſe Leute nehmen ſolche Manieren an ſich, als wenn ſie lauter Hochachtung gegen einen berühmten Mann wären. Sie ſchmeicheln ihm aufs allerniederträchtigſte, und ſuchen alſo ſein Vertrauen zu gewinnen. Dieſer wird alſo leicht aus menſchlicher Schwachheit dahin gebracht, dieſe Leute ſeines Vertrauens zu würdigen, und ſich vor ihnen nicht genug in acht zu nehmen. Wenn ſie nun genug Schwachheiten von ihm geſehen zu haben glauben, ſo machen ſie darüber ihre Anmerkungen. Nach und nach ſchleichen ſich dieſe Anmerkungen in den Text ein. Und es iſt demnach nicht zu verwundern, daß man von berühmten Leuten ſo viele Anecdoten hört, die ihnen gewiß nicht zum Ruhme gereichen. Wie betrübt iſt nicht dieſes Schickſal! Man kan allemal ſagen: je mehr Beſuch jemand hat, deſto mehr Böſes wird von ihm in der Welt geſprochen. Man hört ſelten einen Menſchen, der auf Reiſen geweſen, von berühmten Leuten reden, daß er nicht allemal einige Hiſtörchens von denenſelben wiſſen ſolle, die ihnen gewiß zu keinem Vortheil gereichen.

Ich habe manchmal nachgedacht, woher es doch komme, daß von den berühmteſten Leuten ſo viel widerſprechende Nachrichten unter den Leuten herum gehen. Der eine ſagt: das iſt ein freundlicher Mann. Der andere ſagt, er ſey verdrießlich. Der eine kan nicht genug ſagen, wie geſprächig und höflich ein Mann ſey. Der andere

Digitized by Google

giebt ihn für einen trockenen und unhöflichen Mann aus u. ſ. w. Auch dieſes gehört mit zu den Beſchwerlichkeiten des häufigen Beſuchs. Ein jeder, der einen groſſen Mann beſucht, nimt ihn ſo, wie er ihn findet. Da nun ſelten ein Menſch die Beſcheidenheit beſitzt, die gelegenſte Stunde abzupaſſen, jemanden zu beſuchen, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß der liebreichſte, artigſte, geſprächigſte Mann u. ſ. w., wenn er zu ungelegener Zeit überfallen wird, ganz anders beſchaffen ſeyn muß. Wie unverſchämt iſt es nicht, zu verlangen, daß man in allen Augenblicken gleich geſellig ſeyn ſoll, und zwar um ſolcher Leute willen, welche ſich zu den ungelegenſten Zeiten aufdringen. Ich weiß ein Exempel, daß jemand einen berühmten Mann ſprechen wolte, der eben an einem ſtarken Schnupfen zu Bette lag. Man wies ihn mit der gröſten Höflichkeit ab, und ſtellete ihm die Urſachen vor. Allein dieſer Menſch hielt ſich für gewaltig beleidiget, und ſprengte hernach allerwegen aus, daß der Mann nicht zu leben wiſſe, und daß er niemanden vor ſich laſſe.

Es giebt auch viele, welche ſich zu berühmten Leuten drengen, und welche vorgeben, daß ſie aus Hochachtung dieſes thun, und aus Begierde, von denenſelben zu profitiren; allein ſie thun es bloß um ihres eigenen Intereſſe willen. Und wenn ſie von einem andern Manne eben die Vortheile ſich verſprechen, ſo hören ſie auf, jenem die Aufwartung zu machen, und vermehren die Hofſtadt des letztern; ein offenbarer Beweis, daß man ſich aus den Beſuchen dieſer Leute gar keine Ehre machen könne. Verſchaft er dieſen Leuten die erwünſchten Vortheile, ſo haben ſie ihren Zweck erreicht; ſie halten die fernern Aufwartungen für unnöthig, und ſie vergeſſen einen ſolchen Mann nach

nach und nach. Verſchaft er ihnen die Vortheile nicht, ſo fluchen ſie auf ihn, und läſtern ihn. Der Schwarm ſolcher Beſucher kan nicht anders als eine Menge Bettler betrachtet werden; und ſolten ſie auch einen groſſen Mann, dem Anſehen nach, anbeten, ſo kan man ſie doch unmöglich unter die wahren Verehrer deſſelben rechnen. Aus ſolchen Bettlern beſtehet gröſtentheils die Hofſtadt der groſſen Männer an fürſtlichen Höfen, und aller groſſen Männer, welche Wohlthaten zu vergeben haben, und welche im Stande ſind, viele andere Leute zu befördern, oder ſonſt glücklich zu machen.

Am lächerlichſten ſtellt ſich dieſe Sache vor, wenn man auf die Urſachen achtung giebt, weswegen die meiſten ihre Beſuche bey berühmten Leuten ablegen. Der eine komt, und ſagt: ich freue mich die Ehre zu haben, Ihnen wohl zu ſehen; und damit ſchweigt er ſtille, ſteht fünf Minuten an der Stubenthür, und geht wieder ſeiner Wege. Ein anderer will bloß ſeine Schuldigkeit beobachten, und einmal ſeine Aufwartung machen; und nachdem er ſich zehnmal gebückt hat, ſo gehet er fort. Denn komt der dritte, und überreicht ſein Stambuch, und gehet auch wieder weiter. Der vierte hat eine Frage vorzutragen, welche die Gelehrſamkeit betrift, oder ſeinen Herzenszuſtand, oder ſonſt etwas. Es wird ihm weitläuftig geantwortet; und nachdem er nichts von demjenigen verſtanden, was er gehöret hat, ſo geht er auch fort. Der fünfte fragt einen berühmten Mann in allen Stücken um Rath. Er überläuft ihn, und fragt: wie theuer etwa dieſes oder jenes Buch ſey, und ob er ſichs kaufen ſolle? Es wird geantwortet: das ſteht in ihrem Belieben. Er bedankt ſich für den vortreflichen Rath, und nimt ſeinen Abtrit. Und ſo iſt es die albernſte Comödie, die in der Stube eines berühmten Mannes, ohne ſeine Schuld und ihm zur gröſten Laſt, geſpielt wird, wenn er in einem Tage ofte hundert Audienzen ertheilen muß. Ich habe einmal einen Menſchen gekant, welcher einem berühmten Manne die Aufwartung machen wolte. Er beſann ſich vierzehn Tage, ehe er es bewerkſtelligte, denn die Angſt hielte ihn ab. Endlich gieng er aus, vollkommen wohl geputzt. Als er aber vor das Haus dieſes

Mannes kam, ward ihm ſchwarz vor den Augen, und bekam Herzensangſt. Und er gieng wieder heim. Ein paarmal begegnete ihm eben dieſes Schickſal. Endlich überwand er ſich, und gelangete glücklich vor der Stubenthür dieſes Mannes an. Er wolte anklopfen, allein eine heimliche Gewalt zog ihm die Hand wieder zurück. Er huſtete, ob vielleicht der groſſe Mann ihn an ſeinem Huſten erkennen würde. Er betrog ſich aber. Er überhörte ſich ſein Compliment, und faßte den Muth anzuklopfen. Die Thür eröfnete ſich, und ein banger Schrecken durchzitterte alle ſeine Glieder. Er ſchoß in die Thür hinein, ſtolperte, und ſtieß einen Tiſch über den Haufen. Endlich ſprach er: Ich bitte gütigſt, daß Sie mir gehorſamſt erlauben wollen, meine Aufwartung zu machen. Nachdem er ein Paar Fragen ſehr verwirret beantwortet hatte, gieng er fort. Eine groſſe Herrlichkeit von dergleichen Leuten beſucht zu werden! von Leuten, welchen alle Sinne vergehen, wenn ſie vor einem berühmten Manne erſcheinen.

Alle die Beſchwerlichkeiten, welche groſſen Leuten durch perſönliche Beſuche verurſacht werden, ſucht man ihnen noch dazu durch Briefe gewaltig zu vermehren. Die Welt begnügt ſich nicht, groſſe Leute perſönlich zu foltern, auch die Abweſenden überhäufen ſie mit Briefen, bey denen ein jeder Augenblick verloren iſt, den man auf die Durchleſung deſſelben wendet. Der eine ſchreibt bloſſe Complimente, und verlangt noch dazu baldige Antwort. Der andere erkundiget ſich nach Neuigkeiten. Der dritte legt Fragen vor, die nur durch ganze Bücher können beantwortet werden. Da es unmöglich iſt, daß groſſe Leute auf alle dieſe Briefe antworten können; ſo ſtoſſen ſie gezwungener Weiſe einen jeden Correſpondenten vor den Kopf, welcher keine Antwort bekomt. Ein ſolcher Menſch hat ofte, um die lange Weile zu vertreiben, an einen berühmten Mann geſchrieben, und er ſetzt voraus: daß ein jeder Brief eine Antwort verdiene. Es iſt demnach klar, daß eine weitläuftige Correſpondenz berühmter Leute mit unendlich vieler Laſt verbunden iſt; und vielleicht werden wir ein andermal die Thorheiten derjenigen genauer unterſuchen, welche mit allem Fleiß durch Briefe ein halb Schock groſſe und berühmte Männer beſtürmen. Denn wir tragen jetzo Bedenken, unſere Leſer mit der Betrachtung gar zu vieler Narrheiten länger zu unterhalten.

Der Menſch.

Das 119. Stück.

Ich bin letzt in einer Geſellſchaft geweſen, welche mir zu einer Betrachtung Gelegenheit gegeben hat, mit welcher ich dieſes Blat anfüllen will. Da ich den Menſchen bey allen Gelegenheiten beobachte, und erforſche, ſo befeſtiget mich alles, was ich wahrnehme, in der Meinung, daß er zur Vollkommenheit eingerichtet ſey. Auch ſelbſt mit aller der Gewißheit der geoffenbarten Lehre, von dem Verfall und gänzlichen Verderben des Menſchen, finde ich ſelbſt in ſeinem Verderben Spuren der Anlage zur Vollkommenheit: und ſo, wie mich der zerbrochene Arm eines Unglückſeligen überzeuget, daß er einen Arm habe; ſo überzeugen mich die Laſter der Menſchen von dem Guten, zu welchem ſie eingerichtet ſind. Die Geſellſchaft, welche mich in dieſen Gedanken befeſtigte, beſtand aus Perſonen von ganz verſchiedener Gemüthsart. Es waren drey Frauenzimmer, und, nebſt mir, vier Mannsperſonen zugegen. Philinde hat, nebſt ihrer reizenden Bildung, einen Geiſt, der in der Jugend ganz und gar verſäumt iſt, ſie iſt bis zu ihrer Verheirathung unter lauter niederträchti-

gen Leuten geweſen, die nicht alle von ſchlechtem Herkommen waren. Was hat die elendeſte Erziehung nicht an ihr verdorben! und nun iſt der Schade unerſetzlich. Sie hatte eine natürliche Geſchicklichkeit, witzig zu ſeyn; da aber dieſe gänzlich verſäumet iſt, ſo artet ihr Witz in den wilden Auswuchs der höniſchen Spötterey und der liebloſen Moquerie aus. Mit derſelben verſchont ſie auch die beſten Freunde und die würdigſten Menſchen nicht. Ihre unerſättliche Neugier gehet auf Erforſchung der kleinſten Umſtände eines jeden, und ſie verſtehet die Kunſt, die Bedienten auszuforſchen. Das Gute, ſo ſie erfähret, beſchäftiget ihre Gedanken nicht, ſondern das Böſe und Zweydeutige. Mit dieſem unterhält ſie jederman im Vertrauen, und es fehlet ihr nie an Sachen, ſo wenig es ihr an Begierde fehlt, immer mehr zu erfahren.

Philimene iſt wohl gebildet, und hat eine ſehr reizende Stimme, jederman höret den angenehmen Ton derſelben gern, und ſie ſelbſt auch: daher ergreifet ſie alle Gelegenheit zu ſprechen, und bemächtiget ſich derſelben auf ſolche Art, daß man in ihrer Geſellſchaft nicht viel reden kan. Sie weiß, daß jederman gern neues höret, darum ſucht ſie die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft, durch Erzehlung lauter Neuigkeiten, zu unterhalten, und zu dem Ende leget ſie ſich mit allem Fleiß darauf, immer was neues zu erfahren. Sie hat ſo genante Speckweiber an ſich, die ihr alles erzehlen, was in den Häuſern geſchiehet, und um gleichen Lohn andern alles wieder erzehlen, was in der Philinde Hauſe geſchiehet.

Elide iſt ein angenehmes Kind: ihre etwas männliche Bildung ſcheinet anzuzeigen, daß ihr Geiſt männlich ſey. Sie hat denken gelernet, und ſuchet ihren Verſtand

ſtand anzubauen, und ihre Erkentniß zu bereichern. Ihre Neugierde verdienet mit Recht den Namen der Wiſſensbegierde, denn die Kleinigkeiten, die die beyden erſtern beſchäftigen, läſſet ſie unachtſam und unbemerkt vorbey ſtreichen; deſto begieriger aber forſcht ſie nach Dingen, die in der Wirthſchaft, auf dem Tiſche, oder in den wichtigern Sachen des Verſtandes einen Einfluß haben können. Sie will das gerne verſtehen, was ſie ſiehet, und die Urſachen davon wiſſen; daher iſt die Geſchichte der Natur ein groſſer Theil ihrer Beſchäftigungen, und ihr Prediger bekomt erwünſchte Gelegenheit, ihr das, was er auf der Canzel ſagt, recht aus einander zu ſetzen, und deutlich zu machen. Wenn ihre Umſtände es zugelaſſen hätten, ſo würde ſie eine Krone des gelehrten Frauenzimmers geweſen ſeyn. Sie lenket bey aller Gelegenheit die Unterredungen von den Kleinigkeiten ab, auf nützliche Dinge, und ſo gern ſie ſpricht, ſo höret ſie doch lieber.

Herr **Ueberhin**, iſt der gröſte Schwätzer, den ich je geſehen habe; er hat eine ganz leere Hirnſchale; er iſt ein wahres tönendes Erz, und eine klingende Schelle. Er läuft von einem Ort zum andern, um etwas neues zu ſagen; und alsdenn, um etwas neues zu hören: denn im andern Fall höret er niemals zu, und redet fort, wenn ihm auch niemand zuhöret. Sein Cörper iſt in beſtändiger Bewegung, und ſein Kopf ſtehet ihm niemals ſtill, auſſer wenn er was neues höret. Dann ſcheint er plötzlich ſteif zu werden; er richtet ſich ſchnell ganz gerade in die Höhe, neiget ſich vorwärts und ſpannet die Ohren, ſeine Augen werden groß, und er ſtößt mit der auſſerordentlichſten Heftigkeit die Fragen aus: Was? wie? und ſo bald er etwas neues gehöret hat, ſo ſpringt er auf, ergreift ſeinen

Huth,

Digitized by Google

Huth, Degen und Stock, und eilet mit den Worten aus dem Zimmer: Ey, das iſt was neues, das muß ich gleich weiter erzehlen. Er läßt ſich alsdenn durch kein Bitten halten, auſſer wenn man ihm nachſchreyet: Noch eins, noch was neues will ich ihnen erzehlen; alsdenn wirft er ſich ſchnell wieder in den Stuhl, und unter dem Ausruf: Wie? was? ſezt er ſich wieder in die vorige Stellung; man ſiehet ihm an, daß in dieſer Stellung alle ſein Leben und ſeine ganze Seele in ſeine Ohren geſtiegen ſey.

Herr Jahn Heimlich ſizt mit der freundlichſten gefälligſten Mine ſtockſtille; ein ſachtes verwunderndes Grunzen iſt der einzige Ton, der ſich hören läßt, wenn ich noch einen ausnehme, der ſich nicht beſchreiben läßt, und zu welchem in den Buchdruckereyen keine Zeichen erfunden ſind. Alles, was ich, um dieſen Ton zu bezeichnen, ſagen kan, iſt, daß er einigermaſſen einem Um gleich komt, welches, ohne die Lippen zu rühren, mit einem ſanften Stoß aus der Kehle ſehr dumpfig und langſam hervor gebracht wird. Er iſt ſo neugierig, als irgend jemand ſeyn kan, allein er hütet ſich zu fragen; er iſt ein bloſſer Forſcher, und im Herzen der liebloſeſte Richter, welches man an ſeinen Geberden wahrnehmen kan. Den Mangel der Sprache erſezet ſeine neugierige Aufmerkſamkeit, und er bezahlet den Abgang der Worte mit ſeinen Geberden vollkommen; und alles, was er etwa ſaget, iſt ein kleiner Widerſpruch, oder die Worte: ich habe wol ſo etwas davon gehört; durch beyderley weiß er geſchickt den Mund der Schwäzer zu öfnen, um etwas neues zu hören, und recht aus dem Grunde zu erfahren. Alle dieſe Neuigkeiten verwahret er bey ſich, und vergräbt ſie ſo lan-

ge

ge in einem tiefen Stilleſchweigen, bis er ſie, zum Schaden eines andern, wieder anwenden kan.

Herr Ernſt Rauhart kennet die Laſter und Fehler des menſchlichen Geſchlechts aus dem Grunde; und wie ſolte es ihm an dieſer Erkentniß fehlen, da er beſtändig mit der emſigſten Neugier ſich darnach erkundiget hat. Er iſt ein unerbittlicher Richter, und nach ſeiner Einſicht kan er nichts anders, als tadeln, denn der arme Mann findet nicht das geringſte Gute oder Entſchuldigungswürdige in der Welt; er iſt dabey ſehr freymüthig, und ohne Anſehen der Perſon, und ſaget ſeine Meinung gerade heraus; und ob er wol niemanden jemals Recht gegeben hat, ſo höret er doch allen Widerſpruch geduldig an.

In dieſer Geſellſchaft hörete ich mich an elenden Neuigkeiten ſo müde, daß ich bey mir die ſtrengen Regeln der Höflichkeit verfluchte, die mich hinderten, mich weg zu begeben. Zum Glück unterbrach Herr Ernſt Rauhart die nimmer ſtillen Zungen der Philinde und der Philimene. Er hatte Anmerkungen über die laſterhafte Neugierigkeit gemacht, zu welchen ihm insbeſondere der Herr Ueberhin hinlänglichen Anlaß gegeben hatte. Dieſer hatte kaum das Zimmer verlaſſen, ſo ſagte Herr Rauhart, daß die Neugierigkeit etwas recht unmenſchliches und teufeliſches wäre, welches alle gute Sitten verletzte, und alle Tugenden gänzlich verbannete. Durch ſie würde der Nächſte beſchimpft, und Feindſchaft unter Freunden, Verwandten, Nachbarn und Familien angerichtet: eine Ernährerin des liebloſen Richtens und des Stolzes, und eine Verderberin der unerſetzlichen Zeit nante er ſie. Die Perſonen, die ſich getroffen fanden, behaupteten das Gegentheil, und beruften ſich endlich auf mein Urtheil; und

ob

Digitized by Google

ob ich zwar Bedenken trug, ihnen zu willfahren, ſo nöthigte mich doch die Bitte der Elide dazu. Ich bin begierig, ſagte ſie, von Ihnen die wahre Natur der uns ſo natürlichen Neugierde zu hören. Herr **Rauhart** verdammet ſie unerbittlich, und meine Freundinnen finden lauter lobenswürdiges an derſelben. Sagen ſie uns ihre Gedanken, ſie kennen die menſchliche Natur, und unterrichten nebſt dem Herrn **Rauhart** gemeinſchaftlich dieſe Geſellſchaft. Dieſes bewegte mich, mich mit demſelben in eine Unterredung einzulaſſen; und als ich wieder *auf meinem* Zimmer war, ſo verfertigte ich dieſen Aufſatz, welcher meine Gedanken und Einſichten von der Neugier enthält, die ich ſo edel, ſo lobenswürdig, ſo menſchlich zu ſeyn befinde, als ſchändlich die unrechte Anwendung derſelben iſt.

Ich leugne nicht, daß die Neugier zu vielen Unordnungen Anlaß gebe, und zum öftern uns in einen unwiederbringlichen Schaden ſtürze. Was kan thörichter ſeyn, als wenn man die nöthigen Dinge aus den *Augen* ſetzet, ſich ſelbſt vergißt, und *mit* heißhungriger Begierde nur nach andern Leuten ſich erkundiget? Ein ſolcher Menſch bleibt ihm ſelbſt fremde; er **fliehet**, nach dem Ausdruck des Horatz, **ſich ſelbſt**, und indem er ſich nie kennen lernt, ſo lernet er kein einziges Ding in der Welt recht einſehen; es bleibt ihm eine Decke über alles ausgebreitet, und ein düſterer Nebel umgiebt die Augen ſeines Gemüths, er weiß nicht wo er iſt. Dieſe ſchädliche Leidenſchaft, ſich nach allem zu erkundigen, hat die beſten Freunde getrennet, und eine zerrüttende Eiferſucht unter den beſten Ehegatten angezündet. Selbſt das gemeine Weſen hat die traurigſten Wirkungen der ſchädlichen Neu-

gier

Digitized by Google

gier ſehr oft empfunden. Wie viel gutes Vernehmen iſt nicht durch dieſelbige zernichtet worden? wie viel Mißvergnügen verurſacht ſie nicht noch täglich? Ja, ich werde nicht unrecht thun, wenn ich die betrübte Begebenheit unſerer erſten Eltern, dadurch ſie ſich und uns unglücklich machten, gröſten Theils der ſchädlichen Neugier zuſchreibe. Iſt etwas unerträglicher, als ein Menſch, der ſich um alles bekümmert, was ein anderer thut und läßt? ſelbſt an dem redlichſten Gemüthe iſt dieſe Neugier unerträglich. Herr **Frager** iſt ein redlicher Mann, er iſt in der Freundſchaft treu, und ich habe auch gefunden, daß er behutſam und verſchwiegen iſt. Aber ſeine ausnehmende Neugier, alles zu wiſſen, die Heftigkeit, mit welcher er nach allen Kleinigkeiten forſchet: **Wer war das? was wolte er? von wannen iſt der Brief? was ſtehet darin? was ſagte ihnen der heimlich?** Dieſe unleidliche Fragen ſetzen ihn bey jederman ſo herunter, daß man ihn vor heimtückiſch, falſch und plauderhaft hält; man hütet ſich vor ihm, man ſiehet ihn ungern in das Haus treten, und man ſcheint wieder in Freyheit geſetzt zu ſeyn, wenn er die Geſellſchaft verläßt.

Es iſt allerdings ein unfehlbares Kennzeichen eines ſehr öden Gemüths, wenn man mit dem gröſten Eifer ſich nach unendlichen Kleinigkeiten erkundiget, die nicht der Mühe werth ſind, daß ein Menſch, der denken kan, weiter als im Vorbeygehen ſeine flüchtigen Blicke darauf richtet. Dergleichen Neugier iſt das ſicherſte Kennzeichen eines ſchlechten Menſchen. Bloß dadurch wird die Neugier ſelbſt verwerflich gemacht, nur ihr Mißbrauch iſt es; ſie ſelbſt iſt verehrungswürdig, und verdienet recht

ange-

Digitized by Google

angebauet zu werden. Wird die Gottesfurcht durch die Heucheley eines Tartüffe ſchändlich? Ein Bigott, ein Geiſttreiber, ein Herrnhuter, machen das Chriſtenthum nicht verwerflich, dadurch, daß er ein verwerflicher Chriſt iſt. Die vortrefliche Tugend und Leidenſchaft, die Liebe, iſt dem ſchändlichſten Mißbrauch unterworfen, durch denſelben iſt ſie die Mutter aller viehiſchen Laſter: indeſſen iſt ſie an ſich das Band der Geſellſchaft, die Mutter des Lebens, und die Seele aller Ergötzungen. Ich behaupte alſo auch, daß die Neugier, dieſe unüberwindliche Leidenſchaft, eine Hauptquelle alles Guten, das in uns kan angetroffen und von uns ſoll geſuchet werden, iſt, wenn man ſie nur in ihre gehörige Schranken eingeſchloſſen hält, und recht leitet; wie ein Bach, der in die Rinnen gehörig geleitet, ſein fruchtbares Naß dem ganzen Garten mittheilet, welcher mit den ſchönſten Blüthen und Früchten pranget. Ich will in dem nächſt folgenden Stück dieſes ausführen.

D.

Der Menſch.

Das 120. Stück.

Es iſt mir ofte in meinem Leben eine Sache begegnet, die mich anfänglich in eine groſſe Verwunderung geſetzt hat, und ich zweifele nicht, daß es wenigſtens vielen von meinen Leſern eben ſo ergangen iſt. Ich bin nemlich ofte zu Geſellſchaften vornehmer Leute von verſchiedenem Stande, und von verſchiedenen Lebensarten, eingeladen worden. Als mir dieſes noch was neues war, freuete ich mich unendlich darüber, weil ich mir nicht nur eine groſſe Ehre daraus machte, ſondern weil ich auch in der gewiſſen Hofnung ſtand, ich würde nichts als lauter wichtige und angenehme Dinge hören, und ich würde alſo nicht nur meine Wiſſenſchaft bereichern, ſondern auch in der Kunſt der geſchickten Converſation mit Leuten von Stande zunehmen. Ich konte kaum die Zeit erwarten, und ich begab mich mit unendlicher Hochachtung gegen die Geſellſchaft in dieſelbe. Weil ich in dieſem Puncte noch ein Neuling war, ſo getrauete ich mir nicht den Mund aufzuthun, aus Furcht, ich möchte etwas vorbriugen, wodurch ein anderer aus der Geſellſchaft gehindert werden würde, was beſſeres zu ſagen. Allein, ich betrog mich aufs ſchändlichſte. Und ich bin einmal in

einer vornehmen Geſellſchaft geweſen, wo der gröſte Theil der Unterredung von Paſteten handelte.

Einſtens ward ich zu einem vornehmen Manne zu Tiſche gebeten. Ich fand daſelbſt einen Officier, einen groſſen Gelehrten, einen Landedelmann, welcher den Titel eines Landraths führte, der Wirth war ein Präſident eines Criminalcollegiums, und ich machte den fünften aus. Es waren noch vier Dames gegenwärtig, und man muſte geſtehen, daß die Geſellſchaft ausgeſucht war; ich freuete mich im Geiſt über die vortrefliche Unterredung, die ich hören würde. So lange complimentirt wurde, ſo lange ward genug geſprochen; allein, nachdem ein jeder ſeinen Platz eingenommen, ſo ſaſſen wir alle wie die Fiſche ſo ſtum. Der Wirth fühlte die Laſt dieſer Stille zuerſt, und er ſchien ſich rechtſchaffen anzugreifen, um eine Materie auf die Bahn zu bringen. Endlich ſagte er: Heute iſt ſehr ſchön Wetter. Ja, das iſt wahr, ſagten wir alle, und damit war es wieder ſtille. Hierauf fragte man einander nach dem Wohlbefinden der lieben Angehörigen, und es war wieder *ſtille*. Der Gelehrte fieng endlich an, und redete von einer Schrift, die ſehr rar iſt, und die er ziemlich wohlfeil gekauft hatte. So? ſagte der Officier. Der Landrath ſagte: Das iſt curieux, daß ein ſo kleines Buch ſo viel Geld koſtet. Der Wirth ſagte nichts, und alles war wieder ſtille. Ich frug den Officier, ob er in der Werbung dieſes Jahr glücklich geweſen? Worauf er ſeine Recruten weitläuftig beſchrieb. Der Gelehrte jähnte dabey, und der Landrath ſamt dem Wirthe zwangen ſich, achtung zu geben; und damit wars wieder aus. Der Wirth fragte den Landrath: ob die Jagd glücklich geweſen? Worauf derſelbe von der Haſenhetze redete; und da niemand ſich darauf verſtand, ſo redete

er allein; und da er merkte, daß er beſchwerlich wurde, hörete er auf, und es entſtand wieder eine Stille. Und ſo gieng es den ganzen Abend, und es ward keine einzige Materie aufs Tapet gebracht, welche allen Anweſenden intereſſant geweſen wäre, und welche ein allgemeines Geſpräch hätte verurſachen können. Ich habe es hernach erfahren, daß ein jeder der damals Anweſenden ſich über die Geſellſchaft beſchwert, unter dem Vorwande, daß es Leute geweſen, mit denen man nichts ſprechen könne.

Ein andermal ward ich zu einer Geſellſchaft einiger groſſen Gelehrten eingeladen, die aber insgeſamt ſich auf verſchiedene Theile der Gelehrſamkeit gelegt hatten. Und da gieng es eben ſo ſtille zu. Redete der Bücherkenner von einem raren Buche, ſo konte niemand was anders ſagen, als: das geſtehe ich. Redete der Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften von der Meßiade, ſo ſagten die andern: Ey! Trug der Arzt ein conſilium medicum vor, ſo hatte kein anderer der Anweſenden die Ehre, es zu verſtehen. Kurz, mich verdroß dieſe Sache dergeſtalt, daß ich mit Fleiß von Geſpenſtern zu reden anfieng, und dieſelben leugnete. Hier ward die ganze Geſellſchaft rege. Ein jeder erzehlte Hiſtorien, und da hatten wir genug von Phantaſtereyen zu reden, weil es nicht möglich zu ſeyn ſchien, in dieſer Geſellſchaft ein allgemeines Geſpräch von geſcheuten Sachen zu veranlaſſen. Seit dieſen beyden Begebenheiten iſt die Freude allemal ungemein mäßig, die ich fühle, wenn ich zu einer zahlreichen Geſellſchaft eingeladen werde. Denn es trift ſich ſehr ſelten zu, daß ein allgemeines Geſpräch entſteht, an welchem alle Anweſende gleich ſtarken und angenehmen Antheil nehmen.

Wenn Leute ſehr ſchlechte Gemüthsgaben beſitzen,

oder eine ſehr eingeſchränkte Erkentniß und viel Unwiſſenheit haben, es ſey nun daß ſie wenig gelernt, oder wenig erfahren haben: ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie in Geſellſchaften wenig oder gar nichts reden können, und ſolten ſie gleich vornehme Leute ſeyn. Allein, das ſcheint Verwunderung zu verdienen, daß Gelehrte vom erſten Range, und andere Leute, von denen man annehmen kan, daß ſie viel wiſſen, doch ofte nicht vermögend ſind, in einer Geſellſchaft ein Geſpräch anzufangen, oder zu unterhalten, welches allen Anweſenden angenehm iſt, und an welchem ſie *alle* Antheil nehmen könten. Mich dünkt, man könne von dieſer Sache, welche im geſellſchaftlichen Umgange ſo ſehr verdrießlich und beſchwerlich iſt, folgende Urſachen angeben.

Erſtlich rührt dieſe Sache wol vornemlich daher, daß einige Leute ſich bloß mit einigen wenigen Sachen beſchäftigen, von denen ſie eine ſehr ſchöne und nützliche Erkentniß erlangen, und im übrigen in allen andern Dingen ſo ſehr unwiſſend bleiben, daß ſie nichts auſſer demjenigen hochſchätzen, als was ſie wiſſen, und daß ſie alſo *nicht einmal* von andern Dingen mit Vergnügen können reden hören. Wenn ein Gelehrter ſich bloß auf die Geſchichte und die Bücherkentniß legt, ſo kan es ſehr leicht kommen, daß er in allen andern Dingen die Unwiſſenheit ſelbſt iſt, und daß er alle andere Erkentniß ſchlechterdings verachtet. Komt er nun in eine Geſellſchaft, ſo redet er entweder von lauter critiſch-hiſtoriſchen Sachen, oder er ſchweigt ganz ſtille. Iſt das erſte, ſo kan es kommen, daß keiner aus der Geſellſchaft ſich auf dieſen Theil der Gelehrſamkeit gelegt hat, und er muß demnach allein das Wort führen. Da er nun nichts intereſſantes für die Geſellſchaft vorbringt, ſo merkt er, daß andere nur um der allgemeinen Höflichkeit

Digitized by Google

willen ihm zuzuhören ſcheinen, und er wird alſobald ſeinen Vortrag unterbrechen. Schweigt er ſtille, ſo nimt er keinen Antheil an dem Geſpräche; und alſo wird er, ſo viel an ihm iſt, eine allgemeine angenehme Unterredung verhindern. Es iſt demnach ganz natürlich, daß ſo gar groſſe Gelehrte nicht im Stande ſind, ein angenehmes Geſpräch zu unterhalten, wenn ſie ſich auf verſchiedene Theile der Gelehrſamkeit gelegt haben, und dabey Pedanten ſind. Das iſt: wenn ſie auſſer dem Theile der Gelehrſamkeit, dem ſie ſich gewidmet haben, gar nichts wiſſen, und alles übrige verachten. Ich habe es einmal erlebt, daß ein groſſer Juriſt und ein groſſer Weltweiſer mit einander in Geſellſchaft waren. Jener fieng von juriſtiſchen Sachen und Büchern ſehr gelehrt an zu reden; dieſer ſagte kein Wort dazu. Nach einigen Augenblicken fieng dieſer von einer philoſophiſchen Streitigkeit an zu reden; und da ſchwieg jener ſtille. Nachher kam ich zu dem Juriſten, und ich drehete das Geſpräch ſo, daß wir von dem Weltweiſen ſprachen. Ich fragte ihn, was er von dieſem Manne halte? Er antwortete: es mag ein guter Mann ſeyn, allein mein Mann iſt er nicht. Man kan nichts mit ihm ſprechen. Ich fieng neulich allerhand zu reden an, allein er ſaß dabey als wenn er ſtumm wäre. Nachher gieng ich zu dem Weltweiſen, und machte es eben ſo. Ich fragte ihn, wie ihm der Juriſt gefalle? Er antwortete: Ich mag nicht wieder mit ihm in Geſellſchaft ſeyn. Er kan von nichts als von juriſtiſchen Sachen ſprechen. Sie hörten es ſelbſt, wie ſtumm er war, als ich eine angenehme philoſophiſche Materie aufs Tapet brachte. Was ſoll man von dieſen beyden Gelehrten ſagen? Ein jeder hat Verſtand genug, um den Fehler des andern richtig einzuſehen, allein

Digitized by Google

er hat nicht Verſtand genug zu erkennen, daß er ſelbſt eben den Fehler an ſich habe, weswegen er den andern mit Recht tadelt. Und ſo verhält es ſich auch mit Leuten von anderm Stande. Ein bloſſer Soldat wird ſich in Geſellſchaften, die nicht aus bloſſen Soldaten beſtehen, eben ſo albern aufführen, in Abſicht auf das Geſpräch, als pedantiſche Gelehrte, darum, weil er ein pedantiſcher Soldat iſt. Es iſt allerdings zu loben, daß ſich ein jeder Menſch gewiſſe Dinge ausſucht, mit deren Erkentniß er ſich vornemlich beſchäftiget. Allein er muß auch geneigt ſeyn, eine Wiſſenſchaft von tauſend andern Dingen zu erlangen, wenn es ſo leicht und beyläufig geſchehen kan, als in einer geſellſchaftlichen Unterredung. Ich ſehe nicht ab, wie es mir ſchimpflich oder ſchädlich ſeyn könne, wenn ich eine Erkentniß von der Jagd erlange, ob ich gleich mein Lebetage nicht jagen werde. Geſetzt nun, daß ich mit einem Edelmanne in Geſellſchaft komme, der nichts als die Jagd verſteht. Soll ich lieber ſtumm ſeyn, und mich von ihm auslachen laſſen? oder ſoll ich mich in ein Geſpräch von der Jagd mit ihm einlaſſen? Ich bin doch einmal dazu verdamt, einige Stunden mit ihm zuzubringen, und ich habe noch den Vortheil, daß er mich für einen Menſchen hält, der artig zu leben weiß, und mit dem man ſprechen kan. Und dazu komt noch, daß ich was lerne, ſo nicht ganz und gar unnütz iſt.

Zum andern, kan man zur Urſach anführen, daß die meiſten Gelehrten und andere Leute, die in gewiſſen Stücken eine groſſe Geſchicklichkeit beſitzen, mit dem Vorſatz in eine Geſellſchaft gehen, ſich in aller ihrer Geſchicklichkeit zu zeigen, und Ehre einzulegen. Es iſt alſo ganz natürlich, daß ſie nicht eher den Mund aufthun, bis ſie nicht Gelegenheit bekommen oder nehmen, von ſolchen Sachen zu

ſprechen,

ſprechen, auf welche ſie ſich gelegt haben. Ein groſſer Bücherkenner wird zu einer Geſellſchaft eingeladen. Ha, denkt er, heute muſt du dich in aller deiner Herrlichkeit zeigen. Er erſcheint alſo in der Geſellſchaft bloß als ein Bücherkaſten, und er bricht eine Gelegenheit vom Zaune ab, um das Geſpräch von raren Büchern aufs Tapet zu bringen. Wenn nun zu ſeinem Unglücke kein Liebhaber der Bücherkentniß in derſelben Geſellſchaft angetroffen wird, ſo wird er juſt ein ſolcher ſchlechter Geſellſchafter ſeyn, als wir jetzo beſchreiben. Ich tadele es gar nicht, ſondern es iſt vielmehr zu loben, wenn man mit einer gehörigen Ehrbegierde ſich in Geſellſchaften begiebt. Ein jeder tugendhafter und ehrliebender Menſch muß allemal unter andern auch deswegen in Geſellſchaften gehen, damit er Ehre einlege, und ſich bey der ganzen Geſellſchaft in Hochachtung ſetze. Allein das iſt allemal eine gefährliche Sache, wenn der Geſchichtskundige in Abſicht auf die Hiſtorie, der Weltweiſe als ein Weltweiſer, der Juriſt als ein Juriſt u. ſ. w. Ehre einlegen will. Entweder trift er in einer Geſellſchaft niemanden an, der ſein Handwerk verſteht, und er wird ſich alſo vergeblich bemühen, viel Ehre zu erlangen; oder er wird ſich wie einen Pedanten aufführen müſſen, und bloß von ſolchen Sachen ſprechen, die zu ſeinem Handwerke gehören.

Die dritte Urſach fließt aus den vorhergehenden, wenn nemlich die Gelehrten oder andere Leute alles dasjenige verachten und keiner Aufmerkſamkeit würdigen, was nicht zu ihrer Lebensart und Profeſſion gehört. Komt ein ſolcher Menſch in eine Geſellſchaft, und er hört einen andern den Mund aufthun: ſo ſpitzt er die Ohren. Hört er nun, daß er Sachen ſagt, die nicht zu ſeiner Lebensart gehören;

hören; ſo giebt er nicht weiter achtung, uud er kan alſo unmöglich ſein Wort mit dazu geben. Und hierin liegt ein gewaltiger Hochmuth verborgen. Kan ich verlangen, wenn ich vernünftig ſeyn ſoll, daß alle Menſchen nur dasjenige hochſchätzen ſollen, was ich gelernt habe? Man kan keinen vernünftigern Rath geben, als daß ein jeder, er mag ſeyn wer er will, ſich auch um ſolche Sachen bekümmere, welche das menſchliche Leben, und die gewöhnlichern Geſchäfte und Vorfallenheiten deſſelben, betreffen. Dieſe Dinge gehen allen Menſchen an, und von denenſelben kan alſo in allen Geſellſchaften geſprochen werden, ſo daß ein jeder, der ſonſt die Gabe zu reden hat, ſein Wort mit dazu geben kan.

Die Gelehrten haben noch beſonders einen Fehler an ſich, welcher ſie in Geſellſchaften entweder zu ſtummen Perſonen, oder zu unerträglichen Schwätzern macht. Nemlich, die meiſten haben einen unüberwindlichen Trieb, andere zu unterrichten. Man kan demnach ſich bey ihnen nicht beſſer beliebt machen, als wenn man Fragen an ſie ergehen läßt, wodurch man ihnen zu verſtehen giebt, daß man nach ihrem Unterrichte recht heißhungerig ſey. Alsdenn ſind ſie in ihrem Elemente, und reden, daß man genug zu hören hat. Allein in den wenigſten artigen Geſellſchaften trift der Gelehrte lauter Leute an, die ein Collegium von ihm hören wollen. Man hört ihm nicht zu, wenn er in dem Tone eines Lehrers anfängt zu reden; und da man ihn alſo um keinen Unterricht bittet, ſo thut er den Mund nicht auf.

Da ich lieber in keine Geſellſchaft gehen will, als in derſelben nicht reden und nicht hören; ſo ſind mir alle Zuſammenkünfte unerträglich, in welchen nicht eine allgemeine Unterredung gehalten wird. Es iſt demnach zum Vergnügen in dem Umgange der Menſchen unentbehrlich, daß ein jeder die Kunſt in Geſellſchaften zu reden und zu hören lerne. Und wenn ein jeder aus der Geſellſchaft dieſe beyden Künſte als ein Meiſter verſteht und ausübt, ſo iſt es nothwendig, daß ein allgemeines Geſpräch die ganze Geſellſchaft belebe.

Der

Der Menſch.

Das 121. Stück.

Folgende Briefe verdienen den Leſern mitgetheilet und beantwortet zu werden.

Hochzuehrender Herr!

Vermöge des 83ſten Stücks Deroſelben moraliſchen Schrift, der Menſch betitelt, nehme mir die Freyheit, meinen Hochzuehrenden Herrn zu erſuchen, nicht übel zu deuten, daß ich dem Einwurf des benanten groſſen Haufens, (der Ihnen gewiſſe Urſachen zurufte, ſich ſelbſt zu rächen genöthiget zu ſeyn, ohne Deroſelben Widerlegung, die ich nach der Chriſtenpflicht ſelbſt erkenne, gegen mich zu reizen,) zur ausführlichen Erleuterung nachſtehendes Exempel anführen darf.

Ein Geborner von Adel, der von ſeinen Eltern nichts am Capital, als gute Education zum Erbtheil erhalten, und in militairiſchen Dienſten ſein Brod ſuchen muß, und wirklich darinnen ſtehet; dieſer wird von einem unruhigen Kopf, ob er gleich alle Gelegenheit jederzeit fliehet, dennoch incommodirt; ja beſagte Beunruhigung gehet ſo weit, daß der Vernünftige es nicht evitiren kan, zum Degen zu greifen. Warum? Läſſet ſolcher die Beſchimpfung auf ſich ſitzen, ſo wird derſelbe als ein Verzag-

ter von ſeinem Herrn und dem Regiment angeſehen. Die Caſſation folget darauf, er kan bey keinem Herrn mehr ankommen, und andere Dienſte wider deſſen Geburt und Wiſſenſchaft kan ſelbiger nicht annehmen. Ja die Verachtung verfolget ihn bis an ſein Lebensziel.

Wie ſoll alſo ein ſolcher, dem die militairiſchen Geſetze noch dabey befehlen, nichts auf ſich ſitzen zu laſſen, in dieſem Fall ſich verhalten? Ueberhaupt macht die erdulbende Beſchimpfung bey allen Umſtänden in der menſchlichen Geſellſchaft mißvergnügte Lebenszeit.

Vor vielen Jahren habe ich über dieſe Materie einen groſſen Theologum bereits ausführlich geſprochen, bin alſo auch ſehr begierig, meines Hochzuehrenden Herrn Sentiment in einem beliebigen Wochenblat, die ich fleiſſig leſe, recht erleutert zu finden, der ich in voller Begierde verharre

Meines Hochzuehrenden Herrn

In M. M.
den 16. Oct. 1751.

lehrbegieriger Freund
F. M.

So bereitwillig wir ſeyn, unſere Gedanken über dieſe Sache zu ſagen; ſo hat doch der Herr Correſpondent den uns gemeldeten Fall nicht ſo deutlich erzehlet, daß wir eine gründliche und hinlängliche Antwort geben können. Der ganze Knoten liegt in den Worten: **Beſagte Beunruhigung gehet ſo weit, daß der Vernünftige es nicht evitiren kan, zum Degen zu greifen.** Da der Herr Verfaſſer des wertheſten Schreibens unſere Gedanken wiſſen will, ob es in einem gewiſſen Fall erlaubt ſey, ſich ſelbſt mit dem Schwerdt zu rächen und zum Degen

gen zu greiffen; ſo hätte er uns dieſen Fall genauer aus einander ſetzen, und alle einzelne Theile deſſelben erzehlen ſollen. Wir können, da wir dieſe nicht wiſſen, ohnmöglich unterſuchen, ob der beunruhigte Cavalier das Recht auf ſeiner Seite habe. Es giebt viel ſolche Perſonen, die ein finſteres und unverträgliches, auch ſo ſtolzes und eigenliebiges Betragen an ſich haben, daß ſie es für eine Beleidigung halten, wenn man nicht ihrer Meinung iſt; einige verlangen ſo viel, daß es beynahe unmöglich iſt, ſie nicht zu beleidigen; eine Mine, ein Wort, ein freyer Ausdruck entrüſtet ſie; ſie ſind argwöniſch; ſie vermuthen in allen Handlungen derer, die mit ihnen umgehen, etwas beſchimpfendes. Viele haben ein ſo veränderliches Gemüthe, daß ſie heute ſich weit herunterlaſſen und zu gemein machen, und morgen zurück halten und ſehr ernſthaft ſind. Wenn nun der, der heute mit ihnen ſcherzt, morgen fortfähret zu ſcherzen, ſo ſiehet er mit Erſtaunen, daß man auf dem andern Theile die Saiten mit einmal zu hoch geſpannet hat, und daraus erfolgen nothwendig viel Verdrießlichkeiten.

Die ganze Sache kan gar leicht gehoben und erleutert werden, wenn man einen rechten Begrif von der Nothwehre, oder dem moderamine inculpatæ tutelæ hat. Vor ein Wochenblat, in welchem eine Abhandlung theils nicht ſtärker als ein Bogen ſeyn kan, theils man nicht bloß trockene Lehrſätze mittheilen darf, iſt dieſe Sache zu weitläuftig. Es gehört ein eigener Tractat dazu, und wir würden dem gröſten Theil der Leſer etwas langweiliges vorlegen, wenn wir uns in eine Unterſuchung einlaſſen wolten, die wir entweder ausführlich vortragen, oder gar unterlaſſen müſſen.

Ueber dieſes ſo hindern uns zwey Urſachen an einer

gedruck-

gedruckten Beantwortung dieſes Falls. Es muß der Herr Correſpondent die Begebenheit ganz ausführlich melden, und dabey muß er nothwendig ſolche abſonderliche und perſönliche Umſtände der Beunruhigung und der Schlägerey melden, die der Ehre der in dieſe Sache eingeflochtenen Hauptperſonen nachtheilig ſeyn könten. Und unſere Beantwortung kan, ſie mag ausfallen wie ſie will, Mißverſtand und Widerſpruch erwecken. Dieſes könte uns ganz, gegen unſere Neigung und Abſichten, von unſern wöchentlichen Blättern abbringen, und in eine gelehrte Streitigkeit verwickeln. Ich glaube, dieſes werde hinlänglich ſeyn, bey dem geehrteſten Herrn Verfaſſer des Briefes uns zu entſchuldigen, daß wir nicht ſo antworten, wie er es wünſchet. Wenn es ihm aber gefällig ſeyn ſolte, uns den ganzen Vorfall ausführlich zu melden, ſo ſind wir bereit, ihm unſere Einſichten, nicht aber als ein Wochenblat gedruckt, ſondern als ein Antwortſchreiben nur ſchriftlich zu eröfnen; in welchem Fall er uns nicht nur anzeigen wird, wie ihm die Antwort in die Hände zu bringen ſey, ſondern es wird auch nöthig ſeyn, uns die Gedanken des groſſen Theologi mitzutheilen, damit wir deſto beſſer im Stande ſeyn mögen, eine gründliche Antwort zu geben.

Mein Herr,

Wie ſtehet es mit ihrem Packeſel, und dem getreuen Führer deſſelben, dem ehrlichen Herrn Leberecht Spürer? Ich bin dieſer beyden Geſchöpfe wegen nicht ohne Sorgen, ſeit einer Begebenheit, die ſich geſtern hieſelbſt zugetragen hat. Ich war bey einer Geſellſchaft guter Freunde, bey einer Schaale Coffee, in dem angenehmſten Geſpräch, und wolte mir eine Pfeife ſtopfen, als ſich mit

einmal

einmal in der Ferne am Ende der Straſſe, ein groſſer Lerm von vermiſchten Stimmen Alter und Junger, vermengt mit dem Getöſe, das von zulaufenden Weibern und Kindern gemacht wird, hören ließ. Wir liefen insgeſamt an die Fenſter, und ſahen einen unordentlichen Schwarm vom Pöbel, der ſich uns allmählich näherte. Mitten in dieſem Volke von Leuten erblickten wir zuerſt einen etwas hervorragenden, mit Harlequinskleidern bedeckten Menſchen: nachher entdeckte ſich uns ein Eſel, auf welchem er ſich noch mit Mühe erhielt; und endlich ſahen wir neben dem Eſel einen reinlich, aber nicht koſtbar gekleideten Mann, der ohngefehr 40 Jahr alt zu ſeyn ſchien, und welcher ſich mit Händen und Füſſen wehrete, und mit oft wiederholter lauter Stimme ausrief: Ich bins nicht, ich bin kein Spührhund, ich bin kein Spion. Mit dieſen Worten befand ſich der traurige Reuter in luſtiger Geſtalt nebſt ſeinem Vertheidiger gleich unter unſern Fenſtern, und zugleich fand ſich die Wache ein, welche dem Pöbel Friede gebot, und den Mann und den Eſel und den Harlequin in Schuß nahm, und zum Verhör führete; der Zug gieng langſam bis vor des oberſten Burgermeiſters Haus, und eine ſich immer mehr vermehrende Menge Volks folgete ihm nach. Weil ich in dem Hauſe des Herrn Burgermeiſters bekant war, ſo trieb mich die Neugierigkeit an, hinzugehen. Ich wohnete dem Verhör bey. Der Eſel und der Harlequin blieben im Hofe ſtehen, und der Mann, der beyde begleitet hatte, ward vorgeführet. Er zeigete ſeinen Paß, daß er nicht nur ein ehrlicher Mann ſey, ſondern auch nicht von einem mit der Viehſeuche angeſteckten Ort komme. Er ſagte: mein Eſel iſt ſo geſund, als je ein Menſch geweſen iſt; und GOtt ſey Dank, Eſel ſind nicht der

Digitized by Google

der Viehſeuche unterworfen, ſondern ſterben wie andere Menſchen. Ich bin ein Arzt, und wolte mich melden, um die Erlaubniß zu haben, neben meinem Harlequin auf bevorſtehendem Markt auszuſtehen. Als er um die Urſache des Auflaufs gefragt ward, antwortete er, daß er ſie ſelbſt nicht wiſſe, er habe nichts weiter davon erfahren, als daß er gleich in der erſten Gaſſe, durch die er ſeinen Einzug gehalten, aus einem Fenſter die Worte rufen hören: **Sehet, ſehet, den Packeſel.** Aus dieſem Hauſe ſey jederman heraus gelaufen, und habe geſchrieen: **der Packeſel! Spürer.** Er wüſte nicht, was die Leute damit meinten; es habe ſich immer mehr Volk verſammlet, und endlich ſey einer zum Harlequin getreten, und habe geſagt: **Du armer Schelm, muſt du auch in das Thorenſpittal;** er könne nicht alles ſagen, was die Leute geſchrieen hätten, denn der Lerm ſey ſo groß geweſen; er glaube, man hielte ihn für einen Spion, weil er das Wort Spürer ſo oft gehört hätte, und Harlequin hätte ſich kaum auf dem Eſel erhalten können, weil man ihn mit Gewalt herunter reiſſen wollen; die Wache ſey zu aller dreyer groſſem Glück dazu gekommen. Harlequin ward auch vorgefodert, und ſein Herr, der Quackſalber, muſte abtreten; er bezeugte eben das mit faſt gleichen Worten, und ſagte noch, er wäre vielmals gefragt worden, ob er wieder wolte genöthiget ſeyn, auf dem Packeſel zu reiten, und wen man aus dieſer Stadt ihm zugeſellen wolte? Das Verhör endigte ſich mit einem groſſen Gelächter, nachdem ich den Anweſenden die Urſache dieſrs Mißverſtändniſſes eröfnet hatte. Ich fand dieſe Begebenheit würdig, Ihnen berichtet zu werden. Sie können wenigſtens daraus ſchlieſſen, wie es Ihrem Leberecht Spürer

und ſeinem Eſel ergehen möchte, wenn er ſich hieher wagen ſolte. Ich verharre

Dero

F. den 20. Novembr. 1751.

ergebenſter

S. N.

Dieſes iſt nicht das erſte Schreiben, welches uns von dergleichen Mißverſtand Nachricht ertheilet. In L = = darf ſich kein Eſel ſehen laſſen, es müſſe dann ein beſtaubter Mühlknappe ſich hinter demſelben zeigen. Das kleine Städtgen St = = hat einen Lederhändler nicht in ſeine Ringmauren gelaſſen; er hatte ſeinen Eſel mit Häuten bepackt; er mochte ſagen was er wolte, ſo muſte er die Antwort hören: in dieſer Stadt wohnten keine Narren, er möchte ſelbſt mit ſeinem Eſel ins Tollhaus ziehen. Die Urſach dieſes Verfahrens war dieſe. Dieſer kleine Ort iſt ein freyer Reichsflecken, und vor kurzem hat ein witziger Kopf ſich in den Schutz deſſelben begeben; dieſer witzige Kopf iſt einer von denen, die einen Einfall nicht verbeiſſen können, ſolte er ihnen auch den Kopf koſten. Er hat an einem benachbarten Hofe den regierenden Herrn durch ſeine Einfälle lächerlich zu machen geſucht. Sein Gewiſſen ſaget ihm, daß er eine würdige Laſt des Packeſels ſey; darum hat er bey der Obrigkeit dieſes Orts auch um Schutz gegen den Packeſel angehalten. Wir werden ihn aber dem ohnerachtet gleich nach dem neuen Jahre abholen laſſen, denn wir haben Nachricht, daß er ſich bereits durch ſeine witzigen Einfälle jederman zum Feinde zu machen anfängt, und wir rechnen aus, daß er um dieſe

Digitized by Google

Zeit es ſo weit werde gebracht haben, daß man ihn dem Leberecht Spürer willig ausantworten wird.

Von einem andern Ort haben wir Nachricht erhalten, daß ein junger Menſch, der ſein Geld auf der hohen Schule verſchmauſet, und keine Stunden bey ſeinen Lehrern gehalten hat, dabey aber ſich einbildet ein groſſer Gelehrter zu ſeyn, und in allen Geſellſchaften alle tadelt, die ihren Namen berühmt gemacht haben, und zugleich viele ſeltſame Meinungen vorbringet, und beſtändig jederman widerſpricht; von dieſem jungen Menſchen haben *wir* die Nachricht, daß er plötzlich in Ohnmacht geſunken ſey, als er einen Eſel aus ſeinem Fenſter erblicket, der nach ſeiner Wohnung zu gehen ſchien. Man hat uns erzehlet, daß er, ſo bald er ſich erholet hatte, an ſeine Bruſt geſchlagen, und ſich einen Thoren und Eſel *genennet* habe; auch habe er die Anweſenden auf den *Knien* gebeten, ihn nicht dem Packeſel zu übergeben, mit dem Verſprechen, daß er ſich beſſern wolle. Auch dieſesmal war der Schrecken vergeblich, denn der Eſel trug einen Sack mit *Wolle;* indeſſen war die Wirkung ſehr gut. Es giebt *auch* Perſonen, die, ob ſie wol zu ihrer Schande noch los herum gehen, dennoch vorgeben, man habe ſie auf den Packeſel geſetzt, und in das Narrenſpittal geſchickt. Solte nicht ihr Gewiſſen ſelbſt dieſer Packeſel geweſen ſeyn?

O.

Der

Der Menſch.

Das 122. Stück.

Da in der heiligen Schrift einem wahrhaftig frommen Menſchen die Einfalt ſo vielfältig und nachdrücklich angeprieſen wird, ſo iſt es zu bedauren, daß man mit dieſem Worte eine ſo elende Bedeutung verbunden hat, und daß man es als eine Satyre betrachten muß, wenn man von einem Menſchen ſagt: er handele aus heiliger Einfalt. Wer da recht verſteht, was fromme und heilige Einfalt ſey, der wird zu gleicher Zeit begreifen, daß ohne derſelben die Frömmigkeit und die geſamte Glückſeligkeit eines Menſchen unmöglich den höchſten Grad ihrer Vollkommenheit erreichen könne. Es verhält ſich mit dieſer moraliſchen Einfalt eben ſo, wie mit der Einfalt in der Natur und den Werken der Kunſt. Horaz fordert ausdrücklich, daß ein Dichter niemals die Einheit und die Einfalt verletzen müſſe, und man bemerkt durchgehends, daß die Natur in allen ihren Werken eine edele Einfalt beobachte. Wir wollen alſo unterſuchen, worin das wahre Weſen der tugendhaften und frommen Einfalt oder Einfältigkeit beſtehe.

Die Einfältigkeit wird der Vielfältigkeit entgegen geſetzt, und ſie befindet ſich niemals in einer Handlung, allein genom-

genommen, ſondern in einem ganzen Inbegriffe vieler freyen Handlungen. Wenn ein Menſch alle ſeine freye Handlungen, die er jemals verrichtet hat und künftig verrichten wird, zuſammen nimt: ſo müſſen ſie, wie die verſchiedenen Auftritte in einem theatraliſchen Gedichte, durch die Einfalt gehörig zuſammen geordnet werden, damit ſie zuſammengenommen nur eine Haupthandlung ausmachen, von der eine jedwede Handlung ein Theil zu nennen iſt. Es befindet ſich demnach die moraliſche Einfalt in der Zuſammenordnung aller freyen Handlungen, die *ein Menſch* vornimt. Wir können alſo dieſelbe durch diejenige Tugend erklären, vermöge welcher wir nur eine einzige freye Handlung verrichten, und alle andere freye Handlungen, deren wir ſehr viele vornehmen, indem wir beſtändig geſchäftig ſeyn müſſen, ſo geſchickt mit jener verbinden, daß ſie als derſelben Theile angeſehen werden müſſen.

Die moraliſche Einfalt erfordert alſo, daß viele freye Handlungen eine Haupthandlung ausmachen, und *ſie* erlanget ihre höchſte Vollkommenheit, wenn ein *Menſch alle* ſeine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen freyen Handlungen auf eine ſo geſchickte Art mit einander zu verbinden weiß, daß ſie zuſammengenommen nur eine Haupthandlung ausmachen. Alsdenn kan der Menſch von ſich mit Wahrheit ſagen, daß er nur einerley beſtändig thue, und nicht vielerley. Wie Homer in ſeiner Ilias und Odyſſen nur eine Handlung, eine Sache beſungen hat, und dem ohnerachtet unendlich viele Begebenheiten und Handlungen erzehlt. Je geſchäftiger und wirkſamer demnach ein Menſch iſt, je mehrerley Handlungen er vornimt, deſto einfältiger kan er ſeyn, wenn er nur ſeine vielen Handlungen geſchickt genug mit einander zu verbinden weiß.

Wenn

Digitized by Google

Wenn wir nun unterſuchen, welches diejenige freye Handlung iſt, welche das einzige und unausgeſetzte Geſchäfte eines vernünftigen Menſchen ſeyn kan, und von welcher alle übrige Handlungen, die demſelben zu verrichten erlaubt ſind, Theile ſeyn können; ſo finden wir, daß dieſelbe in dem Dienſte GOttes beſtehe. Da alles Gute in dieſer Welt ein Mittel zu der Ehre GOttes iſt, ſo können auch alle gute freye Handlungen eines Menſchen die Ehre GOttes zur Abſicht haben, oder ſie können ein Dienſt GOttes ſeyn. Da nun ein Menſch auſſer den guten freyen Handlungen keine andere vornehmen darf, ſo müſſen alle freye Handlungen eines Menſchen ein Dienſt GOttes ſeyn. Der Dienſt GOttes iſt alſo die einzige freye Handlung, die ein Menſch vornehmen darf, und von welcher alle übrige Theile ſeyn müſſen. Die moraliſche Einfalt wird alſo durch eine unausgeſetzte Frömmigkeit erhalten, und ſie wird in ſoferne die heilige oder die fromme Einfalt genennet. Die heilige Schrift ſagt: ihr möget eſſen oder trinken, oder ihr möget thun was ihr wollet, ſo thut alles zur Ehre GOttes, und ſtimt demnach mit unſern Gedanken aufs volkommenſte überein.

Ein Menſch, der im böſen Verſtande einfältig oder dumm iſt, thut auch nicht vielerley, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeine Haupthandlung, die er vornimt, nicht aus vielen und mancherley andern Handlungen zuſammengeſetzt iſt. Aus Mangel des Verſtandes und groſſer Kräfte iſt er nicht zu vielen groſſen und mannigfaltigen Handlungen aufgelegt. Die dumme Einfalt thut alſo nur Eins, weil ſie nicht vermögend iſt, viel zu thun. Die fromme Einfalt aber thut nur Eins, weil ſie vermögend iſt, unendlich vieles zu verrichten, und dem ohnerachtet alles ſo

Digitized by Google

geſchickt zu verbinden weiß, daß alles auf Eins gelenkt wird. Es iſt alſo nicht zu verantworten, daß man eine ſo abgeſchmackte und der Glückſeligkeit eines Menſchen ſo nachtheilige Sache, als die dumme Einfalt iſt, mit einer ſo groſſen und erhabenen Sache, als die fromme Einfalt iſt, verwechſelt, und ofte die albernſten Streiche dummer Köpfe mit der frommen Einfalt entſchuldiget, und wol gar gut heißt.

Wenn man nun die moraliſche Einfalt erhalten und ausüben wil, ſo muß man es eben ſo machen, *als ein Homer*, welcher die Einfalt und Einheit in einem groſſen und weitläufigen Heldengedichte erhalten will. Man muß nemlich folgende Regeln beobachten:

1. Man muß ſich nur einen einzigen *letzten* Zweck aller ſeiner Handlungen erwälen, und denſelben beſtändig vor Augen haben. Und wir müſſen bey der Wahl dieſer letzten Abſicht der Natur, und dem Winke GOttes in derſelben, folgen. Der letzte Zweck, den GOtt der *ganzen* Schöpfung geſetzt hat, beſteht in ſeiner Ehre. *Dieſe muß* alſo der Brennpunct ſeyn, in welchem *alle* unſere Handlungen, als Lichtſtralen, zuſammenflieſſen. Alle unſer Dichten, Trachten und Handlen muß auf dieſes einzige gerichtet ſeyn. Dieſes Einige muß uns immer vor Augen ſchweben. Wer alſo die Ehre GOttes niemals zur Abſicht hat, oder wer andere Abſichten, ſeine Ehre, die Erhaltung ſeines Lebens, und hundert andere an ſich gute Abſichten zur letzten Abſicht ſeines Verhaltens annimt, ohne über ſie weiter hinauf bis zur Ehre GOttes zu ſehen, der handelt wider die heilige Einfalt.

2. Man muß ſich auſſer dieſer letzten Abſicht noch unendlich viele andere Abſichten zu erreichen vorſetzen. Allein,

lein, alle dieſe andern Abſichten müſſen gute Abſichten ſeyn, und man muß ſie nur deswegen zu erhalten ſuchen, weil ſie Mittel ſind, wodurch die Ehre GOttes befördert wird. Wer alſo auſſer der Ehre GOttes gar keine andere Abſichten haben wolte, der würde auf eine dumme Art einfältig ſeyn, indem es unmöglich iſt, durch alle Handlungen, die wir vornehmen müſſen, z. E. durch ſchlafen, eſſen, trinken u. ſ. w. gar keine andere Abſicht auſſer der Ehre GOttes zu erhalten. Und wer ſich ſündliche und böſe Abſichten vorſetzen wolte, oder gute Abſichten, durch die er endlich die Ehre GOttes nicht zu erhalten trachtete, der würde nicht immer Eins vor Augen haben, und ſeine Handlungen und Abſichten dergeſtalt vervielfältigen, daß in dem ganzen Inbegriffe ſeiner Handlungen keine Einheit und Einfalt angetroffen würde. Ein ehrliebender Gelehrter und General handelt ofte um einer wahren Ehre willen; indem er aber ſeine eigene Ehre bloß um ſein ſelbſt willen, nicht aber um der Ehre GOttes willen ſucht: ſo bleibt er bey einem niedrigern Zwecke ſtehen, und vergißt darüber des höchſten und letzten Zwecks der Ehre GOttes; und in der Abſicht iſt er entweder dumm oder närriſch.

3. Man muß beſtändig lauter ſolche freye Handlungen vornehmen, welche entweder unmittelbar die Ehre GOttes befördern, oder ſolche gute Abſichten, welche als Mittel die Ehre GOttes befördern: damit alle freye Handlungen eine Verherrlichung und ein Dienſt GOttes werden, und alſo ein Menſch nur beſtändig eine Handlung, nemlich den Dienſt GOttes, verrichte. Man muß demnach, wenn man vollkommen einfältig ſeyn will, alle Sünden vermeiden, alle freye Handlungen, die eine Abſicht haben, wodurch die Ehre GOttes gehindert wird, und alle freye

Handlungen, deren Abſicht zwar ſonſt gut iſt, aber nicht als ein Mittel der Ehre GOttes gebraucht wird. Widrigenfals nimt man zu verſchiedene Handlungen vor, welche nicht übereinſtimmend genung zuſammen geordnet werden, und welche alſo nicht einen zuſammenhängenden Körper ausmachen.

Nunmehr ſind wir vermögend zu begreiffen, daß die heilige Einfalt ſo was hohes, erhabenes und verehrungswürdiges ſey, als irgends was ſeyn kan. Durch dieſelbe wird der ganze Inbegrif unſerer freyen Handlungen ein groß, weitläuftiges, wohl zuſammengefügtes Syſtem, in welchem Ordnung, Zuſammenhang und Symmetrie herrſchet. Ein wahrer Einfältiger iſt immer thätig und geſchäftig, er nimt unendlich viele und mannigfaltige Handlungen vor. Weil ſie aber alle auf einen gemeinſchaftlichen Zweck gehen, ſo handelt er allemal nach einer algemeinen Regel. Keine ſeiner Handlungen widerſpricht der andern, und hindert dieſelbe. Er iſt beſtändig mit ſich ſelbſt übereinſtimmig. Er reißt mit der einen Hand nicht nieder, was er mit der andern gebauet hat. Er geräth niemals in eine ſolche ſchädliche Verwirrung, daß er ſich ſelbſt zuwider handeln ſolte. Alle ſeine Handlungen hangen aufs allerordentlichſte zuſammen, und in dem ganzen Syſtem ſeiner Handlungen herrſcht Ordnung, Zuſammenhang und Vollkommenheit. Nicht nur die einzeln Theile dieſes Syſtems ſind gut, ſondern auch das Ganze.

In dieſer frommen Einfalt beſteht zu gleicher Zeit die gröſte Weisheit. Die Weisheit iſt ja die Geſchicklichkeit, die guten Zwecke gehörig mit einander zu verbinden, daß der eine immer wieder eine Abſicht des andern wird. Je mehr Zwecke alſo, und je beſſere Zwecke mit einander verbun-

verbunden werden, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß ſie ſämtlich einen gemeinſchaftlichen Zweck haben, deſto gröſſer iſt die Weisheit. Der moraliſch Einfältige hat ſo viele Abſichten, als er haben kan, und eine jede iſt die beſte in ihrer Art. Er macht die Ehre GOttes zur letzten gemeinſchaftlichen Abſicht aller ſeiner übrigen Abſichten; und er iſt alſo der wahre Weiſe, welcher dieſen Namen nur allein verdient. Alle andere Weisheit iſt eine Narrheit, wenn ſie nicht in der frommen Einfalt beſteht; indem die Narrheit entweder böſe Abſichten hat, oder gute Abſichten zu den letzten annimt, die nicht die letzten ſind, und die guten Abſichten nicht in eine übereinſtimmende Verbindung ſetzt. Und dergeſtalt hat GOtt die Weisheit der Kinder dieſer Welt zur Narrheit gemacht.

Auf eben dieſe Art iſt klar, daß in der frommen Einfalt die gröſte Klugheit eines Menſchen beſtehe. Die Klugheit beſteht in der Geſchicklichkeit, gute Mittel zu erwählen, und ſie dergeſtalt mit einander zu verbinden, daß endlich alle Abſichten, und alſo auch die letzte, erreicht werden. Der Kluge erwählt keine böſe Abſichten, keine Mittel, die zum Zwecke nichts beytragen, die denſelben hindern, und die denſelben nicht hinlänglich genug erhalten. Der fromme Einfältige thut alles dieſes, indem er keine andere freye Handlungen vornimt, als welche die Ehre GOttes entweder mittelbar oder unmittelbar befördern; und ſein ganzes Verhalten iſt demnach auf die klügſte Art eingerichtet. Es giebt alſo keine wahre Klugheit, die nicht in der heiligen Einfalt beſteht.

Gleichwie es nun unmöglich iſt, daß ein Menſch moraliſch einfältig ohne groſſe Klugheit und Weisheit ſeyn könte; alſo kan auch die Einfalt ohne groſſen Verſtand,

groſſe Vernunft und groſſe Einſichten, nicht ſtatt finden. Ein Einfältiger muß unzählig viele freye Handlungen, Zwecke und Mittel, gründlich erkennen. Er muß ein jedes dieſer Stücke vor ſich genau beurtheilen und gegen die übrigen halten. Er muß ſie einander recht anmeſſen und anpaſſen. Und er muß, wie ein groſſer Baumeiſter, die ganze Grundlage eines weitläuftigen und prächtigen Pallaſtes überdenken, damit ein ſchönes Ganze herauskomme. Wie kan alſo ein dummer und unwiſſender Menſch moraliſch einfältig ſeyn? Kan ein Menſch von ſchlechten Gemütsgaben, der voller Unverſtand iſt, der träge und unthätig iſt, der edlen frommen Einfalt fähig ſeyn? Es iſt ſehr ſchwer, ſich des Zorns zu enthalten, wenn man gewahr wird, daß man Leute, die aus Mangel der Gedanken andächtige Geſichter ſchneiden, die faul und träge ſind, die nichts gelernt haben, und nichts lernen wollen, welche die guten Abſichten nicht kennen, und eine tölpiſche Grobheit ausüben, und welche, mit einem Wort, in ihrer *ganzen* Perſon eine ungeſchliffene Dumheit ſind; wenn *man, ſage* ich, ſolche Leute entſchuldigen, oder wol gar *loben* hört, unter dem Vorwand, daß es feine einfältige Leute wären.

Ein Narr findet immer einen gröſſern Narren,
der ihn bewundert.

Der

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 123. Stück.

Ich habe ſchon einigemal den Menſchen als den Herrn des Erdbodens dargeſtellet. Seine Herrſchaft hat er nicht dem Zufall, oder einer blinden Wahl, oder keinem weitern Recht, als das Recht der Erbſchaft iſt, ſondern ſeiner vorzüglichen Natur zu danken. Seine ganze Einrichtung ſetzet ihn ſo hoch, daß er vermöge ſeiner Anlage und Kräfte ein König der Geſchöpfe iſt. Solten meine Leſer wol ſich vorſtellen, daß auf dieſen erhabenen Eingang das Lob der Neugierde folgen würde? Ja, eben dieſelbe iſt es, welche ich als ein ſehr deutliches Merkmal der hohen Würde der menſchlichen Natur anſehe.

Das Thierreich bleibt in einer dummen Fühlloſigkeit gegen alle Dinge, die ſich um daſſelbe herum befinden. Die Aufmerkſamkeit des Viehes erſtrecket ſich höchſtens nicht weiter, als auf Erforſchung des Unterhalts, oder auf die Sicherheit des Lebens; alles andere iſt mit dem Thier in keinem nähern Zuſammenhang, als durch das bloſſe Daſeyn. Die Thiere zeigen in ihrem ganzen Verhalten, daß ihnen alles andere nichts angehe, und ſie nicht in einer Beſtimmung zu demſelbigen ſich befinden, vermöge welcher ihnen ſonſt etwas angehöre, oder eigen ſey.

Digitized by Google

Daß die Seele der Thiere ungemein tief unter die unſrige erniedriget ſey, erkennen wir aus dem gänzlichen Mangel der Neugier bey dieſen Geſchöpfen. Sie bekümmern ſich nicht um die Geſchichte ihrer Vorfaren, noch um diejenigen Thiere, die mit ihnen zugleich leben, oder auch nur zu gleicher Zeit in einem Walde wohnen. Eben deswegen würde auf der Welt noch alles in ſeiner erſten Wildheit ſeyn, wenn nichts als Thiere den Erdball bewohnten, welches ein Zeichen iſt, daß ſie nicht Herren ſondern bloſſe Theile des Erdbodens ſind; ſie ſind vermöge des Mangels der Neugier nicht im Stande, die geringſte Gefahr zu vermeiden, oder ihren Zuſtand zu verbeſſern. Der Menſch im Gegentheil ſtehet mit der Welt in einem ſolchen Zuſammenhange, nach welchem er nicht nur ein Theil, ſondern auch das vornehmſte und der herrſchende Theil des Sichtbaren iſt. Das, was um ihn herum iſt, iſt zu ſeinem Dienſt da, und er kan mit Recht ſich als den Mittelpunct aller andern Dinge betrachten, weil er allein ausgerüſtet iſt, ſich derſelben zu bedienen. Und die ihn belebende Neugier iſt das vornemſte Stück dieſer Ausrüſtung, vermöge welcher er nicht nur innerlich fühlet, das andere ſey vor ihm da, ſondern auch ſeine hohe Natur und den Adel ſeines Geiſtes ſehr deutlich zu erkennen giebt. Die Neugier iſt das Band, welches ihn auf eine edle Art mit allen andern Dingen verbindet; denn vermittelſt derſelben lernet er die Beſchaffenheit und den Gebrauch, und den Zweck derſelben erkennen. Durch ſie werden wir vernünftige Beſchauer der ganzen Schöpfung. Die Neugier ſchaft den Kräften unſers unſterblichen Geiſtes Nahrung und Uebung. Was der Hunger zur leiblichen Speiſe unſerm Körper iſt, das iſt ſie der Seele zu ihrem Unterhalt. Wir haben ein ge-

heimes

heimes Gefühl, daß alles, was da iſt, zu uns gehört; eben deswegen bekümmern wir uns um alles, und die unendliche Dauer unſeres Geiſtes bringet es mit ſich, daß ſeine Kräfte auf das Unendliche gehen: daher ſind auch die Begierden nie zu erſättigen. Dieſes macht, daß die Neugier mit nichts zu ſtillen iſt, als ein Beweis unſerer Unſterblichkeit, und unſerer Einrichtung zur Ewigkeit.

Die Thiere haben eben ſo gut, und, wegen Mangel anderer Geſchäfte mit weit mehrerer Muſſe, die Geſtirne des Himmels beobachten können; aber weil ſie nicht aufgelegt waren, einigen Nutzen daraus zu ziehen, weil ihnen dieſe vortreflichen Lichter nichts angiengen, und mit ihren Bedürfniſſen in keinem Zuſammenhange ſtehen, ſo haben ſie alle ihre Bewegungen achtlos vorüber gehen laſſen. Die Neugier lehrte den Menſchen den Lauf des Geſtirnes, und die ordentlichen Bewegungen der himliſchen Kräfte, zu ſeinem Unterricht und Nutzen. Sie macht uns mit der Wohnung bekant, die uns die Vorſehung eingeräumt hat, und lehret uns den Zweck und den Gebrauch eines jeden Kräutleins; und indem ſie unſern Verſtand mit Erkentniſſen bereichert, ſo giebt ſie unſerer Beurtheilungskraft Mittel an die Hand, neue Erfindungen und Entdeckungen zu machen, die dem Menſchen ſo viel Ehre bringen: und die vornehmſte unter denſelben iſt die Gewißheit von dem Daſeyn eines göttlichen Weſens, welches ſich einem jeden beweiſet, deſſen Neugier auf die Beſchaffenheit der Welt aufmerkſam iſt.

Die Verbindung, in welcher wir mit andern Menſchen ſtehen, es ſey nun der Zeit, dem Ort, der Verwandtſchaft oder dem Beruf nach, macht uns billig begierig, alles von ihnen zu wiſſen, was einigen Einfluß auf

uns

uns ſelbſt haben kan, das uns zur Lehre, zur Warnung oder zur Behutſamkeit dienen kan. Denn indem wir Menſchen ſind, und etwas menſchliches ſich auch mit uns zutragen kan: ſo iſt es nöthig, daß wir die menſchlichen Zufälle, und das verſchiedene Verhalten der Menſchen in denſelben, wie auch die Gemüts- und Denkungsart, und Handlungsweiſe eines jeden kennen lernen. Wie viel iſt uns nicht daran gelegen, diejenigen recht kennen zu lernen, die mit uns Umgang haben, und denen wir uns anvertrauen müſſen. Würde, ohne die Neugier, nicht das *menſchliche* Geſchlecht einem Sandhaufen gleichen, in welchem nichts zuſammenhängendes iſt, und deſſen Körner ſogleich aus einander fallen? Es iſt alſo der Nutzen der Neugier ausgemacht.

Weil aber die *wenigſten einen rechten* Begrif von der Neugier haben, ſo *will ich ſolchen* veſte zu ſetzen ſuchen. Ueberhaupt iſt alles das neu, was der Zeit nach noch *nicht* geweſen iſt, oder ſich zugetragen hat, das wir folglich zum erſtenmal erfahren. Indem aber alles, was *uns noch* gänzlich unbekant iſt, vor uns eben ſo viel iſt, *als* wenn es nicht wäre, es mag ſo lange geweſen oder geſchehen ſeyn, als es will: ſo iſt alles das neu, was wir zum erſtenmal erfahren, es mag geſchehen ſeyn, wenn es wolle. Die Neugierde iſt alſo eigentlich nichts anders, als die Begierde etwas zu vernehmen, das uns noch unbekant iſt. Wir müſſen ſo viel lernen, als uns möglich iſt: es iſt folglich nichts untadelhaftiger, als die Begierde, ſo viel zu wiſſen als nur möglich iſt. Weil aber eben dieſer Trieb uns lehret auf unſern Nutzen zu ſehen, ſo müſſen wir in Betrachtung der Kürze des Lebens und der Flüchtigkeit der eilenden Lebenstage, nur das zu wiſſen begierig

ſeyn,

Digitized by Google

ſeyn, was uns wahren Nutzen bringet, und dahin gehören nur die Dinge, die entweder unſere Erkentniß mit Wahrheiten bereichern, oder ſonſt uns mit Vergnügen, Freude und Ruhe erfüllen, oder zu den Bequemlichkeiten unſers Lebens, und dem Wohl unſerer Mitbürger, etwas beytragen. Alle andere Dinge ſind nur leichtes Spreu, das uns beläſtiget oder ausdehnet, und nicht die geringſte Stärke und Nahrung mittheilet. Was hilft es mir, wenn ich weiß, was mein Nachbar iſſet oder trinket, warum er ſein Geſinde abſchaft oder behält, ob er ein Kind auſſer der Ehe habe, oder nicht? Wenn ich nur weiß, ob er ein redlicher Mann ſey, oder nicht; das andere iſt mir ſo gleichgültig, daß ich bey dergleichen neuen Zeitungen und elenden Geſprächen mich zwingen muß, nicht einzuſchlafen. Es ſind nicht nur unſere Tage kurz, ſondern der Dinge, die uns zu wiſſen nöthig ſind, ſind ſo viel, daß wir einestheils nicht neugierig genug ſeyn können, aber auch anderntheils uns nicht genug einſchränken können, um die nichtswürdigen Dinge von unſerer Erkentniß zu entfernen.

Unſer eigener Trieb kömt uns darin zu ſtatten. Wenn Japan durch ein Erdbeben untergehen ſolte, ſo würde uns ſolches ſo ſtark nicht bewegen, als wenn wir dergleichen Unglück von Holland vernehmen ſolten. Denn wir ſtehen nicht nur mit dieſem Lande in vielen Abſichten in einem ſtarken Zuſammenhange, da uns Japan gar nichts angehet, und vor uns ſo viel iſt, als wenn es nicht wäre; ſondern das Unglück, das Holland betrift, betrift ein Land, das uns ſehr nahe lieget, folglich die Gefahr in einer ſolchen Nähe zeiget, daß wir ſelbſt uns davor fürchten müſſen. Alſo ſehen wir, daß der Nutzen oder der Schaden

einer

Digitized by Google

einer Begebenheit, den wir ſelbſt davon erwarten oder befürchten können, die wahre natürliche Triebfeder der Neugier ſey. Wir dürfen dieſem Triebe nur folgen, ſo wird die tadelhafte Neugier gar leicht unterdruckt werden.

Weil nunmehro einige meiner Leſer von mir fordern möchten, daß ich ihnen Anleitung geben ſoll, wie ſie ihre Neugier lobenswürdig vergnügen können: ſo will ich ihnen kurz die beſten und rühmlichſten Gegenſtände derſelben zeigen. Zuerſt ſollen wir begierig ſeyn, was neues von uns ſelbſt zu erfaren: der Menſch ſoll ſich ſelbſt und alle ſeine Kräfte, und die Geſchichte ſeiner Leidenſchaften, kennen lernen. Dieſe Erkentniß iſt der Grund *aller andern*; durch ſie beſtimmen wir allen Dingen auſſer uns ſelbſt den rechten Werth, und ſetzen uns in das gehörige Verhältniß mit denſelben, dadurch unſer Wohlſtand ausnehmend befördert wird. Dieſe Erkentniß iſt zugleich der Schlüſſel aller andern Wiſſenſchaften; denn ſie füret uns *bey der* Natur unſerer Seele auf die Lehre von GOtt, und führet uns bey der Hand zur Offenbarung. Alsdenn eröfnet ſich auch unſern neugierigen Blicken das ganze Buch der Natur. Was finden wir nicht vor Neuigkeiten, oder unbekante Begebenheiten, in der Geſchichte eines jeden Wurms, und wie nützlich und lehrreich iſt nicht dieſes alles? Von da, oder mit dieſer Erforſchung zugleich, kan ein würdiger Neugieriger auf die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts gehen, und alle Begebenheiten, ſo ſich mit den Ahnen der jetztlebenden Welt, von dem erſten Anfang an, zugetragen haben, erforſchen, um entweder ſolche Wiſſenſchaft zum Glück ganzer gemeinen Weſen anzuwenden,

oder

oder durch die Zergliederung der menſchlichen Natur in allen Vorfällen und Leidenſchaften, in der Uebung der Tugenden und Laſter, ſich ſelbſt zu einem würdigen Mitgliede des menſchlichen Geſchlechts zu machen. Wo ſich noch überdieſes beſondere Fähigkeiten finden, ſo ſuche jeder nach ſeiner Geſchicklichkeit neugierig die Regeln des Schönen, und des guten Geſchmacks ſelbſt, bald in einem ungebundenen Aufſatz, bald in einem Gedicht, bald in einer Rede, bald in einer Erzehlung oder Schilderey, zu üben und zu verbeſſern; und die Sittenlehre nebſt der Religion und Weltweisheit ſind ins unendliche fortgehende Adern nützlicher Erkentniß, denen wir mit den nimmer ſtillen Begierden, was neues zu wiſſen, auf eine rühmliche und nützliche Art nachgraben können. Eine von ſtrafbaren Abſichten, der Spötterey, des Neides, des Stolzes und liebloſen Richtens, befreyete Neugier, die Characteren der Menſchen rings um ſich herum kennen zu lernen, würde ſo nützlich als ergötzlich ſeyn. Wir wollen, ſo oft uns eine Schrift vorkomt, die dieſe würdige Neugier des Menſchen vergnügen und unterhalten kan, ſolche unſern Leſern bekant machen. Wir hoffen, vielen dadurch einen angenehmen Dienſt zu erzeigen. Die Allgemeine Welthiſtorie iſt zu bekant, als daß wir ſie erſt nennen ſolten, ſie ſtehet unter den Büchern, die der nützlichen Neugier dienen, obenan. Wir fügen nur noch, wegen Mangel des Raums, die Titel einiger Bücher an, die den Leſer erbauen können, und dem Zweck dieſes Wochenblats zu ſtatten kommen.

Der berühmte Herr Formey hat unter dem Titel: le philoſophe chretien, eine leſenswürdige, gründliche und erbauliche Schrift verfertiget. Wir wünſchen, daß ſie in jedermans Händen ſeyn, und um ihrer Vortreflichkeit willen überſetzet werden möchte.

Die Engliſche Geſchichte des Thomas Jones, eines Fündlings, und die Hiſtoire des paſſions, oder die Geſchichte des Hrn. Sroop, entblöſſet uns die innerſten Triebfedern der menſchlichen Natur, und befördert die Erkentniß und Prüfung unſerer ſelbſt auf eine ausnehmende Art.

L.

Der Menſch.

Das 124. Stück.

Leberecht Spürer bekomt immer mehr und mehr Arbeit. Von allen Orten her laufen Briefe ein, in welchen er eingeladen wird, bald da bald dorthin mit ſeinem Laſtthiere zu kommen. Wir freuen uns in der That, daß wir gewahr werden, wie überal vernünftige Leute genug angetroffen werden, welche die redlichen Dienſte gebührend zu beurtheilen wiſſen, die Spürer dem menſchlichen Geſchlechte leiſten könte, wenn nur viele Menſchen die ganz leichte Gabe beſäſſen, den Packeſel des menſchlichen Geſchlechts von der rechten Seite zu betrachten. Allein, Spürer kan uns nicht genug ſagen, wie viele Verdrießlichkeiten er unter Weges auszuſtehen hat, die ſeine Reiſen gewaltig verzögern. Die meiſte Unruhe wird ihm von der Deuteriſchen Familie verurſacht, als welche ſo zahlreich iſt, daß man faſt überal eine Bruth von derſelben antrift. Spürer hat uns erzehlt, daß er aller Orten Leute findet, welche mit ihm zu zanken ſich für verpflichtet halten, unter dem Vorwande, als habe er ſie auf den vermaledeyeten Packeſel aufgeladen. Spürer mag ſagen

was er will, und wenn er auch eidlich verſichert, er habe dieſe Leute von Perſon niemals gekant, es hilft alles nichts; ſie wollen mit Gewalt aufgepackt ſeyn, und ſuchen ſich zu rächen, und Genugthuung zu erlangen. Das allerverdrießlichſte bey der ganzen Sache beſtehet darin, daß dieſe Leute, durch ihr Toben wider den Packeſel, ſich offenbar für die Perſonen ſelbſt ausgeben, die **Spürer** aufgeladen, und daß ſie alſo ſich dadurch ſelbſt beſchimpfen, und die Wahrheit aller der Nachrichten, die er von den aufgeladenen Perſonen giebt, aufs unwiderſprechlichſte beſtätigen. Nun könte man ihnen dieſe ganze Beſchäftigung gerne überlaſſen, ſich ſelbſt für Packeſelsfracht auszugeben, wenn ſie nur deswegen mit **Spürern** nicht auf eine ſo unvernünftige Art zankten, und die überzeugenden Verurtheilungen ihres eigenen Gewiſſens für Beſchimpfungen ausgäben, die ihnen **Spürer** angethan, und für welche ſie noch dazu Genugthuung verlangen. Indem ſie alſo ſelbſt ſich für Perſonen halten, die ſchon einmal auf **Spürers** Thiere geritten; ſo verdienen ſie in der That auf daſſelbe *geſetzt zu* werden, weil ſie deswegen wider **Spürern** ſo *unſinnig* toben. Kein Laſter iſt ſchädlicher, als wenn ein Laſterhafter ſeine Laſter geſtehet, alle diejenigen aber für Ehrenſchänder hält, welche ihn zum Gefühl ſeiner eigenen Laſter bringen können. Kein Laſterhafter iſt in ſeinen Laſtern tiefer verſunken, als wer da verlanget, daß man ihm auf keinerley Weiſe ſein Gewiſſen rege mache. So viel Verdrießlichkeiten **Spürer** von der erwehnten Art auszuſtehen hat, ſo viele luſtige Begebenheiten erlebt er auch. Sonderlich iſt es ihm eine herzliche Freude, wenn er Leute findet, die ihm und ſeinem Thiere alle Höflichkeit und Freundſchaft erweiſen, und ihn zur unerſchrockenen Fortſetzung ſeines

Amtes

Amtes ermuntern, weil ſie glauben, daß vermöge ihres Deuteriſchen Gemüthscharacters Leute von ihrer Bekantſchaft auf dem Packeſel herumgeführt werden, da ſie doch ſelbſt die Leute ſind, welche **Spürer** aufgeladen hat.

Vor dismal hat **Spürer** eine reiche Ladung an Perſonen und Sachen mitgebracht, und wir wollen mit der Beſchreibung der letztern unſere Leſer zuerſt unterhalten. Wir haben, bey der Eröfnung des Felleiſens, folgende Sachen gefunden.

1. Einen ziemlich langen ſchwarzgelben Zahn. Dieſer Zahn gehörte einer Jungfer, welche ſchon in demjenigen Alter iſt, in welchem das ledige Frauenzimmer die verdamte Frage: wie alt es ſey? allemal mit einigen Umſchweifen und Zweydeutigkeiten beantwortet. Dieſe Jungfer meldet uns ſelbſt, daß ihr dieſer Zahn von ihrem zwölften Jahre an ungemein viele Sorge und Beſchwerlichkeit verurſacht habe. Weil er merklich über die anderen Zähne hervorgeragt, und in dem untern Kinnbacken juſt an dem rechten Ende des Mundes geſeſſen; ſo ſey er, wenn ſie natürlich geredet, gelacht, oder den Mund offen gehalten, allemal zum Vorſchein gekommen. Weil ſie nun geglaubt, daß derſelbe ihre Schönheit ungemein verſtelle; ſo habe ſie alle mögliche Mühe angewendet, um ihn zu verbergen. Zu dem Ende habe ſie faſt beſtändig an dieſen Zahn gedacht, bey aller Gelegenheit in den Spiegel geſehen, und dieſen verwünſchten Zahn in Augenſchein genommen. Sie habe hunderterley Geſichter gemacht, um zu verſuchen, durch welches ſie denſelben am artigſten verbergen könne. Endlich habe ſie ſich das gezwungenſte Weſen angewöhnt. Sie habe immer ein ſpitzes Mäulchen gemacht, beym Reden lieber wenig und unvernehmlich geſprochen, als ihren

Zahn entblößt, und die Gabe erlangt, einwärts zu lachen. Bey ſo bewandten Umſtänden ſey ſie in keiner Geſellſchaft vollkommen aufgeräumt und unaffectirt geweſen, indem ſie entweder vor Sorge den Zahn verborgen zu halten, oder vor Verdruß bey einer wider Willen entſtandenen Entblöſſung deſſelben, niemals an den Vergnügungen der Geſellſchaft auf eine ungekünſtelte Art Antheil nehmen können. Ob ſie nun gleich noch zugeſtehe, daß dieſer Zahn keine Schönheit ſey; ſo habe ſie doch erkant, daß ihr bisheriges Verhalten in Abſicht auf einen Fehler, den ſie *nicht verurſacht* habe, ein närriſcher Fehler ſey. Um ſich nun von demſelben gänzlich zu befreyen, ſo habe ſie dieſen Zahn aus dem Munde geriſſen, und ſie überſchicke uns denſelben, damit ſie ſich ihre bisherige Thorheit *abgewöhnen* möge. Sie beſchließt mit dem vernünftigen Wunſche: daß doch alles Frauenzimmer ſich *lieber* damit beſchäftigen möchte, die moraliſchen Fehler kennen zu lernen und zu verbeſſern, an ſtat daß der gröſte Haufen deſſelben ſich beſchäftiget, *ſolche* Fehler zu verbergen und zu verbeſſern, *woran er nicht* Schuld hat, und die nicht in ſeiner Gewalt ſtehen.

2. Einen diamantenen Ring. Der Beſitzer dieſes Kleinods iſt ein Herr von gutem Herkommen und von einem anſehnlichen Amte. Ob er gleich ſchon längſt die Kinderſchuhe vertreten hat, ſo hat er ſich doch in ſeinen männlichen Jahren, in Abſicht auf dieſen Ring, als ein Kind verhalten. Er hat denſelben ſich ſelbſt gekauft zu einer Zeit, da alle ſeine Unterhemden ſo zerriſſen waren, daß ſie nicht mehr verdienten geflickt zu werden. Weil er nun glaubte, daß auſſer ſeiner Wäſcherin kein Menſch ſeine Unterhemden zu ſehen bekäme, ſo kaufte er ſich lieber dieſen Ring, als Leinewand zu einem nothwendigen Stücke

Digitized by Google

ſeiner Kleidung. Er ſteckte ihn an den kleinen Finger ſeiner rechten Hand, und ſeitdem hat er dieſen Finger nicht wieder krumm gebeugt. Seine rechte Hand hielt er allemal ſo, daß der Ring ſichtbar war. Um dieſes Ringes willen nahm er oft Schnupftoback, um denſelben der Geſellſchaft zu zeigen. Bey Tiſche incommodirte er ſeine Nachbarn, indem er ſich immer beym Eſſen bemühete, den kleinen Finger zu zeigen. Er beſahe denſelben beſtändig, und machte andern Leuten weiß, als wenn er denſelben von einem artigen Frauenzimmer geſchenkt bekommen habe. Da er nun dieſen Ring für das ſchönſte Stück ſeiner ganzen Perſon gehalten, vermuthlich weil er überzeugt war, daß er mit ſeinen eigenthümlichen perſönlichen Vollkommenheiten in keinen Geſellſchaften hervorſtechen könne; ſo hat ſich Leberecht Spürer dieſes Rings bemächtiget. Seitdem dieſer Herr ſeinen Ring eingebüßt, ſeitdem iſt er ganz untröſtlich. Kein Frauenzimmer von ſeiner Gemüthsart würdiget ihn eines Blicks mehr: denn da er dasjenige nicht mehr beſitzt, welches die diebiſchen Blicke deſſelben auf ſich zog, und da er wiederum in ſein eigenes Nichts zurückgeſunken iſt; ſo erſcheint er in allen Geſellſchaften beynahe ungeſehen, wenigſtens unbewundert, und zwar von denenjenigen Perſonen, nach deren Bewunderung ſeiner Artigkeit er zu geizen gewohnt iſt.

3. Eine blonde Knotenperucke. Der Beſitzer derſelben hätte ſich vollkommen der Mode und ſeinem Stande gemäs kleiden können, ob er gleich nur eine Perucke von anderer Art getragen hätte. Demohnerachtet ſchafte er ſich dieſe Staatsperucke an, um in der Kirche und bey Viſiten recht zu paradieren. Wenn er dieſe Perucke auf dem Kopfe trug, ſo gieng er ganz ſteif, und trug den

Kopf ſo hoch und ſo gerade, als es ihm möglich war. Muſte er eine Wendung machen, ſo drehete er mit dem Kopfe den ganzen Körper herum, damit in den Haarlocken ſeiner Perucke keine Unordnung entſtehen möchte. Sogar wenn er auf einem Stuhle ſaß, drehete er denſelben mit ſich herum, wenn er ſeinen Nachbar anſehen wolte. Er ſahe ohne Aufhören in den Spiegel. Bey dem angenehmſten Säuſeln des Zephyrs verſäumte er ſo gar des Sonntags die Kirche um ſeiner Knotenperucke *willen*. Letzthin überfiel ihn mitten auf der Straſſe *ein Wirbelwind*, und kein Menſch kan bey Feuersgefahr weitere Schritte thun, als dieſer Herr that, um ſeine Perucke in eine Windſtille zu bringen. Kurz, ſo ofte dieſer Herr ſeine Knotenperucke aufſetzte, ſo ofte betrachtete er ſich, wenn man ihn anders nach ſeinem Verhalten beurtheilen ſoll, nicht anders, als einen Anhang ſeiner Perucke. Spürer hat ſich dieſer Perucke bemächtiget, um den vormaligen Beſitzer derſelben vielleicht dahin zu bringen, daß er inskünftige eine Perucke trage um der eingeführ*ten Mode* willen, und nicht um die Stelle eines Peruckenſtocks zu vertreten.

4. Die Vorreden eines Gelehrten zu ſeinen eigenen Werken. Weil dieſer Mann endlich zu Menſchenverſtande gekommen, ſo hatte er erkant, daß alle ſeine Vorreden mit Lügen, Großſprechereyen und Beleidigungen anderer Gelehrten, ſonderlich ſeiner Widerſacher, erfüllet ſeyn. Zu dem Ende hat er, um ſeine gelehrten Sünden, die er in den Vorreden begangen, zu büſſen, dieſelben dem Packeſel des menſchlichen Geſchlechts aufgeheftet. Er bereuet es ſonderlich, daß er ſeine gründlichen Gegner, die ihm unbeantwortliche Einwürfe gemacht, in den Vorreden ſo veracht-

verächtlich tractirt habe. Sein Hochmuth und ſeine Eigenliebe hätten ihm nicht erlaubt, dieſe Einwürfe zu prüfen. Da er nun nichts gründliches zu antworten gewußt, und gleichwol auch nicht ſtilleſchweigen wollen; ſo habe er die Diſputirkunſt des Pöbels in Uebung gebracht, und ſeinen Gegner über die Schulter höniſch angeblickt. Er bezeuget zugleich eine aufrichtige Reue, und ſcheint von ſich ſelbſt zu hoffen, daß er inskünftige ſich beſſer werde aufführen können.

5. Eine Leichenrede. Der Verfaſſer hat in einem beygelegten Schreiben an uns die göttlichen Wahrheiten bedauert, daß er ſie mit ſolchen handgreiflichen Lügen in dieſer Rede untermenget habe. Er verſichert, daß der verſtorbene Herr, auf welchen er dieſe Rede gehalten, keine von ſeinen Lobeserhebungen verdient habe, indem er entweder die gerühmten Eigenſchaften gar nicht an ſich gehabt, oder wol gar das Gegentheil derſelben beſeſſen habe. Unterdeſſen, da ihm dieſe Rede ſehr gut bezahlt worden, und die hinterlaſſene Familie ſehr angeſehen und mächtig ſey; ſo habe er die Kühnheit gehabt, in einer groſſen Verſammlung eine Stunde lang aufs handgreiflichſte zu lügen, und das Sprüchwort zu beſtätigen: Leichenpredigten ſind Lügenpredigten. Er beſchließt ſein Schreiben mit der vernünftigen Betrachtung: daß es zwar unrecht ſey, wenn man alles Böſe und alle Laſter dem Verſtorbenen nachſage, ſo er an ſich gehabt habe; daß es aber eben ſo unrecht ſey, wenn man zu ſeinem Vortheile lüge. Es gebe ein Stillſchweigen, welches als eine glückliche Mittelſtraſſe zwiſchen dieſen beyden Ausſchweifungen könne angeſehen werden.

Digitized by Google

6. Hundert Briefe, die ein Collega von dem andern an einen dritten geſchrieben. Weil alle dieſe Briefe voller Verleumdungen und Beſchimpfungen ſind, ſo hat ſie Spürer als eine gute Packeſelsfracht angeſehen. Desgleichen eben ſo viel gedruckte Beurtheilungen der Dichter und ihrer Gedichte, und welche ſämtlich von ſolchen Verfaſſern herrühren, die ſelbſt Dichter ſind oder ſeyn wollen.

7. Eine ungemein prächtige und rühmliche Grabſchrift auf einen verſtorbenen Freygeiſt, in welcher er als ein groſſer Geiſt vorgeſtellet wird. Spürer hatte den Vers des Boileau drunter geſchrieben:

Un ſot trouve toujours un plus ſot qui l'admire.

Ein Thor findet immer einen gröſſern Thoren, der ihn bewundert. Da es überhaupt eine Verwegenheit iſt, wenn ein Menſch mitten in der Chriſtenheit das ganze Chriſtenthum auf die gröbſte Art läſtert und lächerlich zu machen ſucht; ſo iſt es eine unerhörte Unverſchämtheit, wenn man, aller Chriſten zu ſpotten, einen ſolchen Menſchen noch dazu als einen groſſen Geiſt rühmt. Es ſoll demnach dieſe Grabſchrift in dem Vorrathshauſe der Thorheiten des menſchlichen Geſchlechts ſorgfältig aufgehoben werden.

Was nun die Perſonen betrift, welche der Packeſel dieſesmal mitgebracht hat, ſo ſind dieſelben folgendergeſtalt beſchaffen:

Der erſte Paſſagier heißt Tobias = = ein Menſch, welcher eine jedwede Periode, die er ſpricht, mit einem Schwure oder Fluche und Verwünſchung ſeiner ſelbſt und anderer begleitet. Als er noch ein junger Menſch war, ſo hatte er viele Gelegenheit, manchen General, Cavalier und

andere vornehme Männer ſchwören und fluchen zu hören. Er glaubte demnach, es laſſe hero:ſch, martialiſch und vornehm, wenn man beſtändig um das zehnte Wort flucht und ſchwört. Er wagte es demnach, und ſagte einmal in einer groſſen Geſelſchaft mit zitternder Stimme: Der Teufel! Nachdem er hierin eine Fertigkeit erlanget hatte, ſo gieng er weiter, und ſagte: Der Teufel ſolle ihn holen; und ſo ſtieg er immer weiter in die Höhe, bis er es endlich dahin gebracht hat, daß er nicht nur wünſcht, Ein Teufel ſolle ihn holen, ſondern alle Teufel, und die ſollen ihn noch dazu in hundert tauſend Stücke zerreiſſen. Man darf nicht denken, als wenn Tobias ꞉ ꞉ bloß fluchte, wenn er zornig iſt; ſondern er flucht auch, wenn er vollkommen aufgeräumt iſt, und freundſchaftlich und liebreich mit andern ſpricht. Z. E. wenn man zu ihm ſagt: Warum er geſtern nicht ſein gütiges Verſprechen gehalten, und uns beſucht; ſo antwortet er mit einer vollkommenen Freundlichkeit: Der Teufel . . ich habe es vergeſſen, oder ich habe Hinderniſſe gehabt. Wenn er einem ganz in Liebe zu verſtehen geben will, daß derſelbe nicht die Wahrheit rede, ſo wünſcht er ihm zugleich die ſchwere Noth an den Hals. Er hat ſich dieſe Sache ſo angewöhnt, daß er ſich derſelben nicht mehr bewußt iſt. Als ihn neulich jemand des Fluchens wegen erinnerte, ſo betheuerte er mit dem ärgerlichſten Fluchen, er habe ja nicht geflucht. Da nun dieſer Menſch ſolche gottloſe, ärgerliche und beleidigende Flüche zu ſeiner Gewonheit gemacht hat, ſo iſt es der gröſte Ekel, mit ihm umzugehen und zu ſprechen. Welcher ehrliebender und wohlgeſitteter Menſch kan es erdulden, daß ihm die fürchterlichſten Uebel an den Hals gewünſcht werden? Ueberdis iſt es wider alle Regeln einer guten Aufführung, ſich

und ſeinem Nächſten alles Unglück anzuwünſchen. Und ein Flucher ſetzt ſeine Flüche oft auf eine ſolche Art zuſammen, daß ſie in einem lächerlichen und abgeſchmackten Unſinne beſtehen. Es iſt nicht einmal nöthig zu gedenken, daß ein jeder Poltron und Landsknecht flucht und ſchwört ſo heroiſch, als der ächteſte Landjunker. Aller dieſer Urſachen wegen ſoll Tobias ꞌ ꞌ ſo lange in unſerm Lazarethe bleiben, bis er auf eine einem vernünftigen Weſen anſtändigere Art reden lernt.

Die andere Perſon, welche Spürer aufgeladen hat, iſt ein Mann von ſeinen beſten Jahren, welcher eine artige tugendhafte und vernünftige Frau hat, mit der er ſchon einige Kinder gezeuget hat. Demohnerachtet iſt er ein ſo groſſer Liebhaber von der Abwechſelung, daß er ſeiner Frau eine Untreue nach der andern erweiſet. Alle Mägde, die ſeine Frau miethet, ſchwängert er; und er erkauft ſich jederzeit nichtswürdige Kerls, die ſich an ſeiner ſtatt den Vaternamen beylegen laſſen. Seine Frau hat ofte ſeine Untreue gemerkt, und ſie ſucht ihn durch Liebe zu gewinnen. Allein um ſo viel toller treibt ers. Er fliehet den angenehmen, zärtlichen und tugendhaften Umgang mit ſeiner Frau, und hänget ſich an die liederlichſten Weibsperſonen. Er verſchwendet bey denſelben ſeine Geſundheit und ſein Vermögen, und er iſt gegen die Thränen und ſchmachtende Zärtlichkeit ſeiner liebenswürdigen Frau ganz unempfindlich. Für die Erziehung und künftige Verſorgung ſeiner ehelichen Kinder ſorgt er nicht; und er ſetzt manches Kind auſſer der Ehe in die Welt, welches, weil es völlig vernachläſſiget wird, eine Laſt des Vaterlandes werden muß. Er zieht ſich bey den nichtswürdigſten Weibsleuten die ſchandvolleſten Krankheiten zu, und ſeine unſchuldige Ehegattin muß ihn während

rend dieſer Krankheiten pflegen und warten. Er iſt ohne alle Empfindung ſeines Gewiſſens, ſogar daß er ſeinen Freunden ſagt: ſeine Frau ſey recht gut, wenn er nur alle acht Tage eine neue haben könte. Dieſer ſchaamloſe Ehebrecher ſoll in das Lazareth des menſchlichen Geſchlechts eingeſperret werden, um alle Eheweiber zu rächen, denen ihre Männer untreu werden. Wir haben aber Spürern die gemeſſenſten Befele ertheilt, ihm nicht wiſſen zu laſſen, daß in dieſem Lazarethe ſchon einige Weibsperſonen ſtecken, widrigenfals könte er uns tolle Händel ſpielen. Es wäre um der Wohlfahrt des Vaterlandes willen zu wünſchen, daß, da man ſich ſo ſehr bemühet, America anzubauen, man alle ſolche treuloſe Ehemänner dahin ſchickte. Denn da ſie eine ſo groſſe Zeugungskraft zu beſitzen ſcheinen, ſo könten ſie zum Vortheil des gemeinen Weſens ein Land bevölkern, welches bloß um des Mangels hinlänglicher Einwoner willen wild und unfruchtbar iſt, ob es gleich ſeiner Natur nach ſo ſchön angebauet werden könte, als irgends ein ander Land.

Der dritte iſt ein Menſch, welcher ſich das Lügen ſo entſetzlich angewöhnt hat, daß ihm kein wahres Wort aus dem Munde geht. Wenn er den Mund öfnet, ſo erzehlt er Dinge, die niemals geſchehen ſind, als wenn er ſie geſehen hätte. Zu den wahren Geſchichten macht er ſo viel Zuſätze, und erdichtet Zeiten, Oerter und Umſtände, daß ſie in ſeinem Munde kaum den Schatten der Wahrheit übrig behalten. Bald hat er dieſes geleſen, bald jenes aus dem Munde dieſes oder jenen berühmten Mannes gehört. Er weiß von allen Leuten was Böſes zu erzehlen, und verleumdet jederman, von dem in ſeiner Gegenwart geſprochen wird. Wenn man widerſpricht, und er kan

ſich

ſich weiter nicht retten, ſo ſucht er durch eine neue Lügen ſich aus dem Handel zu ziehen, indem er vorgiebt, die Sache könne ſich zwar ſo verhalten, wie ſein Gegner ſagt, allein ihm ſey es ſo erzehlt worden; er könne alſo nicht dafür, daß er belogen worden. Ofte lächelt er auch dazu, wenn man ihn einen Windbeutel nennt, indem er es als einen Beweis ſeines ſinreichen Witzes anſieht, daß er ſo entſetzlich lügen kan. Bald lüget er, um ſich groß zu machen, indem er ſein Vermögen herrechnet, ſo er nicht beſitzt, und Thaten von ſich erzehlt, die andere *gethan* haben. Er war vor einiger Zeit in einer Geſelſchaft, wo von einer ſilbernen Coffeekanne geſprochen wurde. Er bewunderte ſie, allein er ſetzte hinzu, daß die ſeinige noch etwas gröſſer ſey, ob er gleich in ſeinem Leben zu keiner ſolchen Meuble kommen wird. Bald lüget er, *um ſeinen Läſter*geiſt zu befriedigen, oder andere *lächerlich* zu machen, oder ihnen was weiß zu machen, oder bloß, um nur zu lügen. Er beſitzt die Unverſchämtheit, ofte bis aufs Schlagen ſeine Lügen zu vertheidigen, und manchmal aufs *theuerſte zu* verſichern, daß er etwas nicht geſagt habe, *was er* doch ein paar Augenblicke vorher geſagt hat. Er gehet ſo weit, daß er in ſolchen Fällen andern die Gabe zu hören, oder das Gehörte recht zu verſtehen, mit der äuſſerſten Grobheit abſpricht, und ſolten auch zehn Zeugen wider ihn auftreten. Als Spürer durch den Ort ſeines Aufenthalts zog, ſo ward er ihm aufs feyerlichſte überliefert. Die ganze Stadt war wider ihn aufgebracht, indem jederman ſeinen Umgang als eine unerträgliche Sache anſahe. Man hatte einen ſolchen Ekel vor ihm bekommen, daß man ihm auch alsdenn nicht zu glauben ſich getrauete, wenn er die Wahrheit redete. Da nun dieſer Menſch ſelbſt ſchuld daran iſt,

daß

daß ihm niemand trauet, und daß er jederman durch ſeine Lügen irgends auf eine Art ſchadet, ſo iſt er nicht werth, in der menſchlichen Geſellſchaft geduldet zu werden. Ein Menſch, der ſich ſelbſt um allen ſeinen Credit bringet, und der niemandes ſchont, muß als eine Creatur betrachtet werden, die mit keinem Menſchen menſchlich umgehen kan, weil er gegen ſich ſelbſt unmenſchlich ſich verhält.

Zum vierten begleitete den Packeſel eine Mutter mit ihrem Sohne, der ſein 23ſtes Jahr ſchon zurück gelegt hatte. **Spürer** hatte von derſelben folgende Nachricht eingezogen: Dieſe Frau hatte auſſer dieſem ihrem einzigen Sohne noch drey Töchter, welche ſie nach und nach verheyratet hatte. Und da dieſer Sohn noch dazu das letzte ihrer Kinder war, ſo war er ihr Liebling, und ſie liebte ihn auf eine ausſchweifende Art. Als er noch ein Kind war, ließ ſie ihm in allen Stücken den Willen. Wenn er nach ihr ſchlug, oder ſie ſchimpfte, ſo ſahe ſie dieſes entweder als ein Zeichen ſeiner Klugheit an, oder als eine kindiſche Kleinigkeit; und ſie konte es nicht über ihr mütterliches Herz bringen, ihn deswegen zu züchtigen. Alles, was ihm in den Kopf kam, das verlangte und that er; und wenn die Mutter ihm widerſprach, ſo ſchrie er und ſtellete ſich ungeberdig, ſo lange, bis die Mutter ihm gute Worte gab. Alles muſte ſich nach ſeinem Eigenſinne richten: und ſein Geſchwiſter ſamt dem Geſinde fürchteten ſich mehr vor ihm, als vor der Mutter. Sein Vater gehörte unter diejenigen Männer, welche um des Hausfriedens willen nicht das Herz haben, ihren Weibern durch den Sinn zu fahren; und wenn er ja manchmal den Sohn züchtigte, ſo zankte ſich ſeine Frau deswegen in Gegenwart des Sohnes mit ihm, und machte dem Sohn tauſend Careſſen,

um

um ihn wieder zu befriedigen. Der Vater ſtarb als der Sohn ſechs Jahr alt war, und nun war er vollends ſein eigener Herr. Die Mutter ließ ihm in allen Dingen den Willen, und ſie führte ihn zu keiner nützlichen Lebensart an. Er ſolte ſtudieren, allein er kan nicht einmal ein lateiniſch Buch verſtehen. Als er älter wurde, ſo ſof er, ſpielte, hurte, ſchlug ſich, und trieb allen Muthwillen; und die Mutter hatte nicht den Muth, ihm durch den Sinn zu fahren. Der Sohn hat ihr Vermögen beinahe durchgebracht. Er giebt ihr kein gutes Wort; er hat nicht die geringſte Ehrerbietung vor ſie; er tractiert ſie wie ſeine Bedientin: und neulich hat er ſie gar geſchlagen, als ſie ihm kein Geld geben wolte, um eine Spielſchuld zu bezahlen. Nun giengen der Mutter die Augen auf. Sie lief zu den Predigern und zu allen ihren Bekanten, und erfüllete die halbe Stadt mit ihren Thränen und Klagen über ihren gotloſen Sohn. Man rieth ihr, denſelben auf ein Zuchthaus zu bringen, allein dazu konte ſie ſich ihrer Zärtlichkeit wegen nicht entſchlieſſen. Sie fält allen ihren Bekanten mit ihren Klagen beſchwerlich, und niemand bedauert ſie, weil ſie ſelbſt die Urheberin ihres Unglücks iſt. Als nun Spürer durch ihre Stadt zog, ſo überlieferte man ihm dieſe beiden nichtswürdigen Perſonen. Man kan den Sohn nicht länger in der Stadt leiden, weil man befürchten muß, daß andere Kinder ein Aergerniß an ihm nehmen, und weil er ohne Widerrede ein Böſewicht iſt, der der menſchlichen Geſellſchaft ſich unwürdig gemacht hat. Und da die Mutter ſo unvernünftig iſt, daß ſie ſo vielen ehrlichen Leuten mit ihren dummen Klagen beſchwerlich fält, und keinen guten Rath annimt; ſo gehört ſie ins Lazareth des menſchlichen Geſchlechts. Der Sohn kan noch einiger-

Digitized by Google

einigermaſſen entſchuldiget werden, weil er verzogen worden; allein, eine Mutter, welche ihr Kind ſo verzieht, hat den Tod um aller der Schandthaten willen verdient, die daſſelbe ausübt.

Endlich brachte Spürer die Frau Gerdrud mit, eine alte abergläubiſche Dame, welche beſtändig Ahndungen hat, Träume und Zeichen auslegt, und bey Kindergebären, Hochzeiten und Sterben ihre Rolle ſpielt. Als eine junge Frau von ihrer Bekantſchaft das erſtemal in die Wochen kommen wolte, drang ſie ſich mit Gewalt zu, bey der Geburt gegenwärtig zu ſeyn. Als das Kind zur Welt kam, hatte es das Geſicht oben. Frau Gerdrud fiel auf die Knie, und bat GOtt, daß er doch dieſes Kind alſobald von der Welt nehmen möchte. Man fragte ſie, warum ſie ſo unvernünftig bete? und ſie antwortete: das Kind werde an Galgen kommen, weil es verkehrt zur Welt gekommen. Die arme Wöchnerin hatte ſeit der Zeit ein beklemtes Herz, und alle ihre mütterliche Freude iſt durch dieſe verfluchte Sybille geſtöhrt worden. Wenn ein Paar junge Leute getrauet werden ſollen, ſo giebt ſie ihnen hunderterley Rathſchläge. Die Braut ſoll keinen Stich an dem Bräutigamshemde thun, ſonſt wird ihr der Mann gram. Vor dem Altar ſollen Braut und Bräutigam zugleich vom Knien aufſtehen, denn wer eher aufſteht, ſtirbt am erſten. Der Bräutigam ſoll ſich nicht nach der Braut umſehen, denn ſonſt ſieht er ſich nach der andern Frau um. Und wer kan alle Alfanzereyen der Frau Gerdrud wiſſen? Stirbt jemand, ſo hat ſie wiederum hunderterley Beobachtungen. Wenn der Todte weich bleibt, ſo ſtirbt jemand bald aus der Familie. Bleiben ſeine Augen etwas offen, ſo iſts auch ein böſes Zei-

chen

Digitized by Google

chen. Im Sarge muß man ſich in acht nehmen, daß dem Todten nichts vor den Mund komme: denn ſolte er etwa den Zipfel vom Sterbehemde in den Mund bekommen, ſo frißt er nach und nach ſein ganzes Sterbekleid auf, und das möchte ihm übel bekommen. In der Weyhnachtsnacht ſetzt Frau Gerdrud Salzhäufgen, und gießt Bley. Es mag geſchehen was da will, ſo ſagt ſie: das war mein Traum. Da ſie nun bisher den ganzen Ort ihres Aufenthalts mit ihren grillenfängeriſchen Dünſten erfüllet hat, und da in ihrer ganzen Denkungsart nichts menſchliches und vernünftiges angetroffen wird, ſo hat ſie Spürer aufgeladen. Er kan nicht genug ſagen, wie ſehr ſie unter Weges geweiſſagt, und Zeichen ausgelegt hat. Als er nahe vor Halle gekommen, begegnete ihnen eine Heerde Schweine. Ach! ſagte Frau Gerdrud, wir werden nicht gerne geſehen werden. Es lief ein Haaſe über den Weg. Sie entfärbte ſich, und ſuchte ein Paar Strohhälmer, welche ſie creutzweiſe auf den Weg über einander legte, und auf dieſelbe ihren Speichel auswarf. Sie war nunmehr froh, daß ſie das widrige Schickſal, welches ihr der Haaſe geweiſſaget hatte, hinlänglich beſänftiget.

Der Menſch.

Das 125. Stück.

Verehrungswürdiger Menſch!

Ich bin eine Weſtphälerin in der Grafſchaft Mark: eine Weſtphälerin, welche wider die Gewonheit unſers Landes Dero Menſchen lieſet. Ein aufrichtiger Damon, welcher, weil er ſelbſt die Tugend liebet, dieſelbe auch andern ſucht angenehm zu machen, hat bey mir nicht nur die Luſt erwecket, lehrreiche und witzige Schriften zu leſen, ſondern er verſorgt mich auch mit den allernützlichſten und brauchbarſten Büchern. Die Stunden alſo, welche ich ohne alle Aufſicht bin, welche mir zu nichtswürdigen Tändeleyen frey gelaſſen werden, verwende ich zu dieſen ergötzenden Bemühungen. Aber, wie nachtheilig iſt mir dieſes nicht geworden; ich ſehe es billig als diejenige Urſach an, warum ich kein Vergnügen mehr in der Geſellſchaft meiner Geſpielinnen finde. Ihre eitlen Geſpräche, die auſſer dem Anzuge und andern Kleinigkeiten nichts weiter zum Gegenſtande haben, ſind mir zuwider. Ich zähle alſo die Stunden zu den verlornen meines Lebens, welche ich wider meinen Willen in ihrer Geſellſchaft zubringen muß;

und nachdem ich mich gewöhnet habe, mit meinen Worten Gedanken zu verknüpfen: ſo muß ich ſchweigen, wenn jene reden, weilen ihre Geſpräche nichts anders ſind, als ein Gewebe von leeren Tönen. Der Umgang mit unſern artigen Herren kan mir auch wenig Vergnügen ſchaffen. Ihre ungeſalzene Scherze, ihr grober und ausgelaſſener Witz iſt mir unerträglich; ihre lächerlichen und romanenmäßigen Liebeserklärungen kan mein gereinigtes Ohr nicht hören. Ich muß alſo in ihrer Geſellſchaft entweder gar verſtummen, oder nur ihrer Einfalt ſpotten. Sie werden ſich alſo nicht wundern, wenn ich ihnen ſage, daß ſie mich in ihren Zuſammenkünften ſehr ungerne ſehen, und ihren unreifen Witz üben, mein fleißiges Leſen zu verſpotten. Sie zeigen mit den Fingern auf mich, wenn ſie mich nur von ferne kommen ſehen, und raunen einander ins Ohr: da kömt die weiſe Sylvia her, was für ein gelehrtes Frauenzimmer wird nicht einſtens ihr künftiger Mann bekommen! Sehen Sie, verehrungswürdiger Menſch, ſo unvernünftig urtheilen die meiſten unter uns, ſo unnöthig und lächerlich ſcheint es in unſern Gegenden, wenn eine Perſon meines Geſchlechts ihren Verſtand und Witz auszubeſſern wünſchet. Mein Damon hat mir verſichert, daß Sie in ihren Gegenden ganz anders von den Bemühungen der artigen Kinder denken, und mit Luſt einen geſunden Verſtand und reifen Witz an denſelben bewundern. Die verſchiedenen Briefe, welche Sie von den Perſonen meines Geſchlechts ihrer Wochenſchrift eingerückt haben, ſind unverwerfliche Zeugniſſe, in welchem Anſehen wir wenigſtens bey Ihnen ſtehen; und dieſes hat mich ſo dreiſt gemacht, mich an Sie zu wenden, und die gütige Aufnahme derſelben ſoll mir ſtatt aller Entſchuldigungen dienen. Ich will

Ihnen

Ihnen alſo nur gleich ſagen, was meine Bitte iſt. Ich wünſche, daß Sie Sich meines Geſchlechts in unſern entfernten Gegenden annehmen, und ſich bemühen, die Vorurtheile zu beſtreiten, welche die Urſachen ſind, daß wir nicht ſo glückſelig ſind, als wir wol ſeyn könten. Ihr Wochenblat giebt Ihnen dazu die allerſchönſte Gelegenheit, weil es in unſerer Mark fleißig geleſen wird, und beynahe einen allgemeinen Beyfall findet. Sie würden alſo unverantwortlich handeln, wenn Sie eine ſo bequeme Gelegenheit wolten aus der Acht laſſen. Sie denken alzu menſchlich, als daß Sie ſich ſolten überreden können, daß Ihre Bemühungen in Abſicht auf uns würden ohne Nutzen bleiben; wir müſten in ſolchem Fall entweder zu dumm oder zu boshaft ſeyn, Ihren weiſen Unterricht anzunehmen. Keines von beiden aber dürfen Sie nur im geringſten von uns argwohnen. Es fehlet auch in dieſen Gegenden den Perſonen meines Geſchlechts im geringſten nicht an natürlichem Verſtande: wir beſitzen Witz und Scharfſinnigkeit, und unſer Herz fühlet die edelſten Triebe der Menſchheit. Aber unſer Unglück iſt, wir können und dürfen dieſe vortrefliche Gaben nicht ſo gebrauchen, wie es doch der Abſicht des Gebers gemäs iſt. Man iſt nicht beſorget, das Natürliche durch Unterricht zu verbeſſern, und man verſaget uns diejenigen Mittel, wodurch es könte regelmäßig gewöhnet und alſo verſchönert werden. Ein doppeltes Vorurtheil iſt in unſerer Mark die Urſache, welches die Perſonen des ſchönern Geſchlechts zwinget, in ihrer angebornen Dummheit zu bleiben. Das erſte herrſcht bey den Eltern, und daraus fließt die ſo nachtheilige Erziehung der Töchter. Das andere herrſcht bey den Mannsperſonen, und iſt in lauter unrichtigen Begriffen und widri-

gen Vorſtellungen, welche ſie ſich von unſerm Geſchlecht machen, gegründet.

Erlauben Sie mir, liebenswürdiger Menſch, daß ich von beiden nur noch ein weniges gedenke, damit Sie ſich, wenn Sie anders, wie ich hoffe, mein Bitten ſolten ſtatt finden laſſen, um ſo viel beſſer darnach in Ihren Abhandlungen richten können.

Betrachte ich die Vorurtheile, nach welchen in unſerer Mark die Erziehung der Töchter eingerichtet wird, ſo glaubt man den ganzen Zweck derſelben hinreichend erreicht zu haben, wenn man Sorge träget, daß ſie künftig einmal als belebte Machinen dem Hausweſen eines Mannes vorſtehen können. Die Ausbeſſerung unſerer Seelenkräfte wird beinahe gänzlich aus der Acht gelaſſen. Alles, was man in Abſicht auf dieſelben thut, iſt, daß wir ein wenig leſen lernen, damit wir im Geſangbuch, und zur höchſten Noth einige Capitel aus der Bibel, leſen können. Alles übrige, was zur Aufklärung des Verſtandes und Ausbeſſerung des Willens nützlich wäre, wird von uns verachtet; ja wir würden es ſogar einem jungen Frauenzimmer als ein groſſes Verbrechen anrechnen, wenn es in einem Fabelbuche, in einer Samlung wohlgerathener Gedichte, und einer Clariſſa leſen ſolte. Wenn wir ſchreiben lernen, ſo geſchiehet es deswegen, damit wir die Stücke der Wäſche, oder andere häusliche Kleinigkeiten, aufſchreiben können; und diejenige unter uns müſte es gewiß weit gebracht haben, welche zehn Perioden in einem leſerlichen und verſtändlichen Zuſammenhange aufſetzen könte. Wie angenehm alſo unſer Umgang ſeyn müſſe, können Sie gar leicht ſelbſt denken. In vernünftigen und

witzigen

witzigen Geſellſchaften ſind wir ſtumme Bilder, die auſſer einem blöden Ja, und einem gezwungenen Nein, nichts zu antworten wiſſen. Man entzieht uns, ſo viel möglich, dem Umgange der groſſen Welt, und lehret uns bey Zeiten den Grundſatz, daß einem Frauenzimmer vollkommen genug ſey, wenn es nähen, ſtricken, ſpinnen, und die nöthigſten Hausgeſchäfte beſorgen kan. Diejenigen Eltern, welche mehr thun wollen, übergeben ihre Töchter der Aufſicht einer verdorbenen Franzöſin, oder einer andern unverſtändigen Mamſell, welche durch ihre gekünſtelte Regeln das Natürliche und Anſtändige ganz und gar verderben muß. An ſtatt eines artigen, ungezwungenen und ſittſamen Weſens, wird ein gezwungenes hervorgebracht; ſo daß eine Perſon meines Geſchlechts, welche erſt neugebacken aus den Händen der Mamſell zurück komt, wie eine belebte Puppe ausſiehet, welche der Geiſt ihrer Mamſell beſeelet, und ſie in allen ihren Handlungen ſo tactmäßig regieret, daß ein ſolches artiges Kind in den Augen der Vernünftigen lächerlich wird. Kan man uns ſchelten, wenn wir in ſolchen Umſtänden ſo ſchlechte Gattinnen werden? Sind wir nicht vielmehr beklagungswürdig? Iſt es nicht eine gerechte Strafe für unſere Mannsperſonen, wenn ſie in unſerm Umgange ſo wenig Vergnügen finden, und mit einer eigenſinnigen und einfältigen Gattin ihr Leben enden müſſen? Denn ihre eigne niederträchtige Begriffe von unſerm Geſchlecht ſind die Urſache, welche eine ſo mangelhafte Erziehung befördern. Sie überreden ſich, ihre eingebildete Herrſchaft über uns würde gewaltig leiden, wenn wir vernünftig und artig erzogen würden, wenn wir einen aufgeklärten Verſtand und gereinigten Witz beſäſſen. Sie glauben, ein Frauenzimmer, ſo mehr als

nähen, ſtricken, ſpinnen und kochen gelernt habe, nütze nicht zur Haushaltung. Sie fürchten ſich, wenn wir zu dem rechtmäßigen Gebrauch unſerer Seelenkräfte angefüret werden, ſo würden wir gar leicht in den Stand geſetzet werden, ihre Schwäche einzuſehen, und uns alsdenn die allerwenigſten aus ihrem Mittel gefallen können. Eine falſche alſo und unverantwortliche Staatsklugheit der Herren, erniedriget mein Geſchlecht ſo weit unter die Würde ihrer wahren Menſchheit. Wird dieſem Uebel eher können gewehret werden, ehe unſere junge Herren ſelbſt menſchlich denken lernen? bis ſie lernen überzeugend einſehen, daß nur der rechtmäßige und tugendhafte Gebrauch der Kräfte unſerer Seelen uns zu wahren Menſchen mache, und daß vernünftige und tugendhafte Grundſätze die Quellen ſind, aus welchen ein rechtmäßiges Verhalten in allen denen Umſtänden, darinnen uns die weiſe Vorſehung ſetzet, herflieſſet. Würden wir alſo nicht durch einen weiſen Unterricht, durch Leſung erbaulicher Schriften, durch die Beiſpiele tugendhafter Ehegatten, ſorgfältiger Mütter und kluger Hausfrauen, in den Lehren der Tugend unterrichtet, und zu einer rühmlichen Nachfolge erwecket werden? Würden nicht die entgegenſtehenden Fehler ſamt ihren Folgen uns warnen, ſolche Fußſtapfen zu betreten? Solte nicht ein lebhafter Witz, und eine regelmäßige Scharfſinnigkeit, uns beliebt, und unſern Umgang recht ſchätzbar machen? Würden wir nicht, indem wir ſelbſt wahre Menſchen ſind, geſchickt ſeyn, die Zahl derſelben auch in unſerer Mark zu vermehren, und uns bemühen, aus unſern Kindern nützliche Glieder der menſchlichen Geſellſchaften, und aus unſern Töchtern liebenswürdige Gehülfinnen zu ziehen? Suchen

chen Sie alſo, verehrungswürdiger Menſch, die angegebenen Vorurtheile zu beſtreiten, und belehren die Einwohner unſers Welttheils, daß ſie verpflichtet ſind, bey der Erziehung ihrer Töchter vornemlich auf die Ausbeſſerung der Seele zu ſehen. Sie werden Sich dadurch nicht nur das ganze ſchönere Geſchlecht, ſondern auch das ganze menſchliche aufs neue verbinden; und ich werde nicht aufhören, meine Hochachtung gegen Sie fortzuſetzen, ſondern beſtändig ſeyn

Dero

Aus Weſtphalen, den 13ten des Winterm. 1751.

aufrichtige und zärtliche Freundin
Sylvia.

Wir ſind der vernünftigen Sylvia für Ihre Zuſchrift ungemein verbunden, und wir verſichern Sie mit einer vollkommenen Aufrichtigkeit, daß wir alle ihre Gedanken von dem Studieren des ſchönen Geſchlechts vollkommen billigen. Man muß das ſchöne Geſchlecht, was den allergröſten Theil deſſelben betrift, als eine wüſte und unfruchtbare Gegend in Abſicht der Gelehrſamkeit betrachten, deren Wildheit nicht etwa daher rühret, weil der Boden derſelben nichts taugt, ſondern weil ſie nicht gehörig bearbeitet und angebauet wird. Wo vordem in Deutſchland ein wilder Strich Landes lag, da iſt heute zu Tage ein angenehmes Tempe, nachdem

er angebauet worden. Die Gelehrſamkeit würde alſo vortrefliche Eroberungen machen, wenn das ſchöne Geſchlecht beſſer bearbeitet würde. Es fehlet dem weiblichen Geſchlechte nicht an den nöthigen Naturgaben zu der Gelehrſamkeit überhaupt, es fehlt nur daran, daß es nicht gehörig unterrichtet wird. Wir wollen jetzo einige Betrachtungen zu dem Briefe unſerer Correſpondentin hinzufügen, um dadurch einige Vorurtheile aus dem Wege zu räumen, welche dem Studieren des ſchönen Geſchlechts im Wege ſtehen. Wir *wollen uns* ganz unpartheyiſch verhalten, und ſo wol zeigen, daß ofte das ſtudierende Frauenzimmer ſelbſt daran ſchuld iſt, wann man der Gelehrſamkeit des ſchönen Geſchlechts ſich ſo ſehr widerſetzt, als auch, daß das männliche Geſchlecht manchmal daran ſchuld iſt. Wir haben in dem Geſelligen ſchon vieles von dieſer Materie geſchrieben. Und wer ein Freund unſerer Betrachtungen iſt, dem rathen wir ſonderlich das 16te und 43ſte Stück des Geſelligen zu leſen, als woſelbſt wir uns bemühet haben, diejenige Gelehrſamkeit zu characteriſiren, nach welcher allein ein Frauenzimmer, unſerm Bedünken nach, trachten muß, wenn es ſtudieren will, und wenn es durch daſſelbe den Character ſeines Geſchlechts nicht verletzen will.

Wir brauchen kaum zu erinnern, daß wir jetzo nicht von allen Frauensperſonen reden. Gleichwie es unter den Mannsperſonen unendlich viele Leute giebt, welche zum Studieren ungeſchickt ſind, oder keine Neigung dazu haben, oder durch ihre Lebensart daran gehindert werden; alſo giebt es auch genung dergleichen Per-

Perſonen in der ſchönern Helfte des menſchlichen Geſchlechts. Und gleichwie es ein närriſcher Wunſch ſeyn würde, zu verlangen, daß alle Perſonen männlichen Geſchlechts ſtudieren ſolten, alſo würde dieſer Wunſch in Abſicht auf das weibliche Geſchlecht eben ſo närriſch ſeyn. Wir wollen alſo hier von Frauenzimmern reden, welche zeitliches Vermögen genug entweder vor ſich ſelbſt, oder in ihren Männern beſitzen, daß ſie nicht nöthig haben, den ganzen Tag Händearbeit vorzunehmen, um ſich ſelbſt oder ihre Familie zu erhalten. Und da es dergleichen Frauenzimmer, ſonderlich in dem mitlern Stande des menſchlichen Geſchlechts, genug giebt, ſo iſt es allerdings zu beklagen, daß es ſo wenige gelehrte Perſonen in dieſem Theile des weiblichen Geſchlechts giebet.

Manches ſtudierende Frauenzimmer iſt ſelbſt daran ſchuld, daß man das Studieren des ſchönen Geſchlechts tadelt, weil es keinen Unterſchied unter einer männlichen und weiblichen Gelehrſamkeit macht, und juſt eben auf eine ſolche Art gelehrt denkt, als eine Mannsperſon. Da die Natur an Leib und Seel das männliche Geſchlecht von dem weiblichen unterſchieden hat, ſo beſitzet ein jedwedes ſeinen eigenen Gemüthscharacter. Da man nun allemal ſich lächerlich und verächtlich macht, wenn man ſeinem eigenen perſönlichen Character zuwider handelt: ſo iſt es offenbar eine Thorheit, wenn ein Frauenzimmer ſich auf alle Theile der Gelehrſamkeit legt, darauf ſich eine Mannsperſon legt; und wenn es noch dazu eine Gelehrſamkeit erlangt, die ſo profeſſionsmäſſig ausſieht, als die männliche Gelehr-

ſamkeit. Kan man es alſo Leuten vom feinern Geſchmacke verdenken, wenn ſie das Lächerliche und Widernatürliche in einer ſolchen weiblichen Gelehrſamkeit gewahr werden, und demnach das Studieren des ſchönen Geſchlechts gänzlich verwerfen? Ein ſtudierendes Frauenzimmer muß alſo eine Gelehrſamkeit ſuchen zu erlangen, die zwar, was den Gegenſtand betrift, nicht allemal von der männlichen Gelehrſamkeit unterſchieden iſt, allein, die eine andere Beſchaffenheit hat. Auf der andern Seite ſind wir Männer einmal in dem Beſitze der Gelehrſamkeit, und das Frauenzimmer muß von uns lernen. Da nun wenige von uns den Unterſchied zwiſchen der weiblichen und männlichen Gelehrſamkeit einſehen können, ſo muß das Frauenzimmer entweder gar nichts von uns lernen, oder auf eine *männliche* Art. Vor dem letzten ekelt mit Recht den allermeiſten Frauenzimmern, die Geſchick und Luſt zum Studieren haben; ja es ekelt allen denen davor, die ein Frauenzimmer erziehen. So lange es alſo nicht viele *gelehrte* Mannsperſonen giebt, welche die für das *weibliche* Geſchlecht ſich ſchickende Theile der Gelehrſamkeit auf eine Art vortragen, die dem angenehmen und ſchönen Character des weiblichen Geſchlechts gemäs iſt: ſo lange wird dem Studieren des ſchönen Geſchlechts eine unüberwindliche Hinderniß im Wege ſtehen. Die angeführten Stücke aus dem Geſelligen werden dieſe Betrachtung vollkommen erläutern können.

Eben ſo verſieht es manches gelehrte Frauenzimmer darin, daß es ſehr wenig lernt, und dem ohnerachtet gewaltig hochmüthig wird, und in alle Aus-

ſchwei-

ſchweifung der gelehrten männlichen Pedanten ausweicht. Die Pedanterey iſt ſchon bey einem Manne ein ganz unerträglicher Fehler, um wie viel unerträglicher muß ſie nicht bey einem Frauenzimmer werden, einer Perſon, von der man wegen ihres Geſchlechtscharacters, nichts als lauter einnehmende Artigkeit, reizende Geſelligkeit, und liebreiche Gefälligkeit erwartet? Nun lehret die Erfahrung, daß, wenn manches gelehrte Frauenzimmer etwa ſo viel Gelehrſamkeit erlanget hat, daß eine Mannsperſon durch ein gleiches Maas der Gelehrſamkeit auf den Namen eines Gelehrten nicht einmal Anſpruch machen könte, es gewaltig altklug zu thun anfängt. Es kramt allerwegen ſeine Gelehrſamkeit aus; es wirft immer mit gelehrten Brocken um ſich; es verachtet andere Frauenzimmer neben ſich, die nicht gelehrt ſind; es meidet ihren Umgang, und würdiget ſie deſſelbigen nicht u. ſ. w. Kan man an einem ſo artigen Kinde, als ein Frauenzimmer ſeyn muß, ein ſolches Betragen billigen? Man ſchiebt die Schuld auf die Gelehrſamkeit, und man thut demnach alles, was man kan, das ſchöne Geſchlecht vom Studieren abzuhalten, damit es nicht zu klug werde, und damit man es in den Grenzen der liebreizenden weiblichen Aufführung erhalte. Ein ſtudierendes Frauenzimmer muß demnach genug lernen, damit es die Thorheiten, die aus einer kleinen Gelehrſamkeit entſtehen, glücklich vermeide.

GOtt iſt ein GOtt der Ordnung, und er hat durch die Natur keine Dinge verſchieden eingerichtet, die er nicht auch zu verſchiedenen Abſichten und Verrichtungen

gen beſtimt haben ſolte. Es giebt demnach auch einen weiblichen Beruf, und ein Frauenzimmer iſt zu gewiſſen Verrichtungen und Beſchäftigungen beſtimt, welche man von einer Mannsperſon nicht erwartet. Ein Frauenzimmer muß verſchiedene Stücke der Haushaltung und des gemeinen Lebens beſorgen, entweder ſelbſt, oder es muß doch die Aufſicht darüber führen; und in beyden Fällen muß es die dazu nöthigen Einſichten und Geſchicklichkeiten beſitzen. Ein gelehrtes Frauenzimmer muß ſich demnach durch ſein Studieren und ſeine Gelehrſamkeit an der Abwartung ſeines Berufs nicht hindern laſſen, weil ein jeder wandeln muß, wie er berufen worden. Widrigenfals wird es mit Recht getadelt, und die Gelehrſamkeit muß abermals die Schuld tragen. Nun lehret die Erfahrung, daß die meiſten Männer, welche gelehrte Frauenzimmer heyrathen, eine unglückliche Heyrath thun. Viele gelehrte Frauenzimmer können keine Suppe kochen; ſie können weder nähen noch ſtricken u. ſ. w. Wenn nun in dieſem Fall weder die Frau noch der Mann vielen Reichthum beſitzen: ſo iſt vor ſich klar, daß es dem armen Manne elend gehen muß; denn von gelehrten Gedanken kan man nicht ſatt werden. Sind ſie beyde reich genug, ſo müſſen ſie entweder die ganze Wirthſchaft dem Geſinde überlaſſen; und das iſt ein Unglück: oder der Mann muß den Küchenzettel ſchreiben, Fleiſch einkaufen u. ſ. w. und das iſt auch ſchlecht genug. Um ſolcher betrübten Exempel willen nehmen die meiſten Mannsleute an, daß eine Frau zu ganz andern Dingen berufen ſey, als zum Studieren; und das Frauenzimmer wird dieſem Vorurtheile nicht eher ſeine Stärke benehmen,

Digitized by Google

men, bis es nicht anfängt, bloß ſo zu ſtudieren, daß es zugleich alle nöthigen Geſchicklichkeiten einer vortref- lichen Hausmutter in einem hohen Grade erlangt.

Nun möchten vielleicht ſowol Mannsperſonen als Frauenzimmer denken, daß ich durch den vorhergehen- den Gedanken eben ſo viel ſagen woll, als: ein Frau- enzimmer müſſe gar nicht ſtudieren, weil es ſonſt ge- nug zu thun habe, wenn es die genanten weiblichen Geſchicklichkeiten erlangen will. Man könte denken, es bleibe einem Frauenzimmer nicht Zeit genug zum Studieren übrig. Allein ich will eine ganze Menge von Zeiten anführen, die ein Frauenzimmer übrig hat, wenn es auch alle weiblichen Geſchicklichkeiten erlangt. Ich rechne nemlich hieher

1. Die Zeit, da ein Frauenzimmer gar nichts thut. Wenn ein artiges Frauenzimmer ſich ſelbſt in dieſem Puncte Gerechtigkeit will wiederfahren laſſen, ſo beliebe es nur einmal eine verfloſſene Woche zu überle- gen: ſo wird es finden, daß ſehr viele Augenblicke verfloſſen ſind, da es gar nichts gethan hat. Wenn es ſich geputzt hat, um etwa auszugehen, und es wird eher fertig, als es Zeit iſt, auszugehen: ſo ſetzt es ſich auf einen Stuhl nieder, und bewegt höchſtens den Fächer. Und ſolche ganz müßige Augenblicke kommen häufig in einem weiblichen Lebenslaufe vor. Und kan man dieſelben beſſer anwenden, als zum Studieren?

2. Die Zeit, die ein Frauenzimmer unnöthig verſchläft. Manches Frauenzimmer ſchläft acht bis zehn

Stun-

Stunden. Es ſchadet weder ſeiner Geſundheit, noch ſeiner Schönheit, ſondern befördert vielmehr beyde, wenn es einige Stunden dem Schlafe abbricht, und ſeinen Verſtand anzubauen ſucht.

3. Die Zeit, die es unnöthiger Weiſe auf den Putz wendet. Wir halten es allerdings für eine Tugend, wenn ein Frauenzimmer ſich ſorgfältiger putzt, als eine Mannsperſon. Man kan es ihm alſo nicht zur Sünde anrechnen, wenn es auch mehr Zeit auf den Putz wendet, als eine Mansperſon. Allein, wir kennen Frauenzimmer, welche in einer halben Stunde ſo nett geputzt ſind, daß man ſich alſobald in ſie verlieben möchte. Iſt es alſo nicht eine Verſchwendung der Zeit, wenn man viele Stunden auf den Putz wendet? Es iſt ein Zeichen, daß ein Frauenzimmer keinen fertigen Verſtand beſitze, wenn es ſo langſam in ſeiner Ankleidung iſt. Wenn das ſchöne Geſchlecht dieſes bedenkt, ſo wird es viele Stunden erübrigen können, die es auf die Auspuzung ihres Geiſtes wenden kan, da es dieſelbigen im Gegentheil auf den Putz des Körpers wendet, und noch dazu ohne Nutzen; indem es ſich in kürzerer Zeit eben ſo ſchön putzen könte. Man wird mehrentheils finden, daß diejenigen Frauenzimmer, die zu viel Zeit aufs Putzen verwenden, nicht einmal die Kunſt, ſich zu putzen, recht verſtehen.

4. Die Zeit, da es Staatsviſiten giebt, welche ſündlich, unnütz und thöricht ſind; denn wir verwerfen nicht alle Staatsviſiten: einige derſelben ſind in dieſer Welt nothwendige Uebel. Allein, die Erfahrung

rung lehret, daß ein Frauenzimmer manche Viſite giebt, nicht aus Freundſchaft und wahrer Höflichkeit, ſondern eine Materie zu bekommen, ſich über die Perſon, bey welcher der Beſuch abgeſtattet wird, zu mocquiren; oder bloß um die lange Weile zu vertreiben; oder, um die unendlich kleinen Neuigkeiten zu erfahren, die in der Stadt paſſiren; oder zu klatſchen; oder ſich über die Abweſenden zu mocquiren. Dieſe Zeit kan ein Frauenzimmer beſſer zum Studieren anwenden. Man muß hier noch bedenken, daß eine ſolche Staatsviſite mehrentheils den ganzen halben Tag wegnimt: denn vorher muß man ſich einige Stunden putzen, und nachher muß man ſeine Kleider wieder in Ordnung bringen, und erzehlen, was man gehöret und geſehen hat; und darüber wirds Mitternacht, ehe man ſichs verſieht.

5. Die Zeit, da es zum Fenſter hinausſiehet, und mit den Bedienten oder andern gemeinen Leuten, die ins Haus kommen, ein bisgen klatſcht. Bey manchem Frauenzimmer macht das eine ziemliche Zeit aus; und es iſt vor ſich klar, daß es ſehr viel lernen könte, wenn es dieſe Zeit zum Studieren anwendete.

6. Die Zeit, die es zum Leſen der Aſiatiſchen Baniſe, der tauſend und einer Nacht, der Geſpräche im Reiche der Todten, und anderer einfältigen Bücher anwendet. Und dieſe Zeit macht bey manchen Frauenzimmern auch einen groſſen Theil ihres Lebens aus.

Wir

Digitized by Google

Wir können uns nicht rühmen, daß wir vollkommen uns auf die Art verſtehen, wie das Frauenzimmer ſeine Zeit gemeiniglich anwendet. Wir ſind alſo gewiß verſichert, daß es noch mehrere Zeiten giebt, die den genanten änlich ſind, und die aufs Studieren könten gewendet werden, ohne daß ein Frauenzimmer die Erlangung der weiblichen Geſchicklichkeiten darüber verſäumen ſolte. Wir hoffen alſo, daß wir alle Väter, Mütter, Vormünder, Männer und Frauenzimmer, welche dieſes leſen, vollkommen überzeuget haben, daß ein Frauenzimmer Zeit genug zum Studieren haben könne, ohne daß es durch das Studieren ſolte gehindert werden, die Geſchicklichkeit zu kochen, zu nähen, zu ſtricken, Kirſchen einzumachen und dergleichen, zu erlangen.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 126. Stück.

Fortſetzung der Begebenheiten der Jungfer Eliſabeth Irrwiſch.

Nachdem Herr Heißſporn aus dem Hauſe geſchaft, und die Jungfer Irrwiſch von den empfangenen Schlägen völlig wieder hergeſtellet war: ſo verblutete ſich dieſe ganze Begebenheit, und es ſchien, als wäre ſie gar nicht geſchehen. Der Vater unterſtand ſich nicht, aus Liebe zum Hausfrieden, weder gegen ſeine Frau noch gegen ſeine Tochter dieſer Sache zu erwehnen, zumal da er einmal vor allemal, um ſich mit ſeiner Frau wieder auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſetzen, erkläret hatte, daß er ſeiner Frau die völlige Aufſicht über Ließgen überlaſſe, und ſie möge es verantworten, wenn ſie zugäbe, daß das Mädchen in Ausſchweifungen geriethe. Die Mutter war mit dieſer Erklärung ſehr wohl zufrieden, und ſagte: Wir müſſen unterdeſſen je eher je lieber dazu thun, daß Ließgen zum Abendmal gehe, damit wir deſto eher darauf bedacht ſeyn können, ſie zu verheyrathen. Mit dieſem Vorſchlage war Herr Irrwiſch ſehr wohl zufrieden: denn er und ſeine Frau hatten von

dem Abendmale weiter keinen Begrif, als daß es *eine* Sache ſey, die man thun müſſe, um nicht mehr als ein Kind von andern Leuten angeſehen zu werden. Unterdeſſen hielt es doch die Frau Irrwiſch für nöthig, ihrer Tochter einige Vorſtellungen wegen des vergangenen zu thun. Sie ergrif demnach das nächſtemal, da ſie mit ihr allein war, dieſe Gelegenheit, und ſagte: Ließgen, bedenke einmal ſelbſt, was die Leute würden geſagt haben, wenn dich Heißſporn zur H - - gemacht hätte, du hätteſt gewiß keinen Mann bekommen, und ich würde *mich zu Tode* geweint haben. Was hätteſt du von dem armen Kerl erwarten können? Ließgen fieng hier bitterlich an zu weinen, und der Mutter gereuete es ſchon, daß ſie ihre liebe Tochter betrübt hatte. Weine nicht, mein Kind, ſagte ſie unter zärtlichen Umarmungen, ich ſage dieſes nur um des künftigen willen: denn ich weiß wohl, daß du mit Heißſporn noch nicht ſo weit gegangen biſt. Hierauf unterſtand ſich Frau Irrwiſch niemals wieder, ihre Tochter an das vergangene zu erinnern, aus Furcht, das arme Mädchen zu kränken. Ließgen ward *in der* Meinung beſtärkt, daß dasjenige, was zwiſchen ihr und Heißſporn vorgegangen, unſchuldige Kurzweile ſey, und daß man nur verhüten müſſe, kein Kind zu bekommen, und das zwar bloß aus der Urſach, damit man kein Spott der Leute, und an der Erlangung eines Mannes gehindert werde. Sie zog, ſo einfältig ſie auch war, daraus die Folge, daß wenn alles heimlich geſchähe, und die ärgſte Folge verhütet würde, dergleichen Dinge nichts auf ſich haben. Und ſie war ſcharfſinnig genug, um daraus ferner zu folgern, daß ein verheyrathetes Frauenzimmer auch deswegen viel glücklicher ſey, als das unverheyrathete, weil es ſich vor der ärgſten

Folge

Digitized by Google

Folge des vertrauten Umgangs mit andern Mannsperſonen gar nicht zu fürchten habe. Ihre getreue Catharine beſtärkte ſie in dieſen Betrachtungen, und es war nunmehr alles wieder auf den Fuß hergeſtellet, als die Sachen ſtunden, ehe die Begebenheit mit dem Heißſporn bekant geworden. Ließgen lebte nach wie vor in Freyheit, und genoß von ihren Eltern noch eben die vorige Liebe, Freundlichkeit und Nachſicht.

Ihre Eltern vollzogen nunmehr ihren Entſchluß, und ſchickten Ließgen zu einem Prediger, um ſie zum Abendmal vorzubereiten. Dieſer Prediger war ein gewiſſenhafter Mann; und nachdem die Jungfer Irrwiſch einige Tage ſeinen Unterricht beſucht hatte: ſo nahm er Gelegenheit, mit Herrn Irrwiſch zu reden, und ihm zu ſagen, daß er ſeine Tochter ſehr unwiſſend befinde. Herr Irrwiſchen verdroß dieſes, er verbarg aber ſeinen Zorn, und ſagte: das Mädchen iſt zu blöde, es weiß es zwar, aber es kan nur nicht antworten. Ich habe mich ofte gewundert, wie gut ſie antworten kan, wenn ich oder meine Frau ſie bey unſern Hausandachten fragen. Als der Prediger wieder nach Hauſe gegangen war, ſchickte ihm Herr Irrwiſch ein Geſchenk aus ſeinem Handel, ohne Zweifel die Aufmerkſamkeit deſſelben auf die Wiſſenſchaft ſeiner Tochter zu erwecken. Er erzehlte ſeiner Frau, was der Prediger geſagt hatte. Dieſe ward bitter und böſe. Sie ſchalt auf den guten Mann, als verlange er, ihre Tochter ſolle eben ſo viel wiſſen, als er. Unterdeſſen war der Prediger ein ehrlicher Mann, und ließ ſich die Mühe nicht verdrieſſen, eine geraume Zeit die Jungfer Irrwiſch zu unterrichten, bis ſie alle Fragen, welche den Kern der Theologie in ſich enthielten, beantworten konte.

Da nun der gute Mann kein Herzenskündiger war, ſo konte er nicht wiſſen, daß Ließgen entweder nichts bey ihren Antworten dachte, oder lauter närriſches Zeug, und daß ſie nur die Worte, die er ihr zwanzigmal vorgeſagt hatte, nachſpreche. Er erklärte ſie alſo für tüchtig, zum Abendmal zu gehen, band aber den Eltern aufs nachdrücklichſte ein, daß ſie ja ihre Tochter zum weitern Lernen fleiſſig anhalten möchten. Die Frau Irrwiſch erklärte von neuem den Prediger, nachdem er weggegangen war, für einen thörichten Mann. Sie verſicherte, ſie habe in ihrer Jugend ſo *viel nicht lernen* dürfen, als der Prediger von ihrer Tochter verlange, und die Neuern wolten immer klüger ſeyn, als ihre Vorfahren. Sie gab Ließgen ein Communionbuch, und ſagte: Hier haſt du alles, was du thun muſt, wenn du zur Beichte und Abendmal gehen *wilſt*. Siehe, dieſe Gebete muſt du denn leſen, und denn dieſe. Hierauf unterrichtete ſie dieſelbe, wie ſie ſich kleiden müſſe; was für Reverenze ſie machen müſſe; ſie müſſe faſten, und vor den böſen Uebel eine Würznelke in den *Mund nehmen*. Kurz, ſie brachte ihr allen Aberglauben, und die ganze mechaniſche Handlung, in welche man das Abendmal verwandelt, bey. Ließgen hatte keinen Begrif durch den Unterricht des Predigers empfangen, allein den Unterricht ihrer Mutter faſſete ſie vollkommen. Sie dachte beſtändig an das neue Kleid, welches ſie zum erſtenmal anziehen ſolte. Den Sonnabend nach der Beichte brachte ſie mit der Zubereitung ihres Putzes zu, und das Abendmalgehen verrichtete ſie dergeſtalt, daß ſie an nichts weiter gedachte, als dasjenige zu beobachten, was ihr ihre Mutter geſagt, und an das, was die Leute von ihr und ihrem Putze ſagen würden. Und nunmehr hatte Ließgen

den

den Grad der Vollkommenheit in ihrem Chriſtenthume erreicht, welchen zu überſchreiten ihr noch niemals in den Sinn gekommen iſt. Sie geht zum Abendmal, wenn ſie ihr Calender daran erinnert; ſie fängt des Freytages, ſo ſpäte als es möglich iſt, an, ernſthaft und murriſch auszuſehen, und ihre Beichte ſich zu überhören, und denn ſieht ſie murriſch aus bis den Sonntag Abend, worauf ſie wieder ihre ganze vorige Art der Aufführung annimt.

Nunmehr dachten Herr Irrwiſch und ſeine Frau in allem Ernſt auf die Verheyrathung ihrer Tochter. Sie redeten faſt täglich davon, und ſie ſchaften nach und nach verſchiedene Sachen zur Ausſtattung ihrer Tochter an. Dieſe dachte vornemlich an nichts weiter, als ans Heyrathen; und da ſie von der Catharina ſich hatte ſagen laſſen, daß ein Mann ein Menſch ſey, der mit ihr ſo umgehen werde, als Heißſporn, und noch dazu noch vertrauter: ſo brante ſie vor Begierde nach einem Manne, ob ſie gleich dieſes niemals geſtand, als wenn ſie in ihrem vertrauten Umgange mit der Catharina ihr Herz vor derſelben ausſchüttete. Dieſe Bedientin brachte ihr beſtändig hundert angenehme Nachrichten. Bald gab ſie ihr von dieſem, bald von jenem artigen Menſchen, der auf Freyersfüſſen gieng, Nachricht, und es ahndete ihr immer, daß derſelbe auf ihre Jungfer ein Auge geworfen. In der Weyhnachtsnacht goß ſie Bley, und nahm noch mehr andere Wahrſagereyen vor; und Jungfer Irrwiſch ward ſehr erfreuet, wenn Catharine weiſſagete, daß ſie in dem Jahre werde eine Braut werden. So verfloſſen zwey Jahre, und Jungfer Irrwiſch hatte ihr 17tes Jahr zurück gelegt. Herr Irrwiſch hatte zwar, wie oben gemeldet, einen reichen Bräutigam für ſeine Tochter im Sinne. Allein, ehe er

ſichs verſahe, heyrathete derſelbe eine andere Perſon, weswegen er in dem Irrwiſchiſchen Haus ganz erſtaunlich durchgehechelt wurde. Herr Irrwiſch muſte alſo auf andere Wege denken; und er breitete in ſeiner Stadt und auf allen Jahrmärkten bey Gelegenheit aus, daß er ſeiner Tochter 3000 Thaler baar mitgeben wolte, und nach ſeinem und ſeiner Frauen Tode ſey ſie ohnedem Erbin von allem ſeinem Vermögen, welches ziemlich anſehnlich war.

Da nun dieſe Verſicherung des Herrn Irrwiſch nicht nur der Wahrheit gemäs war, ſondern auch allen Leuten glaublich vorkam, ſo fand ſich gar bald ein Freyer. Er war ein Materialiſt, und hieß Johann Ehrlich. Er ſchickte einen Freywerber an Herrn Irrwiſch, und ließ förmlich anhalten. Man nahm dieſe Werbung mit unendlicher Freude an, und beſtellete Herrn Ehrlich, nach drey Tagen zu erſcheinen. Die Jungfer Irrwiſch hüpfte vor Freuden, und ſchwaßte mit Catharinen ganze Nächte hindurch von Herr Ehrlichen. Cathrine lobte ihn über alle maſſen, und nante Ließgen faſt beſtändig Frau Ehrlichen, oder Jungfer Braut; denn bey dieſen beyden Perſonen war es ſchon beſchloſſen, daß dieſe Heyrath vollzogen werden ſolte. Herr Irrwiſch nebſt ſeiner Frau waren ſehr geneigt, dieſe Heyrath zu ſchlieſſen, allein ſie wolten erſt die genaueſte Erkundigung einziehen. Sie erfuhren nichts als lauter Gutes von Herr Ehrlichen. Allerwegen hieß es: er iſt ein ehrlicher Mann; er iſt liebreich, ſanftmüthig, dienſtfertig; er iſt kein Säufer, kein Spieler; er iſt gottesfürchtig: allein er hat einige Schulden, und es will mit ſeinem Handel nicht recht fort. Herr Irrwiſch ſchüttelte den Kopf und ſagte zu ſeiner Frau: wenn dem ſo iſt, ſo wird aus der Heyrath nichts werden.

Wir brauchen unſere Tochter nicht wegzuſchleudern, und ich kan ſie wol beſſer an den Mann bringen. Ließgen machte groſſe Augen, und klagte der Catharine mit thränenden Augen, daß der Papa ſo ein wunderlicher Mann ſey.

Als Herr Ehrlich um die beſtimte Zeit mit ſeinem Freywerber erſchien, ward er ſehr höflich empfangen. Man trank Coffee, und Ließgen war auch zugegen, welche alsbald in Herr Ehrlichen ſterblich verliebt ward; denn ſie wäre es gewiß in einen jedweden andern geworden, vermöge der Empfindungen, welche ihr Heißſporn eingeflößt hatte. Nachdem der Coffee getrunken war, muſte ſie ſich bey einer gemachten Gelegenheit entfernen, und der Freywerber that ſeinen Antrag. Herr Irrwiſch antwortete: Ich ſage dem Herrn Ehrlich den dienſtlichſten Dank, für das Vertrauen, welches er zu uns bezeuget. Ich kan auch verſichern, daß ich eine groſſe Achtung und Liebe vor ſeine Perſon habe. Allein, bey einer ſo wichtigen Sache müſſen wir offenherzig mit einander reden; und ich frage ſie alſo auf ihr Gewiſſen, wie ihr äuſſerliches Vermögen beſchaffen iſt. Herr Ehrlich verdiente dieſen Namen in der That, und er hatte noch niemals jemanden betrogen. Er ſagte demnach: Ich will ihnen die vollkommenſte Probe meiner Aufrichtigkeit geben, und offenherzig bekennen, daß ich von meinen Eltern beynahe gar nichts geerbet habe. Ich bin tauſend Thaler ſchuldig, und mein Handel will nicht recht fort, und zwar bloß deswegen, weil ich aus Mangel des Geldes meine Waaren nicht im Ganzen aus der erſten Hand einkaufen kan; bekomme ich aber ein Stück Geld in die Hände, ſo will ich mir mit einemmale helfen: und weil ſie ſelbſt ein Kaufmann ſind, ſo werden ſie erkennen, daß dieſes ſich thun laſſe.

Digitized by Google

Herr Irrwiſch machte wärend dieſer Rede gewaltig groſſe Augen. Bald ſahe er vor ſich nieder, bald ſahe er ſeine Frau an, bald ſchlug er die Augen auf die Seite. Und da er doch antworten muſte, ſo ſagte er: Wir wollen die Sache überlegen, und ſie ſollen in zwey Tagen Nachricht haben. Herr Ehrlich merkte alſobald, daß man die Geſprächigkeit verloren hatte, und daß man kaltſinniger gegen ihn geworden, als man anfangs geweſen. Er nahm demnach ſeinen höflichen Abſchied.

Unterdeſſen hatte Ließgen mit Cathrinen ſich herzlich gefreuet. Dieſe hatte ſich ein Hochzeitgeſchenk ausgebeten, und verſprochen, Kindermuhme zu werden; und ſie hatten beyde tauſenderley ſolche angenehme Sachen beſprochen. Dieſe Freude aber war von kurzer Dauer. Herr Irrwiſch und ſeine Frau waren gewaltig böſe, und konten ſich nicht genug wundern, daß ein Bettler ſich unterſtanden, um ihre Tochter anzuhalten. Und hierauf wuſten ſie tauſenderley Fehler des Herrn Ehrlichs anzuführen. Sie deuteten alſo ihrer Tochter an, *dieſes ſey* keine Parthey für ſie geweſen; und lieſſen *nach zweyen* Tagen Herr Ehrlichen ganz höflich ſagen: er dürfe ſich nicht weiter bemühen, ihre Tochter ſey noch zu jung, und habe noch keine Luſt zum Heyrathen; und ſie, die Eltern, wolten ihre Tochter nicht zwingen, da ſie ohnedem ihr einzig Kind ſey.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Der

Der Menſch.

Das 127. Stück.

Eine beſondere Gelegenheit, die ich gewiſſer Umſtände wegen nicht anführen kan, veranlaſſet mich, dieſes Blat einer Unterſuchung des Vorzugs der Deutſchen und Franzoſen zu widmen. Dieſe Frage iſt: ob eine von dieſen Völkerſchaften einen wahren und weſendlichen Vorzug vor der andern habe? Die Beantwortung dieſer Frage gehöret in dieſes Wochenblat; denn da wir von dem Menſchen handeln, ſo können wir den vortreflichern Menſchen nicht unachtſam übergehen. Wird man aber meinem Urtheil trauen? Nein, ich verlange es nicht; man ſoll es unpartheyiſch unterſuchen; man ſoll meine Gründe genau abwiegen: ich ſelbſt bin ſo unpartheyiſch, daß ich mich gerne zurechte weiſen laſſe. Ich bin zwar ein Deutſcher, allein, ich finde darin keinen Grund mehrerer Vollkommenheiten, als wenn ich um die Seine geboren worden wäre. Ich urtheile als ein Menſch, dem alle Menſchen gleich nahe angehören. Ich ſehe auf das Weſentliche, und nicht auf das Zufällige. Ich darf mich kühnlich auf dieſe Gedanken, die ich entwerfe, ſelbſten beru-

berufen. Ich würde eben ſo thöricht handeln, *meiner* Völkerſchaft Verdienſte abzuſprechen, die ſie hat, *als* wenn ich ihr die beylegen wolte, die ihr fehlen. Weder mit dem Wort **Deutſcher**, noch mit dem Wort **Franzmann**, iſt der Begrif der höchſten menſchlichen Vollkommenheit verknüpft. Beyde Reiche gränzen an einander, daher der Unterſchied der Länder ſo gar groß nicht ſeyn kan. Wenn ich nun an einen Menſchen denke, der in Frankreich geboren worden, oder an einen, der in Deutſchland zur Welt gekommen iſt: ſo finde ich bey keinem *mehr* Menſchliches oder weniger, als bey dem andern. Ich will mich jetzt nicht in eine Unterſuchung einlaſſen, wie weit die Himmelsgegend, und die Witterung, die ſich durch Wärme und Kälte unterſcheidet, auf den Menſchen wirke; denn man mag von dieſer Einwirkung ſagen, *was man will*, ſo macht ſie unter den Menſchen keinen *weſentlichen* Unterſchied. Was ſie in einer Abſicht für Vortheile verſchaffen mag, das wird in anderer Betrachtung durch Mängel wieder in die Gleichheit gebracht, ſo daß, *wenn man* eine Hauptrechnung von den einem Lande *eigenthümlichen* Vorzügen und Fehlern *anſtellet*, und die Summe mit der Summe der Nachbarn zuſammen hält, gewiß eine vollkommene Gleichheit gefunden werden wird. Hiezu komt noch, daß ein Volk aus einer Menge einzelner Perſonen beſtehet. Die gröſſere Zahl iſt allemal die unrühmlichſte. Die Weisheit, Klugheit und vorzügliche Stärke des Geiſtes, des beſten, aber wenigſten Theils einer Völkerſchaft, können der übrigen Menge eben ſo wenig zu gute kommen, als die ausnehmenden Laſter und Bubenſtücke der vorzüglichſten Böſewichter den übrigen zur Laſt geleget werden können. Wenn ein Land mehr vortrefliche Köpfe hat, als

das

Digitized by Google

das andere, ſo hat es einen Vorzug; und es würde ſich dieſes Vorzugs rühmen können, wenn die Zahl dieſer vortreflichen Perſonen durch alle Zeiten die gröſte wäre. Allein, dieſer Vorzug iſt ungemein zufällig, in einem Jahrhundert ändert ſich dieſes wol dreymal. Der Vorzug ziehet wechſelsweiſe von einem Reiche zum andern, nachdem die äuſſerlichen Umſtände ſich ändern. Eben dieſe äuſſerlichen Umſtände erheben die Einwohner eines Landes über die benachbarten, und ſtürzen ſie auch wieder. Wenn die Griechen, gleich den heutigen Franzoſen, ſich allein für Kenner und Verehrer der Wiſſenſchaften gehalten hätten; wenn die Römer, gleich den heutigen Deutſchen, allen andern Völkerſchaften den geringſten Vorzug abgeſprochen hätten, wie lächerlich würden ſie uns nicht geworden ſeyn. Es war eine Zeit, in welcher die Morgenländer blüheten, und Egypten ein Garten war. Zu dieſer Zeit war der gröſte Theil von Europa ein Wald, durch deſſen umſchränkte Zweige die Sonnenſtralen nicht durchbrechen konten. Wer dazumal dieſem ungebaueten Welttheil alle Fruchtbarkeit abgeſprochen hätte, würde ſich ſelbſt durch ſein Urtheil zu ſchande gemachet haben. Und ſo iſt es eben auch mit den Einwohnern bewandt. Wir wollen die Franzöſiſche und Deutſche Völkerſchaft in einer gerechten Wage gegen einander aufwiegen. Weder Eigenliebe noch Schmeicheley ſoll bey dieſer Arbeit die Hand anlegen; wir wollen der Wahrheit allein folgen.

Was das äuſſerliche anbetrift, ſo ſind die Menſchen in Deutſchland und Frankreich einander gleich. Man findet ſo viel geſunde, ſtarke und dauerhafte Männer, und ſo viel ſchöne und heßliche Frauensperſonen, bey einem Volk als bey dem andern. Ich glaube, es werde mir

dieſes

dieſes ein jeder leicht einräumen. Ich komme zu den Vorzügen der Seele und ihren Fehlern.

Was den Muth und die Tapferkeit anbetrift, ſo würde es den Deutſchen nicht rühmlich ſeyn, wenn ſie dieſe Heldentugenden einem Volk abſprechen wolten, das von ihnen nicht ſelten überwunden worden, und auch deutſche Heere geſchlagen hat. Wer die Kriegeskunſt verſteht, findet einen Vorzug an Seiten der Deutſchen in der mehrern Kriegsübung und Zucht, und in der Unterwürfigkeit und dem ſtrengern Gehorſam der Untern gegen die Obern. Selbſt die rauhern Gegenden unſers Vaterlandes und die härtere Lebensart geben uns einigen Vortheil. Der deutſche Soldat erträget beſſer die Witterung, den Mangel und den Hunger. Allein, der Franzos iſt eben ſo unverzagt und muthig. Wenn wir ſie aus dem Felde geſchlagen haben, ſo haben wir einen rühmlichen Sieg über ein tapferes Volk erhalten; und wenn wir von ihnen überwunden worden ſind, ſo hat uns kein weibiſcher und verzagter Feind beſieget.

Man ſagt, daß jedes Volk ein ihm eigenthümliches Genie habe. Man beſchuldiget die Franzoſen der Leichtſinnigkeit und Veränderlichkeit; und ich finde dieſe Beſchuldigung ſelbſt in den Schriften ihrer Landsleute. Ich will alſo ſagen, daß ſie hierin hinter uns zurück bleiben: ob gleich ihr Land auch keine geringe Zahl ſtandhafter und zum übereilten Entſchluß nicht ſchneller Männer enthält. Dagegen legen ſie ſich eine gröſſere Lebhaftigkeit und ein mehreres Feuer bey. Sie haben es in der That; dieſes iſt eine gute Eigenſchaft, die mit ihrer ſchlimmen nothwendig und der Natur nach verknüpft iſt.

Ein wichtiger Streit hat ſich in Abſicht auf die ſchönen Wiſſenſchaften erhoben. An der Seite unſerer Nachbarn

barn hat ſich ein und der andere gefunden, der uns alle Geſchicklichkeit des Geiſtes und Witzes auf eine pralende Art abgeſprochen, und es mögen noch einige ſo genante kleine Herren in Paris die Deutſchen für ein dummes Volk halten. An unſerer Seite hat das Vaterland Vertheidiger gefunden, die aus einem patriotiſchen Eifer behauptet haben, daß wir den witzigſten Köpfen in Frankreich Trotz bieten könten. Sie haben gegen die berühmteſten Verfaſſer dieſes Volks, andere aus dem ihrigen geſetzt, und den Vorzug den Deutſchen beygeleget. Da aber die gröſten Geiſter unter den Franzoſen ſelbſt dieſe Pralerey ihrer Parthey öffentlich gemißbilliget haben, ſo haben auch die Vertheidiger unſerer Ehre ſelbſt unter ihren Landesleuten häufigen Widerſpruch gefunden. Wir wollen die Streitfrage recht erleutern und aus einander ſetzen, und alsdenn nach der Wahrheit beantworten.

Wenn gefraget wird: ob eine von beyden Nationen geiſtreicher und witziger, oder dummer und ungeſchickter ſey? und wenn gefragt wird, welche bisher die ſtärkſten und unleugbarſten Proben einer Ueberlegenheit in den Werken des Geiſtes vor der andern an den Tag geleget habe? ſo kan die Antwort auf die eine Frage nicht auch zugleich die andere entſcheiden. Wir wollen die letzte zuerſt unterſuchen, und dieſe iſt zum Vortheil unſerer Nachbarn zu beantworten, doch auf eine Art, die uns ſelbſt nicht unrühmlich iſt.

Nachdem beyde Reiche ſeit ihrer erſten Bewohnung an, in einer groſſen Finſterniß der Unwiſſenheit und Barbarey gelegen hatten, ſo ward Frankreich früher, als wir, von den Muſen beſucht; dieſes Volk ward eher klug, als wir. Die Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften zeiget

uns

Digitized by Google

uns das unwiderſprechlich. Frankreichs Monarchen rufſten die Muſen aus Italien vor ihren Thron, und konten, als freye Beherrſcher eines groſſen Volks, ihnen früher eine ſichere Freyſtadt ertheilen, als Deutſchlands Fürſten, die eben dieſes würden geleiſtet haben, wenn die unruhigen Umſtände oder die engern Grenzen ihrer Länder ſolches geſtattet hätten. Wir müſten alſo gegen die Sonne reden, oder den Tag leugnen, wenn wir leugnen wolten, daß Frankreich die Wiſſenſchaften früher geübt hätte. Eben daher iſt es auch gekommen, daß die Zahl ihrer vortreflichen Schriften, wie auch der Werth ihrer Werke, die unſerigen überſtiegen hat. Wir haben ihnen alſo hierin den Vorzug nicht abzuſprechen, wenn wir nicht augenſcheinlich verrathen wollen, daß uns die Eigenliebe verblendet, und daß der gute Geſchmack bey uns noch fremde ſey.

Was aber die erſte Frage anbetrift, ſo behaupte ich mit groſſer Gewißheit, daß wir eben ſo geſchickt ſeyn, geiſtreich und ſchön zu denken, als die Franzoſen. Nachdem die Zeiten bey uns ruhiger geworden ſind, nachdem deutſche Monarchen auch zu ihren Hoflagern den Muſen einen freyen Zugang verſtattet haben: ſo haben ſich deutſche Köpfe gefunden, die die Ehre ihres Vaterlandes vollkommen gerettet haben. Und ob zwar ihre Anzahl noch jetzt nicht ſo ſtark iſt, als die Zahl derer, die in Frankreich gelebt haben, ſo geſtehen doch die klügſten unſerer Nachbarn, daß ſich unſere Zahl vermehret, da ſich die ihrige vermindert. Die Zahl der elenden Scribenten iſt bereits vor einiger Zeit einander gleich geweſen, und jetzt hat ſie bey ihnen ſtärker zugenommen, als die Zahl der guten bey uns. Wir haben noch keinen Corneille und Racine, auch keinen Molliere; allein es zeiget ſich bereits eine gleiche Stärke, ob-

obwol noch in ihrem erſten Keimen. Die Fabeldichter, dieſes lehrreiche Geſchlecht, ſind unter uns ſo ſtark, als ſie unter ihnen geweſen ſind; und die Ode hat in Deutſchland einen glücklichern Wachsthum gehabt, als bey ihnen. Sie haben das Heldengedicht eher gehabt, wir aber beſſer; denn wer wird nicht die Meſſiade der Henriade weit vorziehen? Nur ein Wurmſamenhändler macht die Meſſiade lächerlich, weil ſie ihm zu hoch iſt. Das Gedicht, der Frühling, hat unter allen Werken, die unter Franzöſiſchen Preſſen gelegen haben, nicht ſeines gleichen. Dieſes iſt hinlänglich, zu beweiſen, daß wir von Natur eben ſo viel Geſchicklichkeit haben, als unſere Nachbarn. Es iſt eine Zeit geweſen, in welcher wir von ihnen weit übertroffen worden ſind; wir leben in einer ſolchen, in welcher wir unſere Kräfte zeigen, und mit ihnen um den Rang ſtreiten. Wenn die Franzoſen ſo fortfahren zu handeln, wie ſie jetzt thun, und wenn wir eben ſo eifrig in der angefangenen Laufbahn forteilen: ſo kan ich mit Gewißheit ſagen, daß uns eine Zeit nahe bevorſtehet, in welcher wir ſo weit über ſie kommen werden, als ſie jemals über uns geweſen ſind. Diejenigen aber, die ſie verachten, und ihren vortreflichen Werken nichts als ſich ſelbſt und einen Haufen geſchmack- und gedankenloſer Schreiber entgegen ſetzen, entehren das Vaterland, beſchimpfen ſich ſelbſt, und haben höchſtens mit den Pradons und übrigen Geſchmeiß des Franzöſiſchen Parnaß um den Vorzug zu kämpfen. Wir berauben uns ſelbſt der Unterweiſung, wenn wir geſchickte Lehrer verachten. Es iſt ein eiteler Stolz, wenn man auf ſeine ererbte Armuth großmüthig betteln will. Wenn wir die uns zukommende Ehre behaupten wollen, ſo müſſen wir es nicht mit Worten, ſondern

Digitized by Google

dern mit Thaten thun. Warum fürchten wir uns davor, da uns die Natur eben ſo ausgerüſtet hat, als die Griechen, Römer, und Bewohner Frankreichs. Klopſtock, Hagedorn, Gellert, Gleim, und andere, ſind Namen, die wir jedem Lande entgegen ſetzen können. Aber niemand kan dieſes thun, der nicht die Namen verehret, die man uns entgegen ſetzen kan. Fühlen wir ein edles Feuer, und einen ruhmwürdigen Wetteifer, ſo müſſen wir die nicht herunter machen, denen gleich zu ſeyn wir ſo angelegentlich wünſchen. Die Nachwelt iſt ein *unbeſtechlicher* Richter. Wie verächtlich werden die bey ihr ſeyn, die ihre geiſtloſen Gedichte der Nation zum Muſter vorſchreiben, und durch Verachtung der Ausländer ihr die Muſter aus den Augen bringen wollen, welche *allein* im Stande ſind, ſie auf den Weg des *unſterblichen Nachruhms* zu führen. Wir wollen die *Vortheile dankbar* erkennen, die wir Frankreich zu danken haben; und wir wollen *in der That* zeigen, daß ein deutſcher Kopf ſo viel Gehirn *und* Witz habe, als ein Franzöſiſcher: das *geſchiehet* aber nicht durch Verachtung und Pralerey.

L.

Der

Der Menſch.

Das 128. Stück.

Man muß allerdings geſtehen, daß unter allen Zeiten des Jahres der Winter die allerwenigſten und allergeringſten Reizungen zu haben ſcheint. Und wenn man ihn nach ſeiner Miene und ganzen äuſſerlichen Geſtalt beurtheilt, ſo kan man nicht leugnen, daß er allen übrigen Jahrszeiten nachzuſetzen ſey. Nun gedenken wir keinesweges, den Winter über die übrigen Jahrszeiten zu erheben; allein, da der weiſe Urheber der Natur einem jedweden Dinge in dieſer Welt ſeine eigene Reitzungen verliehen hat: ſo iſt es in Wahrheit ein Fehler, wenn man die Zeit des Winters bloß von ihrer verdrießlichen Seite zu betrachten ſich angewöhnet. Ein Menſch muß, als ein vernünftiger Beſchauer der Welt, alles Gute und Angenehme und Erbauliche zu entdecken ſuchen, welches in der ganzen Natur, und in allen ihren verſchiedenen Zuſtänden, angetroffen wird. Laßt uns verſuchen, die lächelnden Züge in der ernſthaften und verdrießlichen Miene des Winters zu entdecken!

Es iſt wahr, der Winter ſtellet uns die ganze Natur ohne alle Früchte vor, als einen Baum, der ſeiner Blätter, Blüthen und Früchte ganz und gar beraubet iſt.

Da iſt keine Blume auf dem Felde, welche das Auge ergötzte, keine Frucht, die den Geſchmack reitzen könte. Kaum finden die wilden Thiere unter dem tiefen Schnee ſo viel verdorretes Laub, als zur nothdürftigen Stillung ihres Hungers nöthig iſt. Ihre vor Durſt vertrocknete Zunge leckt den Schnee und an einer Eisſcholle, um ſich abzukühlen. Allein je dürrer, leerer und unfruchtbarer die ganze Oberfläche der Natur zu ſeyn ſcheinet, deſto mehr arbeitet die Natur inwendig, gleichſam in ihrem mütterlichen Leibe, um alle ihre Kinder, mit denen ſie geſchwängert worden, zur Reiſe zu bringen, damit ſie im bevorſtehenden Frühlinge glücklich und wohlgeſtaltet geboren werden können. Gleichwie ein junger Ehemann, wenn er gewahr wird, daß ſeine zärtlichſt geliebte Ehegattin ſchwanger geworden, eine unbeſchreiblich ſüſſe Regung ſeines Herzens empfindet. Er ſchmeckt mit einem göttlichen Vergnügen den Urſprung eines väterlichen Triebes gegen ſein in dem Schooſſe der Mutter noch verborgenes Kind. Seine Freude und ſüſſe Hofnung wächſt allmälig mit dem Fortgange der Schwangerſchaft. Es iſt wahr, ſeine vordem reitzende Gattin verliert auf eine Zeitlang die äuſſerlichen erobernden Schönheiten ihrer liebenswürdigen Perſon. Bald fühlt ſie dieſen Schmerz, bald jenen; und es ſcheint manchmal, als wenn ſie für ſich und ihren Mann alle erfreuende Annehmlichkeiten verloren hätte. Allein, um ſo viel lieber wird ſie ihrem Manne; und der einzige Gedanke ihrer Schwangerſchaft verſüßt alle verdrießliche Ungemächlichkeiten derſelben. Der bevorſtehende berauſchende Anblick eines Kindes überwieget alles vorhergegangene Ungemach. Kan man nicht, mit ähnlichen angenehmen Empfindungen, die ganze Natur im Winter betrachten? Das

iſt

Digitized by Google

iſt die Zeit ihrer lange gewünſchten Schwangerſchaft, welche eine Geburt verſpricht, die uns mit tauſend Freuden beſeligen wird.

Das Auge findet im Winter eine Beluſtigung, welche zwar nicht ſo erquickend iſt, als die lebende Mahlerey des Frühlings, die aber dem ohnerachtet Reitzungen genug für alle Herzen enthält, die der Freude einen leichten Eingang zu verſtatten fähig ſind. Wie prächtig erſcheint nicht eine Gegend, wenn ſie mit Schnee bedeckt iſt! Ein blendend Weiß ſchimmert uns von allen Orten entgegen, und vervielfältiget die ſparſamen und ſchwachen Sonnenſtralen, um das Licht im Winter zu vermehren. Von unzählig vielen Orten her werfen die hie und da auf dem Schnee liegenden Eistheile, gleich denen Diamanten, Blitze und Regenbogen uns entgegen, und die ganze Oberfläche glänzt mit einem theils weiſſen, theils gefärbten Lichte. Dieſes Zauberwerk iſt um ſo viel reizender, durch je ſchlechtere und einfältigere Mittel daſſelbe erhalten wird. Gefrorne Dünſte und das ſchwache Licht der Sonne ergötzen unſere Augen im Winter, und in den übrigen Jahrszeiten geſchiehet eben daſſelbe, zwar beſſer, aber auch durch unendlich viel mehr Mittel.

Niemals erſcheint der geſtirnte Himmel ſo prächtig, als wie des Winters. Da im Sommer die Nächte nicht ſo lang und finſter ſind, und die Luft nicht ſo rein von Dünſten iſt, als im Winter: ſo können die Sterne niemals ſo bezaubernd funkeln, als im Winter. Niemals ſticht das Blaue des Firmaments ſo lebhaft hervor, als im Winter, und niemals zeigt ſich der Fürſt der Nacht ſo majeſtätiſch, als zu eben dieſer Zeit, da er länger ſcheint, und vor der nahen Sonne nicht erblaſſen darf. Wenn ich mitten auf

Digitized by Google

einem mit Schnee bedeckten Felde ſtehe, und, bey dem Anbruch der finſtern Nacht, meine Augen über mich erhebe, um den vollen Mond zu betrachten, wie er ſich mitten durch das Heer der Sterne eilend fortſchiebt, und um die funkelnden Sterne zu beobachten, deren Glanz durch das Blaue an dem Gewölbe des Himmels ungemein erhöhet wird, ſo ſcheint ſich mein Geiſt unendlich weit auszudehnen, und er verſinkt in eine Stille, in welcher er mit einem verwunderungsvollen Schauder die Gröſſe der Schöpfung, und mithin auch des Schöpfers empfindet. Er ſcheint darüber des Erdbodens zu vergeſſen, als welcher im Winter nicht genug Reitzungen hat, ihn hinlänglich zu beſchäftigen, und er verliert ſich in der Betrachtung der unendlichen Gröſſe des ganzen Weltraums. Dieſer Gedanke wird von jederman gebilliget werden, welcher bedenkt, daß wir im Sommer lange nicht ſo viel Sterne zu ſehen bekommen, als des Winters. Im Winter iſt der Himmel dichter mit Sternen beſäet, und da die Nächte länger ſind, ſo währet auch der Zug der Sterne länger.

Der Winter ſcheint, wegen Mangel des Sonnenlichts, eine ſehr betrübte Jahrszeit zu ſeyn. Allein, die Natur hat in dieſem Stücke ſehr gut geſorget, daß ſie dieſe Unannehmlichkeit des Winters ſehr vermindert hat. Der Mond ſcheint heller und länger, desgleichen auch die Sterne. Selbſt der Schnee vermindert die Finſterniß der Nächte, und ſie hat uns gelehrt, aus einem Stein, durch Hülfe eines kleinen Stück Stahls, einen brennenden Funken zu erſchaffen, welcher ſich in tauſend Lichter und Flammen, ja in ganze verheerende Feuersbrünſte vervielfältigen kan.

Eine der verdrießlichſten Beſchwerlichkeiten des Winters iſt die groſſe Kälte, welche dem Leben aller Creaturen

ſo tödtlich iſt. Allein auſſer dem, daß die Kälte die Körper der Thiere und Menſchen aushärtet, ihnen eine männliche Stärke giebt, und die Munterkeit der thieriſchen Körper vermehrt: ſo hat in dieſem Stücke der Winter etwas vor den andern Jahrszeiten voraus. Die Hitze eines ſchwülen Tages kan nicht leicht gemildert werden, ſondern man muß ſich der entkräftenden Mattigkeit unterwerfen, welche die brennenden Sonnenſtralen verurſachen. Im Winter kan man ſich, troz des Nordwinds, warm gehen und arbeiten, und man kan ſeiner zunehmenden Wuth entgehen, wenn man ſich in eine Stube begiebt, in welcher man nach Gefallen den Grad der Wärme vermehren oder vermindern kan. Das verbrante Holzwerk und Stroh verwandelt nicht nur in meiner Stube den Winter in einen Frühling, und ich lache des Boreas, welcher vor meinem Fenſter raſet, und dieſelben mit Eis überziehet; ſondern auch der Rauch, welcher aufſteigt, vertheilt ſich in die freye Luft, und vermenget ſich mit den Dünſten, welche entweder als Regen, oder als Schnee, oder als Reif, oder irgends auf eine andere Weiſe herunter fallen; und er dient alſo dem Erdboden zu einer Düngung. Wie weiſe iſt nicht die Einrichtung der Natur! Ein Erdgewächſe dient mir im Frühlinge zur Beluſtigung des Geſichts und des Geruchs, des Sommers und des Herbſts zur Speiſe, und des Winters mich zu wärmen; und es iſt dem ohnerachtet noch nicht verloren, ſondern wenn es in ſeine Theile durch das Feuer aufgelöſet iſt, ſo wird es in den Erdboden wieder geſtreuet, um denſelben fruchtbar zu machen.

Wenn ich des Winters in einen Garten gehe, und ich ſehe alle dürre Zweige der Bäume bereiſt, wie reizend kan nicht dieſer Anblick ſeyn! Der Reif hänget in krauſen

Digitized by Google

dichten Locken an den Zweigen der Bäume. Die Sonnenſtralen ſchimmern durch dieſelben hindurch, und zertheilen ſich in grüne, in rothe, in blaue Stralen. Ein ſanfter Wind durchliſpelt den Baum, und indem die glänzenden und gefärbten Reiftheilchen herunter fallen, durchzittern ſie die Luft, gleich denen fallenden Sternen, und bringen dadurch in dieſes Schauſpiel der Natur Leben und Bewegung.

Der Winter hat den Vorzug vor allen übrigen Jahrszeiten, daß er ſeiner Natur nach den Menſchen zu rechten ernſthaften und von den irdiſchen Dingen abgezogenen Betrachtungen Gelegenheit giebt. Der Frühling überſchwemmet uns mit ſinnlichen Wollüſten, und der Sommer und Herbſt geben uns mit der Einerntung und Samlung der Früchte alle Hände voll zu thun. Der Winter entblößt die Natur von den berauſchenden Annehmlichkeiten, und es iſt in demſelben nichts zu ſäen, zu pflanzen und zu ernten. Er ladet demnach den Menſchen ein, die Frucht des ganzen Jahres zu genieſſen; und indem er ihm keine äuſſerlichen Zerſtreuungen in den Weg legt, und ihm Muſſe genug verſchaft: ſo erinnert er ihn dadurch, mit Dankbarkeit an die vergangenen Jahrszeiten zu denken; dem Irdiſchen nach und nach abzuſterben: indem er uns in einen Mangel der irdiſchen Ergötzlichkeiten verſetzt, und mit den hofnungsvollen Betrachtungen des bevorſtehenden Frühlings, eines Bildes unſers Lebens nach dem Tode, uns gehörigermaſſen zu beſchäftigen. Der Menſch iſt nicht allein und vornemlich für die irdiſchen Ergötzlichkeiten dieſes Lebens, ob ſie gleich unſchuldig ſeyn ſolten, geboren; ſondern er ſoll ſie einmal entbehren. Und damit uns dieſer Verluſt nicht gar zu bitter eingehe, ſo iſt die Natur ſo gütig, daß ſie uns jährlich durch den Winter nach und nach lehrt,

dieſen

Digitized by Google

dieſen Mangel ihrer Reitzungen zu ertragen. Wie angenehm kan uns demnach der Winter werden! Wie leicht können wir uns in dieſer Jahrszeit zu Betrachtungen erheben, welche weit über unſere äuſſerlichen Empfindungen erhaben ſind, und welche die einzigen ſind, wodurch ein Menſch beweiſet, daß er ein höheres Weſen ſey, als die unvernünftigen Thiere. Die leztern ſind in den übrigen Jahrszeiten eben ſo vergnügt, als der Menſch, im Winter aber ſtecken ſie in ihren Neſtern oder Hölen, und ſchlafen. Der Menſch allein kan im Winter ſich würdiger verhalten.

Noch eine Betrachtung ergözt meine Vernunft des Winters. Wenn ich auf freyem Felde gehe, oder in einem Garten mich befinde, da erblicke ich einen Baum, deſſen Zweige unter der Laſt des Schnees zerbrechen wollen. Wie todt und tödtend ſcheint nicht dieſer Anblick zu ſeyn! Allein, da ich weiß, daß die Fliegen und andere Arten von Inſecten ihre Eyer irgendswo in dieſen Baum hingelegt haben: ſo betrachte ich einen dürren Aſt mit einer Art der Ehrerbietung. Er iſt eine Stadt, aus welcher im Frühjahre ganze Schaaren von Thieren, als ſo viele Völkerſchaften, ausziehen werden, um als Coloniſten die Welt zu bevölkern. Da GOtt eine jede Mücke für würdig genug gehalten hat, um ſie zu erſchaffen: ſo kan mir ein dürrer Aſt, der voller Eyer der Thiere ſteckt, nicht anders als ehrwürdig vorkommen. Und da eine einzige Mücke mehr Kunſt, Macht, Weisheit und Einſicht erfodert, als der gröſte Pallaſt eines irdiſchen Monarchen: ſo bedaure ich bey dem Anblicke eines dürren Aſtes im Winter nichts weiter, als daß ich nicht vermögend bin, deutlich genug in die Saamen der Thiere zu blicken, um den Bau der zukünftigen Bewohner des Erdbodens völlig zu begreifen.

Wenn jener Indianiſche König, der einen Holländer für einen Betrüger hielt, welcher ihm erzehlte, daß die Flüſſe in Europa zu einer Zeit ſo feſt würden, daß groſſe Laſtwagen über dieſelben fahren könten, mitten im Winter in unſere Gegenden käme, wenn alles mit Eis und Schnee bedeckt iſt: würde ers wol glauben, daß dieſe Gegend nach einigen Monaten lebendig werden würde? daß die Gewächſe hervorſchieſſen, blühen und Früchte tragen würden? Ohne Zweifel würde er ſich dieſes nicht einbilden können. Wenn wir auf einen Gottesacker gehen, und wir werden daſelbſt noch hie und da einige morſche Ueberbleibſel der Menſchen gewahr, die vor uns gelebt haben: ſo erblicken wir daſelbſt das menſchliche Geſchlecht, ſo zu reden, in ſeiner Winterszeit. Allein, das iſt nicht die letzte Jahrszeit des menſchlichen Geſchlechts, ſondern es folget auf dieſelbe ein Frühling, da die Todten auferſtehen werden. Kan die Natur, unter dem wirkſamen Aufſehen ihres Schöpfers, nach dem Winter, der alles getödtet, im Frühlinge alles wieder beleben: ſo iſt dieſes ebenfals bey dem menſchlichen Geſchlechte möglich. Kan unſere Vernunft dieſes gleich nicht begreifen, ſo kan uns doch die Hofnung des bevorſtehenden Frühlings im Winter, ein Bild der Hofnung unſerer Auferſtehung im Tode ſeyn. Man kan demnach annehmen, daß uns GOtt in der Natur ſelbſt etwas ähnliches von unſerer bevorſtehenden Auferſtehung von den Todten zeige, zumal da er uns ſelbſt in der heiligen Schrift zu dieſer Betrachtung eine Anleitung gegeben hat.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 129. Stück.

Fortſetzung der Geſchichte des Herrn Redlichhauſen, die im 93ſten Stück iſt angefangen worden.

Der Geiſtliche gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an einen Herrn von Adel, von welchem er um Beſorgung eines Hauslehrers für ſeine Jugend war erſucht worden. Er ſchlug den Herrn Redlichhauſen vor, erzehlte ſeine Umſtände, ſagte aus Treuherzigkeit für ihn gut, und bat wenigſtens um eine milde Gabe, wenn die Stelle ſchon beſetzt ſeyn ſolte. Dieſes iſt ein vortreflicher Strich zu dem Character eines würdigen Menſchen und eines rechtſchaffenen Geiſtlichen. Konte er mehr thun, als ſelbſt Bürge werden für einen Menſchen, der ſchlecht gekleidet, unbekant, und, wenn man es deutſch ſagen ſoll, ein Bettler war? Wie wenn der ehrliche Geiſtliche aus untadelhafter Behutſamkeit den unglücklichen Jüngling für einen Spitzbuben, Landſtreicher, oder wenigſtens für einen liederlichen Menſchen gehalten hätte? wer hätte ihm ſolches verdacht? Und eben dadurch wäre dieſer Arme aufs äuſſerſte gebracht, ja wol gar in ſeinen völligen Untergang geſtürzt worden. Denn es hatte

Digitized by Google

ſich ſchon bey ihm ein heimlicher Gedanke gemeldet, die Religion zu verändern ſey beſſer, als verhungern.

Ich habe es allemal für einen der menſchlichen Würde rühmlichen Satz gehalten: es ſey beſſer, betrogen zu werden, als betriegen. Auch hat die offenherzige ehrliche Wahrheit ſo etwas anziehendes, daß ſie in rechtſchaffenen Gemüthern allen Zweifel niederſchläget, oder wenigſtens uns anreizt, lieber etwas zu wagen, als mißtrauiſch zurück zu halten. Ich kenne an dieſem Verfahren des Probſts den ehrlichen Mann, den redlichen alten Deutſchen. Die Empfehlung ward hofnungsvoll an den Ort und Stelle gebracht, allein ſie kam zu ſpät; geſtern war dieſer kleine Dienſt bereits beſezt worden. Wie niedergeſchlagen ward nicht der betrübte Jüngling! Die ganze Laſt ſeines Elendes ſchien ihn mit neuer Wuth zu überfallen; er empfand ſie ſtärker als vorher, und die Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Der gerührte Edelmann that indes ſo viel, als er konte; er gab ihm ein Geſchenk, welches dem Stande des Gebers und dem Unfall des Nehmers gemäs war. Der unſern Freund begleitende Küſter führte ihn auf dem Rückwege in die vornehmſten Häuſer, redete für ihn das Wort; und der Herr Probſt verehrete ihm auch ſo viel, daß er nun mit 25 Rthlr. den Ort verließ, und ſeine Reiſegefährten aufſuchte, die er erſt in der Abendherberge wieder erreichte. Hier aber fühlte er ſich mit neuen Sorgen beſchwert, die ihn mit ganz gegentheiligen kummervollen Empfindungen heimſuchten. Vorher konte er kein Auge zuthun, weil er ſorgte, wo er einige Groſchen bekommen möchte, und jezt ſchlief er nicht, weil er furchte, ſein Geld zu verlieren. Doch der Reichthum iſt auch dann und wann ſinnreich, wie es die Armuth,

Digitized by Google

die groſſe Erfinderin aller Künſte und Wiſſenſchaften, immer iſt. Er befand für gut, ſeine Münze unter die Sohlen zu verſtecken, und ſeine Strümpfe und Schuhe nie auszuziehen. Denn er wuſte, daß man ihn auf dieſe Art nicht beſtehlen könte, ohne ihn aufzuwecken; und nachdem er noch dieſe Erfindung gemacht hatte, nur etwas weniges kleine Münze an Dreypfennig- und Pfennigſtücken in der Taſche zu führen, damit niemand ſeinen Vorrath merken möchte: ſo ſchlief er endlich ruhig ein, denn ein böſes Gewiſſen legte ſich nicht mit ihm auf ſeinen ſtrohernen Pfühl; was er hatte, hatte er mit Recht, und die es ihm gegeben hatten, wünſchten ihm noch Segen dazu. Dieſes war eine Münze, die wenig von den Obrigkeiten und Reichen in den Kaſten und Schatz beygeleget wird, darum war ihr Beſitz auch ſo ruhig. Allein, kaum trat unſer Ebentheur am folgenden Morgen ſeine Reiſe aufs neue an, ſo fühlte er, daß ihn das Geld drückte, nicht weil es ſo ſchwer, ſondern weil es ſo hart war; er gieng ſich die Füſſe wund: doch endlich gewöhnte er ſich daran, mit ſtoiſchem Muth ſeinen Reichthum mit Füſſen zu treten. So endete ſich wieder ein Tag, an welchem er bey den Predigern der in dem Wege gelegenen Dörfer einen kleinen Beytrag erhalten hatte. Darauf kamen ſie in eine Stadt, in welcher Beſatzung lag. Die Reiſegefehrten zeigten dem Redlichhauſen das Haus eines Apothekers, den ſie als einen ſehr chriſtlichen und liebreichen Mann beſchrieben, und ermunterten ihn, dieſem gottſeligen Chriſten ſeine Umſtände kühnlich zu entdecken, und darnach in dem gegenüberliegenden Weinhauſe ſich einzufinden, wo ſie ihn tractiren wolten. Redlichhauſen trat mit kühner Sittſamkeit in die Apotheke. Der Apotheker hörete ſeine Geſchichte ſehr aufmerkſam an, bewegte

wegte ſeinen kleinen dicken Körper vor- und niederwärts, und zog die Augenlieder ſeines runden und rothen Antlitzes bald in die Höhe, bald wieder herunter; er zuckte zuweilen mit den Achſeln, und ließ aus ſeinem Munde manches Hum im brummenden Tone hören. In einem Cabinet ſaß ein Officier von der Beſatzung, und er hatte ein Gläslein Roſſolis vor ſich ſtehen, nebſt einem Stück Torte. Mein Freund, habt ihr einen Paß, fragte der Apotheker mit einer Geberde, die dem hochmüthigen Mitleiden eigen iſt, und mit einer Stimme, die durch ihre gezwungene Langſamkeit und Tactmäſſigkeit eine kluge Vorſichtigkeit eines Obern gegen die Untern zu erkennen gab. Die letzte Sylbe dieſer Frage ward mit dem Ton der auf dem Boden klappernden Abſätze des Fragenden begleitet. Denn wenn er mit jemanden ſprach, der ihm die Spitze nicht bieten konte: ſo ſtieg er, wenn er redete, auf ſeinen angeſtemten Zähen in die Höhe, ſchabete etwas, und alsdenn fiel er mit den Abſätzen, mit der letzten Sylbe die er ſprach, zugleich wieder nieder. Aus pflichtmäſſiger Ergebenheit gegen die obrigkeitlichen Verordnungen flüſterte er dem Officier einige Worte in das Ohr: welcher darauf mit der Mine eines Befelshabers den armen Reiſenden zu ſich rief, ihn ausfragte, und endlich ihm ankündigte, daß er in die Wache müſte; ließ auch durch die Ordonnance ſogleich die Wache herbey rufen. Dieſe kam, nemlich ein Unterofficier und zwey Mann, welche von einigem Volk begleitet wurden. Redlichhauſen hörte die fürchterlichen Worte mit einem heroiſchen Ton aus dem Munde des Officiers: Burſche, nehmt dieſen Kerl in Arreſt. Redlichhauſen rief Himmel und Erde zu Zeugen ſeiner Unſchuld an, allein der Apotheker überſtimte ihn mit dem pflichtmäſſi-

mäßigen Beyfall, den er dem Officier gab, und mit dem Bedeuten: es könte wol ein Schelm seyn, man müßte niemanden auf ſein Wort trauen. Redlichhauſen muſte ſeinen Degen von ſich geben, und konte kaum erhalten, daß man ihm die Arme frey ließ. Das Volk verſamlete ſich vor der Apotheke, und machte den ſichern Schluß, daß man hier einen Spitzbuben gefangen habe; denn der Apotheker wäre ein chriſtlicher gutthätiger Mann, der ſeine Urſach müßte gehabt haben, dieſen Kerl ſetzen zu laſſen. Die beyden Gefehrten wurden durch den Lerm ans Fenſter gezogen, und ſahen mit Erſtaunen ihren Geſellſchafter fortführen. Sie eilten herunter, und traten in die Apotheke, alwo der Officier mit der Mine eines Siegers noch ein Glas Aquavit forderte. Sie bezeugeten die Redlichkeit des Gefangenen, und der Kaufmann erbot ſich, aus der Stadt einen Bürger zu ſtellen, der für ihn gut ſagen ſolte. Allein, der Apotheker zuckte die Achſeln, wackelte ſtillſchweigend hin und her, ſchnupfte eine Prieſe Toback, und wies endlich dieſe Freunde an den Officier, welcher ſich rund heraus erklärte, weil der Kerl keinen Paß hätte, ſo wolte er ihn behalten, und ihm die Trommel anhängen. Der Apotheker billigte dieſes, mit dem Zuſatz: es ſey chriſtlich, einen herumſchweifenden Menſchen in des Königs Dienſten zu einer ordentlichen Lebensart anzugewöhnen: er ſey bereit, der Armuth zu ſtatten zu kommen, allein GOtt ſolle ihn bewahren, daß er durch unbehutſame Austheilung der Almoſen ein Diener der Ruchloſigkeit ſeyn ſolte; er hätte es dieſem Menſchen gleich anſehen können, daß er ein junger Taugenichts ſey, und daß kein gut Haar an ihm ſey. Er ſchätze ſich glücklich, daß die göttliche Vorſehung ihn zu einem Werkzeuge gemacht hätte, dieſen verirrten

Digitized by Google

Böſewicht auf beſſere Wege zu leiten; er wiſſe gewiß, der junge Landſtreicher werde es ihm noch einmal verdanken; und was dergleichen liebreiche, gottſelige und erbauliche Betrachtungen mehr waren, die der chriſtliche Apotheker von ſich hören ließ. Ein einziger, der eben da war, ein Glas Brantewein zu trinken, meinte, man könte niemanden ins Herz ſehen, der junge Menſch könte wol die Wahrheit geſagt haben, und man habe ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, wenn man aus bloſſem Argwohn jemand unglücklich mache. Dieſer junge Menſch möchte wol eines ehrlichen Mannes Kind ſeyn, und wer weiß was noch aus ihm werden könte. Der T - - ſolte ihn holen, er glaubte, dieſer Menſch ſey ehrlicher als alle Heuchler in der ganzen Welt zuſammen genommen. Kaum hatte der Apotheker dieſes gehöret, ſo holte er einen tiefen Seufzer hervor; nachher verwies er dieſem Mann ſein Fluchen, und befahl ihm, ſein Haus zu verlaſſen, denn er befürchtete, die gerechten Gerichte GOttes möchten ihn ſtrafen, wenn er zulieſſe, daß man in ſeinem Hauſe fluchte. Indeſſen ſaß Redlichhauſen auf der Hauptwache, und erwartete ſein Schickſal mit Geduld. Weil ihn ſeine beyden Freunde nicht los machen konten, ſo eilten ſie, ihre Reiſe fortzuſetzen und ihre vorausfahrende Wagen einzuholen, und bedauerten das Unglück des armen Redlichhauſen. Es beſuchte aber ein anderer Officier denjenigen, der die Wache hatte; er ließ den jungen Redlichhauſen vor ſich kommen, und hörte die ganze Geſchichte an, die der Gefangene mit einer Freymüthigkeit erzehlete, die der Unſchuld ſo wohl anſtehet, und von der Frechheit eines verſtockten Buben ſich ſo wohl unterſcheidet. Der Officier hörte die Erzehlung nicht ohne Bewegung an; er erkante die Unſchuld. Sein großmüthiges

Digitized by Google

ges menſchliches Herz empfand ein Mitleiden, welches einem wahren Helden ſo rühmlich und ſo eigenthümlich iſt. Er redete dem Gefangenen mit einer gelinden Stimme, und mit einem Ton zu, der im Stande iſt, dem furchtſamſten einen Muth zu machen. Er nennete ihn bald, mein Sohn, bald, mein Kind, und nahm endlich ihn gegen den die Wache habenden Officier in Schutz. Er ſtellete ihm vor, daß er wenig Ehre davon hätte, einen armen Verlaſſenen zu verfolgen: dieſer Menſch ſey ein Student; er ſey ein Landeskind; er ſey klein; er könne dem König dereinſt allemal beſſere Dienſte thun, als wenn man ihn zwingen wolte, die Trummel zu tragen: kurz, er redete dem andern ſo lange zu, bis dieſer ausrief: Schurke, ſo lauf zum Henker. Sein Beſchützer aber rief ihn an ſich, mit den Worten: Mein Sohn, da hat er was auf die Reiſe, thue er ſich was zu gute, und damit gab er ihm 2 harte Thaler, und drückte ihm die Hand. Redlichhauſen wünſchte ihm mit Thränen und groſſer Bewegung ſeines Herzens tauſend Segen, und eilte zum Thore hinaus, ungegeſſen; denn es deuchtete ihm, als wenn tauſend böſe Geiſter hinter ihm her wären, ſo lange er in dieſer Stadt ſich befände. Er hatte die Vorſichtigkeit, früh ſich allemal nach den Dörfern und Oertern, die auf dem Wege lagen, und wo das Nachtquartier ſeyn würde, zu erkundigen. Vor dem Thore fragte er alſo einen ihm begegnenden und in die Stadt fahrenden Bauer nach dem rechten Weg bis an den Ort, den er ihm benante. Der Bauer legte beyde Arme creutzweis über einander, und ſagte: Gaht dahenn, edder dahenn, gaht allerwehn recht. Man kan leicht aus der Sprache und aus dem Verhalten dieſes Bauers ſchlieſſen, daß Redlichhauſen ſich in einem Theil von Pommern befunden habe.

Dieſes

Dieſes Bezeigen verdroß ihn; er ſagte dem Bauer die Wahrheit. Dieſer fieng an zu ſchimpfen, und unſer Pilgrim, dem die Galle überlief, fieng an zu ſchlagen; zu ſeinem Glück war der Bauer ſehr wohl gemäſtet, daher konte er den ausgehungerten Flüchtling nicht mit Nachdruck verfolgen, er muſte die empfangenen wohlverdienten Schläge ungerächet behalten. Redlichhauſen geſtand aber, daß ihn dieſes grobe Verfahren ſo auſſer ſich gebracht hätte, daß er dieſen Bauer hätte erwürgen mögen. Denn da er in einem ganz fremden Lande geweſen, da er nirgendshin gewuſt hätte, da er den Augenblick Schimpf und Gefängniß ausgeſtanden, und ihm der leere Magen auch nicht viel Geduld geprediget hätte, ſo ſey ihm die Galle völlig übergelauſen; zumal da er ſonſt keinen Menſchen erblickt, bey dem er ſich weiter Raths erholen können. Wenn man alle Umſtände bedenkt, in welchen Redlichhauſen war, wenn man in Anſchlag bringet, wie ſehr der Wanderer durch dieſe ungeſchliffene Antwort geſpottet und in Verlegenheit geſetzet ward; ſo iſt ihm die Hitze, in welcher er ſich übereilte, gar wol zu gute zu halten. Kan etwas unmenſchlichers ſeyn, als wenn man einen ſo geringen Dienſt als dieſer iſt, einem Reiſenden verſagt, und ihn dadurch oft dem äuſſerſten Ungemach bloß ſtellet? Ein Menſch, der nicht einmal mit ein oder zwey Worten einem andern zu ſtatten kommen will, iſt nicht werth, daß er in einem wohlbeſtelten gemeinen Weſen geduldet werde. Ein Reiſender iſt eine heilige Perſon, wer ſich an demſelben vergreift, verletzt alle Pflichten des Menſchen mit einemmal. Redlichhauſen befand ſich alſo in der gröſten Unwiſſenheit, wohin er ſich wenden ſolte, ſeine Freunde und die Wagen wieder zu finden. Weil unſer Leſer verſichert iſt, daß er ſich jetzt in einem beſſern Zuſtande befinde, ſo werden wir nicht wider die Geſetze einer Erzehlung verſtoſſen, wenn wir ihn jetzt in dieſem Stande laſſen.

F.

Digitized by Google

Der Menſch.

Das 130. Stück.

Der göttliche Stifter unſerer allerheiligſten Religion hat von ſeinen Anhängern ausdrücklich verlanget, daß ſie werden ſollen wie die Kinder. Er hat das ganze Weſen eines Chriſten in eine ſolche Beſchaffenheit geſetzt, dergleichen wir an den Kindern gewahr werden, wenn man ſie in Abſicht auf ihre Eltern betrachtet. Wir können mit Wahrheit behaupten, daß ein Menſch, welcher ein wahrer Menſch ſeyn will, wie ein Kind beſchaffen ſeyn müſſe, und daß man wie die Kinder werden müſſe, um ein wahrer Menſch zu ſeyn. Der ganze Character eines Kindes kan theils von ſeiner guten, theils von ſeiner ſchlimmen Seite betrachtet werden. In der letzten Abſicht heiſt er das kindiſche Weſen; und es würde lächerlich und ungereimt ſeyn, wenn wir von einem erwachſenen Menſchen und von einem wahren Chriſten verlangen wolten: er ſolle das kindiſche, läppiſche und unverſtändige Weſen kleiner Kinder an ſich nehmen. Wenn aber der Character der Kinder von ſeiner guten Seite betrachtet wird, ſo heiſt er das kindliche Weſen; und wir wollen zeigen, daß ohne demſelben kein Menſch ein wahrer Menſch ſeyn könne, und

Digitized by Google

daß dieſes kindliche Weſen eine Zierde der Menſchheit ſey, welche zur wahren Zufriedenheit und Glückſeligkeit eines Menſchen erfodert wird.

Niemand kan leugnen, daß alle Menſchen gegen GOtt in eben einem ſolchen Verhältniſſe ſtehen, als die Kinder gegen ihre Eltern; ja, daß GOtt in einem viel höhern Grade unſer Vater muß genant werden, als unſere leiblichen Väter. Er hat ohne alle Widerrede zu unſerer Wirklichkeit unendlich vielmal mehr beygetragen, als unſere leiblichen Väter, und das muß man auch zugeſtehen, in Abſicht auf die Erhaltung unſeres Lebens. Er liebt uns beſſer und ſtärker als unſere Eltern; er ſorget beſſer für uns: und er verwaltet, mit einem Worte, das väterliche Amt unendlich vielmal beſſer, und in einem höhern Grade, als unſere Eltern. Da wir uns nun für Kinder unſerer Eltern halten, wie viel mehrere Urſachen haben wir nicht, uns als Kinder des höchſten Weſens anzuſehen? Wer alſo ein wahrer Menſch ſeyn will, der muß ſich in den kindlichen Verhältniſſen gegen GOtt betrachten, und die ganze kindliche Neigung und Geſinnung in Abſicht auf GOtt annehmen. Das heißt: Wer ein rechter Menſch ſeyn will, der muß werden wie die Kinder.

Das erſte, was uns bey der kindlichen Geſinnung zuerſt in die Augen fält, iſt die unausſprechlich zärtliche Neigung und Liebe eines Kindes zu ſeinen Eltern. Empfindungsreiche Herzen können es niemals ohne Rührung, die zitternd durch alle Glieder läuft, anſehen, wenn ein Kind von ein, zwey, drey oder mehrern Jahren ſich um den Hals ſeiner Mutter ſchmeichelnd und liebkoſend ſchlingt, wenn es beyde Hände nach ihr ausſtreckt, wenn es mit Händen und Füſſen zappelt, ehe es von der Mutter in die

Arme

Arme genommen wird, wenn es die abweſende Mutter ruft, und mit Thränen hundertmal den Mutternamen ausruft. Dieſe ſchmachtende Sehnſucht, und dieſes unruhige Verlangen, iſt ein offenbarer Beweis der unumſchränkten Liebesneigung eines Kindes zu ſeinen Eltern. Es kan ohne ſeine Eltern nicht ruhig ſeyn; es fühlt in ihrer Abweſenheit eine Leere, durch welche es gequält und beunruhiget wird. Und wenn das Kind eines Bettlers von einer Prinzeſſin aufgenommen würde, ſo würde es doch ſo lange unruhig ſeyn, und nach ſeiner Mutter ängſtlich ſchreyen, bis es dieſelbe vergeſſen hätte. So brennend und zärtlich muß auch die Liebe eines wahren Menſchen zu GOtt ſeyn. Wir müſſen täglich und ſtündlich die unaufhörlichen Proben der väterlichen Liebe GOttes zu empfinden ſuchen. Durch dieſe Empfindung muß die Ueberzeugung bey uns entſtehen, daß wir ohne GOtt in dem erbarmungswürdigen Zuſtande eines weggeſetzten Kindes ſeyn würden. Es muß demnach eine beſtändige und uneingeſchränkte Neigung zu GOtt in uns leben, und der bloſſe Gedanke, daß wir von GOtt verlaſſen ſeyn könten, muß uns aufs äuſſerſte beunruhigen. Die Ueberzeugung, daß wir in den Händen GOttes ſind, muß uns durchaus vergnügen und ergötzen.

Ein Kind erwartet in allen ſeinen Umſtänden die Erfüllung aller ſeiner Begierden von ſeinen Eltern. Hungert es: ſo ruft es ſeine Mutter. Durſtet es: es ſchreyet nach ſeiner Mutter. Empfindet es einen Schmerz: es ruft ſeine Mutter. Erwacht es des Nachts: alſobald ruft es ſeine Mutter. Kurz, ein Kind weiß keine andere Quelle, woher es die Erfüllung ſeiner Wünſche erwarten könte, als ſeine Mutter; und es entſteht daher in ihm keine einzige Begierde, die es nicht durch den bloſſen Trieb ſeiner Natur auf

Digitized by Google

ſeine Mutter lenken ſolte. Es erwartet von ſeiner Mutter ſowol die Erlangung alles Guten, als auch die Befreyung von allem Uebel, ſo es ſich vorzuſtellen im Stande iſt. Und eben dieſes erfodert der kindliche Sinn aller Menſchen in Abſicht auf GOtt. Alles Gute, was wir erwarten können, komt von GOtt; und er iſt es, der uns von allem Uebel befreyet. Wir ſolten demnach unaufhörlich dieſes bedenken, ſo würden wir täglich und ſtündlich fühlen und begreifen, daß wir alles aus den Händen GOttes empfangen. Wir würden erkennen, daß es eine vergebliche Arbeit ſey, die Erfüllung irgends eines Verlangens anderswoher, als von GOtt zu erwarten. Und daher würden wir alle unſere Begierden auf GOtt richten. Merkten wir etwa, daß wir irgends ein Gut, es ſey nun leiblich oder geiſtlich, zeitlich oder ewig, klein oder groß, bedürften: alſobald würden wir nach GOtt ſchreyen. Würden wir etwa gewahr, daß uns eine Noth drücke oder bevorſtehe: das erſte, was uns einfiele, würde GOtt ſeyn. Wir würden alle Augenblicke fühlen, wie ſehr wir GOttes benöthiget wären, und es würde uns demnach zur andern Natur werden, nach GOtt zu rufen und zu ſchreyen. Und dergeſtalt würden wir ohne Unterlaß beten, weil das Weſen des Gebets in einem ſolchen Verlangen beſtehet.

Ein Kind iſt auf dem Schooſſe ſeiner Mutter allemal getroſten Muthes. Es betrachtet denſelben allemal als ein veſtes Schloß, wohin es bey allen bevorſtehenden Unfällen fliehen kan, und es hält ſich daſelbſt für genugſam geſichert und beſchirmet. Wenn eine andere Perſon etwa ſich ſtelt, als wolle ſie ein Kind fangen oder ſchlagen, ſo läuft es mit aller Macht und aus allen Kräften zu ſeiner Mutter; und ſo bald es auf ihrem Schooſſe ſitzt, lacht es, weil

weil es glaubt, es ſey nunmehr aller Gefahr entgangen. Bey den unvernünftigen Thieren bemerken wir ebenfals eine ſolche Neigung. Wenn ein Raubvogel ſich ſehen läſt, ſo laufen die jungen Hüner, was ſie können, um ſich unter die Flügel ihrer Mutter zu verbergen. In eben einer ſolchen Geſinnung muß ein jeder wahrer Menſch, in Abſicht auf GOtt, ſtehen. In ſeinen Händen kan uns kein Unfall begegnen, und unter ſeiner väterlichen Aufſicht ſind wir vor allem wahren Uebel in einer vollkommenen Sicherheit. Wer alſo in Abſicht auf GOtt ein Kind werden will, der muß ſich überzeugen, daß er, wenn er ſich der göttlichen Vorſehung gänzlich übergiebt, vor allem wahren Uebel ganz ſicher ſey. Er muß demnach, bey allen gegenwärtigen und bevorſtehenden Uebeln, ſeine Zuflucht zu GOtt nehmen. Das erſte, was ihm in ſolchen Umſtänden einfält, muß darin beſtehen, daß er ſich in den Schoos GOttes wirſt, indem er von ihm die Abwendung alles wahren Uebels ohne Zweifelhaftigkeit erwartet, und unter dieſer Erwartung ein fröliches Herz behält.

Kein Prinz empfindet auf ſeinem Throne, von welchem er die Schickſale ganzer Völker entſcheidet, ſo viele Ruhe und völlige Zufriedenheit, als ein Kind auf dem Schooſſe ſeiner Mutter. Seine Mutter befindet ſich ofte in den elendeſten Umſtänden. Hundert Sorgen zerfoltern ihr Herz; ſie zerfließt in Thränen, und ihr Herz bricht ihr, wenn ſie bedenkt, daß ihr Kind durch ihr eigenes Elend unglücklich werde. Unterdeſſen ſitzt das Kind auf ihrem Schooſſe in einer ſtolzen Zufriedenheit; es lächelt, es ſpielt, und läßt die Mutter ſorgen, ohne ſich einer ängſtlichen Unruhe zu übergeben. Es iſt vollkommen vergnügt, weil es auf dem Schooſſe ſeiner Mutter ſitzt. Wenn

Digitized by Google

wir bedenken, daß wir an GOtt und ſeiner Vorſorge völlig genug haben, daß wir durch dieſelbe unſere möglichſte Glückſeligkeit erlangen, und daß auſſer derſelben kein ander Mittel erdacht werden könne, welches uns glücklicher machen könne, als wir durch die göttliche Vorſorge werden; ſo ſolte uns dieſer Gedanke vollkommen beruhigen und zufrieden ſtellen. Wir ſolten nichts auf eine beunruhigende Art fürchten; wir ſolten uns mit keinen ängſtlichen Sorgen quälen, und wir ſolten vollkommen mit allen unſern Umſtänden zufrieden ſeyn, weil wir Kinder GOttes ſind.

Und daher entſteht das zärtliche Vertrauen zu den Eltern, welches wir bey kleinen Kindern gewahr werden. Sie fodern alles ungeſcheut von ihren Eltern, und fühlen keine ſclaviſche Furcht; ſie nahen ſich zu ihren Eltern, und blicken ſie ohne Schreck und Entſetzen an. Der kindliche Sinn eines Menſchen gegen GOtt erfodert demnach dieſes unumſchränkte Vertrauen. Er weiß, daß es GOtt niemals böſe meinen könne, und daß er alles Gute von ihm gewiß erhalten werde. Er weiß, daß GOtt die *Liebe ſelbſt* ſey. Der Gedanke von GOtt und ſeiner Gegenwart iſt alſo in ſeiner Seele nicht ſchreckhaft und drohend, ſondern beruhigend, beſeligend und lockend. Und daher entſteht eine ganz unumſchränkte Vertraulichkeit eines Menſchen in Abſicht auf GOtt, vermittelſt welcher ein Menſch nicht einmal mehr wünſcht, daß er oder irgends etwas von ihm, irgends eine ſeiner Handlungen, vor GOtt verſteckt und verborgen bleiben möchte.

Ein Kind läßt ſich in den erſten Jahren ſeines Lebens alles ohne Murren gefallen, was die Eltern ihm geben, und es iſt völlig zufrieden, wie es angewöhnet wird. Ein Kind einer armen Mutter ruft ſeine Mutter, wenn es hungert;

gert; und es iſſet ohne Murren und Unzufriedenheit das ſchlechteſte Gemüſe mit dem gröſten Apetite. Will es ſchlafen: ſo ſchreyet es nach ſeiner Mutter. Und es ſchläft ruhig und ſanft, und wenn es auch die Mutter auf einen Strohſack und alte Lumpen legen ſolte: es müſte denn ſeyn, daß die Eltern es ſchon woran anders gewöhnt und es verzärtelt hätten. GOtt verzärtelt ſeine Kinder niemals, ſondern er giebt ihnen von Jugend auf alles, wie es ſich für dieſelben am beſten ſchickt. Es ſolte demnach der Menſch mit GOtt eben ſo zufrieden ſeyn. Er muß Lebensunterhalt haben, und das kindliche Weſen erfodert es, daß er denſelben von ſeinem göttlichen Vater verlange. Allein es fodert auch, daß er denſelben ſo annehme, wie er ihn von GOtt empfängt, denſelben mit Zufriedenheit genieſſe, und ſolte er gleich ſeinem Bedünken nach beſſer ſeyn können. Und ſo muß der Menſch in Abſicht auf alle ſeine Umſtände und Zufälle geſinnet ſeyn, indem er ſie nicht beſſer und anders verlanget, als wie ſie ihm GOtt von Kindesbeinen an angewöhnet hat.

Die Kinder ſind Affen ihrer Eltern. Sie nehmen ihre Geſinnungen, Maximen und Handlungsweiſen an, indem ſie ſich ihre Eltern zum Muſter der Nachfolge vorſetzen. Dieſer Nachahmungstrieb der Kinder gereicht freylich, den meiſten unter ihnen, zum zeitlichen und ewigen Verderben. Allein, die Kinder ſind daran nicht ſchuld, ſondern die elenden Eltern, welche ihren Kindern ein ſo elendes Exempel geben. Unterdeſſen bleibt dieſer Nachahmungstrieb bey kleinen Kindern was gutes, und gehöret allerdings zu dem kindlichen Sinne, zu dem Character eines Kindes, von der guten Seite betrachtet. Ein Menſch alſo, damit er in Abſicht auf GOtt werde als die Kinder,

muß ſich GOtt zum Muſter der Nachfolge vorſetzen, und er muß in allen ſeinen Geſinnungen Dichten, Trachten und Handlungen GOtt ähnlich zu werden ſuchen. Wenn ein Kind gewahr wird, daß ſeine Eltern durch Lachen oder auf eine andere Weiſe ihr Vergnügen an den Tag legen: ſo freuet es ſich darüber, es denkt, daß es ſich gut verhalten, und es wiederholt dieſe Handlung eben deswegen, weil ſeine Eltern ſich darüber vergnügen. Ein Menſch muß durchaus ſich bemühen, das Wohlgefallen GOttes zu verdienen, und das muß ſein ſtärkſter Bewegungsgrund ſeyn, warum er dieſe Handlung thut, und jene unterläßt.

Wenn alſo ein Menſch in Abſicht auf GOtt wie ein Kind geſinnet wird, ſo liebt er GOtt aufs zärtlichſte; er ſetzt ein unumſchränktes Vertrauen auf ihn; er fürchtet ſich vor ihm, aber nicht auf eine ſclaviſche Art; er beruhiget ſich in ſeiner Führung; er iſt beſtändig vergnügt; er wirft alle ſein Anliegen auf GOtt, und ſucht ſich ihm gefällig zu machen, indem er ihm nachahmt. Da nun in dieſen Stücken das ganze Weſen der Religion beſteht, ſo iſt das Beſtreben in Abſicht auf GOtt, wie die Kinder zu werden, die ganze Frömmigkeit. Es iſt zu gleicher Zeit offenbar, daß ein Menſch nicht eher beſtändig vergnügt, frölich und glückſelig werden könne, bis er nicht GOtt als ſeinen Vater anſieht, und in Abſicht auf denſelben den kindlichen Sinn angenommen hat.

Der

Der Menſch.

Das 131. Stück.

Die vortrefliche Einrichtung der Menſchen zur Unſterblichkeit, ſeine Würde, die ihn zum Herrn der Welt macht, und ſeine Tüchtigkeit zu hohen und erhabenen Geſchäften, dieſes alles ſetzet ihn in Hochachtung, und erfordert eine gewiſſe Ehrfurcht, wenn man von ihm denkt und ſpricht. Wenn man aber auf die Thaten dieſes Menſchen acht hat, ſo kan es unmöglich ausbleiben, man muß zum öftern in ein lautes Lachen ausbrechen; und ich habe mir oft Gewalt angethan, dieſes Gelächter in meinen Blättern zu vermeiden, weil ſie alsdenn ſo widerſinniſch und ungereimt würden geworden ſeyn, als der Menſch ſelbſt iſt. Das Sprüchwort: parturiunt montes et naſcitur ridiculus mus: die Gebirge gebären, und bringen eine lächerliche Maus zur Welt, ſtellet die Handlungen der Menſchen in ihrem gröſten Lichte vor Augen. Dieſe Handlungen haben viel mehr lächerliches und abgeſchmacktes an ſich, wenigſtens dem gröſten Theil nach, als wenn ein Greis auf dem Eis glitſchen, ſich ſchuckeln, und unter kleinen Kindern mit den Käulgen ſpielen würde. Man ſolte denken, es ſey unter Menſchen und Menſchen ein weſentlicher Unterſchied, und nicht alle müſten mit einer unſterblichen Seele begabt

ſeyn; und dieſer Schluß würde viel wahrſcheinliches haben, wenn nicht eben die Perſonen durch andere Handlungen zeigten, daß ſie eben ſo gut mit hohen Kräften ausgerüſtet wären, als andere. Folgender Brief wird die Sache deutlicher erleutern.

Mein Herr,

Ihr Wochenblat, welches ich fleißig leſe, hat mich ganz geändert, ich bin dadurch nicht nur zu einer Unterſuchung und Kentniß meiner ſelbſt gekommen, ſondern ich betrachte auch die Aufführung aller derer, die mir vor Augen kommen, mit einer forſchenden Aufmerkſamkeit; ich kan mich beynahe den Kundſchafter oder Spion der menſchlichen Natur nennen. Sie haben in einigen Blättern auf ſolche Art von der Würde des Menſchen geredet, die bey mir eine Hochachtung auch gegen den Geringſten erwecket hat. Wie ſehr bin ich geneigt, dieſe Hochachtung zu erhalten und zu vermehren: allein ich mache täglich neue Entdeckungen, die mir den Menſchen ſehr klein und lächerlich vorſtellen. Sagen Sie mir doch, ob es dreyerley Geſchöpfe giebt, die alle die menſchliche Natur haben? Ich finde einige, die ich Menſchen nennen kan; andere müſſen nebſt der menſchlichen noch eine Thierſeele, oder nur eine halbe beſitzen; und die dritte Art hat gar nichts menſchliches, auſſer die Geſtalt, die Art ſich zu ernähren, und ſich zu kleiden. Von der erſten Art will ich nichts gedenken, allein von den beyden andern muß ich Ihnen einige Muſter anführen.

Chlorinda hat viel Verſtand, und iſt ſehr angenehm im Umgange, auch lebt ſie ſehr ordentlich. Sie hat von vielen Dingen richtigere Begriffe, als viel Frauenzimmer. Allein, ihre Schönheit iſt in ſolchem Grad ihre Sorge,

daß

daß ſie ihr gewiß der wichtigſte Theil ihres Glückes, ja ihres Weſens iſt. Ihr Putz beſchäftiget ſie jederzeit über die Helfte des Tages, wenn ſie einen Beſuch abzuſtatten oder anzunehmen hat; und ſie hat mehr als einmal 14 Tage mit der Verfertigung eines Kopfzeuges zugebracht. Es iſt unſäglich, was ſie ſich für Mühe giebt alsdenn, wie oft ſie es anders aufſteckt, und wie ſie alle Kräfte ihres Geiſtes daran wendet. Zu ſolcher Zeit vergißt ſie die Bücher und das Hausweſen. Sie hat lezt mehr als für 20 Rthlr. in ihrer Wirthſchaft Schaden erlitten, und kurz vorher für einige hundert Thaler Wein verderben laſſen, wegen einer einzigen Falte. Sie hört und ſieht nicht in dieſer Beſchäftigung; und ich weiß gewiß, daß die Geſandten, in Vergleichung aller Forderungen des Weſtphäliſchen Friedens, nicht ſo viel Arbeit gehabt haben, als ſie hat, wenn ſie ein Band aufſezt. Wo bleibt hier die Hoheit und Würde der menſchlichen Natur? und wie ſticht nicht die edle Kraft der menſchlichen Seele mit einem ſolchen Gebrauch derſelben ab? Iſt ein Putz wol werth, daß ein unſterblicher Geiſt ſo viel Mühe und Zeit an denſelben verwende? Wenn ein groſſer König ſeine Hauptſorge auf die Unterſuchung einer Farbe wendete, würde er wol königlich und ſeiner Würde gemäs handeln?

Sybilla hat ein munteres Weſen, und denkt gut, ihre Geſellſchaft iſt angenehm, und ihre Geſpräche ſind lehrreich: man kan ſie ein gelehrtes Frauenzimmer nennen; ſie lieſt gute Bücher, und macht einen guten Vers; ſie kleidet ſich gut, aber ſie wendet nicht zu viel Zeit darauf. Wenn ſie aber nicht den Rang bekomt, den ſie hat, wenn man ihr die Taſſe Coffee nicht vor denen giebt, vor denen ſie einen Vorzug zu haben vermeint: ſo vergißt ſie alle Geſe-

Digitized by Google

ze der Anſtändigkeit und der Höflichkeit, und in 8 Tagen ißt und trinkt ſie ſo wenig, als ein Todtkranker; ſie weint, ſie iſt durchaus mißvergnügt. Als ihr das Haus abbrante, ertrug ſie ſolches recht rühmlich gelaſſen, allein dieſe kleine Sache bemeiſtert ſich ihrer ſolchergeſtalt, daß ihr Angeſicht recht abſcheulich wird; ihre Vernunft wird ganz unterdrückt. Ich habe geſehen, daß ſie an die Seite trat, als eine Heerde Rindvieh eingetrieben ward, ſie gieng gelaſſen hinter derſelben her; allein, als eine ſehr artige Frau bey einer Leiche den Vortrit vor ihr *hatte*, ſo kam ſie auſſer ſich ſelbſt, und begieng Thorheiten, die ganz auſſerordentlich waren. Wenn ſie in einer Geſellſchaft die oberſte Stelle beſitzet, ſo iſt ſie aufgeweckt, und redet ungemein vernünftig: ſo bald ſie einer höhern Perſon die Oberſtelle laſſen muß, ſo iſt ſie ſtumm und verdrießlich; wenn es ihr aber begegnet, daß ihr, *ihren* Gedanken nach, etwas vergeben wird, alsdenn iſt ſie ausgelaſſen. Man muß von ihr ſagen, daß ſie in dem erſten Fall ein Menſch, in dem andern ein Thier, und in dem dritten ein *Teufel ſey*. Mein Herr, ich möchte wol wiſſen, in *wiefern der* ein Menſch ſey, der nur menſchlich iſt, wenn er auf einem gewiſſen Stuhl ſitzt, und die rechte Hand frey hat, da ihm niemand zur rechten Seite ſitzet. Bey der ſtolzen Sybille kömt das Menſchliche nur auf den Ort an, davon hangen die Kräfte ihrer Seele und ihre Gedanken ab, darnach richten ſich ihre Leidenſchaften, ja ſelbſt ihr ſinlicher Apetit zur nöthigen Nahrung.

Apromius, ein Herr, der ein kleines Land zu beherrſchen, und überdem ein ſolches Amt zu verwalten hat, von welchem das Wohl und Weh einiger tauſend Menſchen abhängt, iſt gerecht und gütig; er iſt geneigt und tüchtig

das

das Glück vieler Menſchen zu befördern; er iſt überdis ein gelehrter Herr, er kennet den Menſchen, und iſt nicht leicht zu betriegen; er verzeihet gern, und iſt freygebig; er ehret einen vernünftigen und tugendhaften Menſchen; er befördert viel Gutes, und niemand ſcheidet mißvergnügt von ihm; er läßt den Vorſtellungen Raum, und ändert ſeine Meinung, wenn man ihm eine beſſere ſagt: ein armer Gelehrter und Künſtler findet bey ihm Schutz, Ehre und Unterhalt. So weit iſt Apronius ein Menſch. Allein, wenn ihn die Leidenſchaft der Liebe, oder daß ich beſſer ſage, der Unkeuſchheit einnimt, welches ſehr oft geſchiehet: ſo thut er Handlungen, die unmenſchlich ſind; er verfolgt einen Ehemann, der eine ſchöne Frau gegen ihn bewacht; er ſetzt ihn vom Dienſt, und läſſet ſeiner ganzen Verwandſchaft ſeinen Zorn empfinden. In den wichtigſten Proceſſen veranſtaltet er die ungerechteſten Schlüſſe; er braucht Gewalt, und neue Gewalt, die Leute abzuhalten, ihm Grenzen zu ſetzen, oder ſich zu beklagen. Er hat eine ganze Familie an den Bettelſtab gebracht, weil die Eltern vieler Kinder eine Tochter hatten, die ſo ſchön als tugendhaft war. So bald er ſeinen Zweck nicht erreichen konte, ſtellete er falſche Zeugen auf, und unterdrückte den armen Vater ſolchergeſtalt, daß er nicht nur alle ſein Vermögen zur Erlegung einer unverdienten Geldbuſſe anwenden muſte, ſondern auch ſeines Dienſtes entſetzet ward. Er iſt ſchuld an vielen mißvergnügten Ehen, theils durch Verführung der Weiber, theils durch den Zwang, den er gebraucht, gewiſſe Perſonen an Mann zu bringen. Ein bloſſer Zufall hat ihn viermal verhindert, einen Mord zu begehen. Die Begierde, ſeinem ungezähmten Affect ein Gnüge zu thun, beraubet ihn ſeiner Vernunft und Tugend, und macht ihn

blind;

Digitized by Google

blind, er weiß alsdenn nicht was er thut: kurz, er iſt alsdenn kein Menſch. Hat Apronius zwey Seelen, *eine* menſchliche und eine von einem Bullen, oder hat er nur eine halbe Seele?

Terentius wird in vielen wichtigen Geſchäften gebraucht; er iſt unermüdet, unerforſchlich und verſchwiegen, ſeinem Herrn getreu, und ſehr nützlich. Er kan vielerley Sachen auf einmal beſorgen, und es ſcheinet, daß zwey menſchliche Seelen in ihm wohnen; denn es würden kaum zwey tüchtige Männer das verrichten können, *was er allein* thut. In politiſchen Handlungen macht er richtige Schlüſſe; er übereilt ſich nicht; er überlegt ſeine Handlungen lange, und übt ſie ſchnell aus; er weiß die gelegenſte Zeit zu wählen, und die kleinſten Vorfälle kan er ſich zu Nutze machen. Seine Rathſchläge ſind heilſam, und ſeine Gründe wohl abgewogen; er lebt ſehr ordentlich; er iſt ein liebreicher Ehegatte und ein guter Vater. Allein, bringet ihn auf die Religion, auf das göttliche Weſen, und die Unſterblichkeit der Seele: ſo werdet ihr finden, daß er *nicht* den geringſten Verſtand hat; er leugnet; er *widerſpricht*, ohne die geringſten Gründe zu betrachten oder anzuführen. Er vergißt ſich ſo weit, daß er ſchimpft und läſtert; er iſt, ſo viel an ihm iſt, ein Verfolger und der bitterſte Feind eines jeden, der anders denkt; er hat nicht die geringſte Einſicht, und iſt ſo boshaft, daß er vorſetzlich die allgemeinſten Wahrheiten leugnet; Sachen, die er in andern Fällen ſelbſt glaubt und einräumt, leugnet er, ſo bald ſie in ein Verhältniß kommen, das die Religion wahr oder nothwendig macht. Es iſt nicht zu ſagen, was er in dieſem Stück für elende Schlüſſe macht; ſein Verſtand wird benebelt, ſein Wille boshaft, ſeine Leidenſchaften aufs äuſſerſte aufgebracht;

Digitized by Google

gebracht; kurz, man findet alsdenn keine Spur der menſchlichen Natur an ihm.

Die Zahl derer, die gar nichts als die äuſſerliche Geſtalt an ſich zu haben ſcheinen, iſt die häufigſte. Die meiſten Ackerleute, und die ſich mit ihrer Handarbeit ernähren, denken an nichts ſonſt, als wie ſie ihren Leib bekleiden, ihren Magen füllen, und den Durſt löſchen mögen. Sie arbeiten vom Morgen bis in die Nacht, und denken dabey eben ſo viel, als wenn ſie ſchlafen. Sie ſind nicht im Stande, einen Grund einzuſehen, oder einen edlen Bewegungsgrund ihrer Handlungen zu haben. Ihre Geiſteskräfte ſind ſo eingeſchränket, daß man billiger ſagen möchte, ſie hätten keine; ſie ſcheinen nur dazu da zu ſeyn, daß ſie vermöge der menſchlichen Geſtalt nur die Verrichtungen übernehmen können, die den andern Menſchen nöthig, ihnen aber zu niedrig ſeyn, und wozu thieriſche Gliedmaſſen nicht geſchickt und hinlänglich ſeyn. Mir deucht, Ariſtotel hat aus dieſer Beſchaffenheit etwas geſchloſſen, ſo dem Satz gleich komt, daß nicht alle Menſchen von gleicher natürlichen Würde und Hoheit wären.

Mein Brauer brauet ein ſehr gutes Braunbier und einen vortreflichen Brantewein. Weil er beydes ſehr gerne trinkt, ſo iſt er niemals nüchtern, und dieſes hindert ihn niemals, ſeinem Beruf ein Gnüge zu thun. Die übrige Zeit wendet er zum Kartenſpiel und zum Schlaf an. Als er und ſeine Frau, als ſie zum leztenmal zum heiligen Abendmal gingen, ſahen, daß mein Hofmeiſter und ſeine Frau eher gingen, als ſie, ſo wurden ſie ſo aufgebracht, daß ſie ſeit der Zeit, welches nun zwey und ein halb Jahr ausmacht, nicht in die Kirche gekommen ſind. Haben ſolche Leute wol den geringſten Begrif von ihrer Religion, und

ſonſt

ſonſt etwas menſchliches? Es ſcheint, man müſſe in Betrachtung ſolcher Perſonen glauben, daß ſie nicht Menſchen ſind.

Der Herr v. Hochwohlgeboren hat eine ziemliche Erziehung gehabt, dennoch hat er nichts weiter gefaſſet, als ſeinen Namen zu ſchreiben; und auch dieſe wenigen Buchſtaben ſchreibt er ſo, daß man nur das v. deutlich erkennen kan. Er hält ſich zu hoch, etwas zu lernen; er denkt nichts, als zwey und dreyßig Ahnen, das andere hält er einem Mann vom Stande zu niedrig. Die Edelleute, ſo etwas gelernt, beſchuldigt er, daß ſie zu bürgerlich wären. Er trinkt ſich wüſte und ſchleicht den Mägden nach: in Geſellſchaft ſolte man ihn für eine Bildſeule halten, wenn er nicht fleißig tränke, und beſtändig Toback rauchte. Er hat niemals ein Spiel lernen können. Des Morgens macht ihn der Brantewein, des Mittags der Wein, und darnach das Bier beſtändig taumelnd. Indeſſen hat er doch ſo viel Gedanken und Sprache, als dazu gehört, von jedermann das übelſte zu erſinnen und zu ſprechen. Er ſtellet ſich bey aller Gelegenheit in einer reich bordierten Kleidung zur Schau dar. Nun habe ich ſeinen ganzen Lebenslauf erzählt. Ich finde aber nicht einen Funken menſchliches an ihm. Ich bitte Sie, mir Dero Gedanken über dieſe Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zu eröfnen, der ich verharre

Dero

H. den 1. Jan. 1752.

Ergebenſter
der Kundſchafter
R.

Der

Der Menſch.

Das 132. Stück.

Wir theilen in dieſem Blat unſern Leſern zwey Briefe mit. Der erſte iſt völlig nach unſerm Geſchmacke, und wir wünſchten, daß alle Schulmänner ihre Schüler ſo vernünftig anführten. Dem Grammatiker tragen wir hiemit ſein ausgebetenes Amt auf, doch muß er es nicht weiter als über die grammaticaliſchen Schnitzer in unſerm Menſchen ausdehnen. Die Fehler in den Gedanken laſſen ſich nicht füglich in ein Regiſter bringen.

Meine Herren,

Ich bin zwar ein Schulmann, welchen die Vorſehung wider ſein Denken dazu gemacht hat; aber ich bin keiner von den murriſchen Sauertöpfen, um deren Gehirn ſich eine dicke Rinde von Schulſtaub angeſetzet hat. Ich vermenge mich mit keiner verſchimmelten Rhetoric, und ich quäle meine Lehrlinge nicht mit Uhſens wohlinformirten Poeten. Ich liebe die ſchönen Wiſſenſchaften, und nicht jene mechaniſche lächerliche Künſte. Ich habe mir die beſten Werke des Geſchmacks aus den alten ſowol, als den

neuern Zeiten bekant gemacht, und noch täglich verſüſſe ich durch ihre Leſung die Beſchwerlichkeit meines Amtes. Aber ich ſchränke daher auch meinen Unterricht auf das elende Gedächtnißwerk nicht ein, damit man die Jugend faſt ganz allein in den meiſten Schulen heimſucht, gleich als wenn junge menſchliche Seelen noch keine andere Kraft, als allein des Gedächtniſſes, hätten, oder wenigſtens keine andere Kraft zu gebrauchen im Stande wären. Ich arbeite nicht bloß ein bisgen elendes Latein, ohne Verſtand und Zuſammenhang in das Gehirn meiner Schüler. Sie dürfen mir *nicht alle* Tage eine Seite aus dem Ovidius, oder eine Reihe zuſammengeplünderter Redensarten herbeten, und noch weniger dürfen ſie ſich über eine Aphthonianiſche Chrie, oder einen erbärmlichen Vers krank martern. Iſt es nicht ungereimt, von ſeinen Untergebenen Reden oder Gedichte zu fordern, ehe ſie die Regeln des ſchönen Denkens begriffen, ehe ſie einen Vorrath von nützlichen Wahrheiten geſamlet, und ehe ſie noch die geringſten guten Muſter zur Nachahmung haben kennen lernen? Das ſind die Urſachen, warum *ich ganz* anders mit den Meinigen verfahre. Ich ſuche *zuerſt* ihren Verſtand mit den Wahrheiten zu bereichern, die ſich für ſie ſchicken. Zu dem Ende habe ich ihnen, auſſer den nothdürftigſten Lehren der Logic, die wichtigſten, beſten und begreiflichſten Lehren aus der ganzen Philoſophie, und vornemlich der Sittenlehre, beygebracht. Die Theologie bleibt für ſich. Alsdenn verſamle ich ſie alle Woche ein paarmal. Da leſe ich ihnen aus allerley Büchern von dem neueſten und richtigſten Geſchmack die ſchönſten Aufſätze von hunderterley Arten vor. Ich zeige ihnen die Schönheiten in den Gedanken ſowol, als in der Schreibart. Ich flöſſe ihnen bey der Gelegenheit mit den Regeln des ſchönen Denkens

auch die Luſt dazu ein. Ich laſſe ihnen darauf leichte Arbeiten nach ihrer eigenen Freyheit und meiner vorläufigen Anleitung entwerfen. Dieſe werden öffentlich vorgeleſen; die andern müſſen auf die Fehler darin merken, und endlich gebe ich mit meinem Urtheile den Nachdruck. Zuweilen gebe ich ihnen wol die beſten kleinern Gedichte oder Reden, auswendig zu lernen, die ſie mir freymüthig herſagen müſſen; und ich halte ſie überdem zur eigenen Leſung von ſolchen Schriften an, die ihren Geſchmack ſo wenig als ihre Sitten verderben. So habe ich bereits manche ſchöne Geiſter zum Leben auferweckt, die bisher unter ungeſchickten Lehrmeiſtern ſchlafende Monaden geweſen waren, und ſo liefre ich den Lehrern auf höhern Schulen zu meinem eignen Vergnügen Leute, welche nicht mehr ſo butt ſind, wie die jungen Hüner, wenn ſie aus dem Ey kriechen. Aber bald würden Sie glauben können, ich ſuchte vielleicht mit dieſer ganzen Erzehlung eine Ruhmſucht zu vergnügen, welche viele von meinem Orden ſo lächerlich und verachtenswürdig machet. Ich muß Ihnen daher die Urſach eröfnen, warum ich ſo kühn bin, Sie, meine Herren, mit einem ſolchen Vortrage zu unterhalten.

Sie können leicht denken, daß Ihr **Menſch** keine der letzten Schriften ſey, die ich nach dem Unterſchiede Ihrer Abhandlungen den meinigen angeprieſen und bekant gemacht habe. Ich will Ihnen keine Lobſprüche davon ins Geſicht ſagen; ſondern ich will Ihnen bloß für mich ſelbſt und im Namen aller meiner Lehrlinge den verbindlichſten Dank für Dero angenehmen Unterricht in der Religion, der wahren Tugend, den anſtändigen Sitten, dem reinen Geſchmack, und tauſend andern höchſtwichtigen und nützlichen Dingen, abſtatten. Wie würdig ſind Sie nicht meiner

Digitized by Google

ner ganzen Menſchenliebe! Ich bin überzeugt, dieſe Betrachtung wird Sie noch einmal ſo ſtark anfeuren, in Ihren Bemühungen mit inniger Luſt fortzufahren, je weniger Sie vielleicht darauf gedacht haben, daß Ihre Blätter bis an meinen ziemlich entfernten Ort, und bis auf meine Jugend einen ſo geſegneten Einfluß haben ſolten. Ich achte Sie ſchon aus unzähligen andern Gründen hoch; denn ich habe die Ehre, Sie zu kennen: aber jenes iſt ein neuer ſehr wichtiger Grund meiner dreyfachen Hochachtung und Liebe.

Die zweyte Urſach, die mich bewogen hat, an Sie zu ſchreiben, iſt, daß ich Sie durch die Nachricht von meiner Art des Unterrichts einigermaſſen in das Intereſſe der Schulen zu ziehen wünſchte. Gewiß, mein Herr, an junge Seelen durch vernünftige Schuhllehrer *mittelbar* zu arbeiten, iſt die Arbeit eines *wahren Menſchen*; und es würde mir eine wahre Freude ſeyn, wenn Sie zur Ermunterung meiner Mitbrüder, deren viele Ihre Blätter *leſen*, uns bey Gelegenheit einen kurzen und lehrreichen *Unterricht* ertheilen wolten, wie man in Schulen junge *Leute am* richtigſten und leichteſten zu wahren Menſchen bilden ſolle. Dieſes iſt mein einiger Zweck; und wofern ſie dieſen Brief einer Aufnahm in Dero Blätter würdigen ſolten; ſo würde ich mir zugleich Dero Gutachten über meine bisherige Methode ergebenſt ausbitten. Vielleicht bin ich wenigſtens dadurch meinen Mitbrüdern nützlich; ja vielleicht nehme ich mir gar alsdenn die Freyheit, Ihnen meine Gedanken über dieſen Punct zuzuſchicken. Ihr Gutachten wird mich belehren, ob Sie mich für tüchtig erkennen dürften, von einer ſo wichtigen Sache zu handeln.

Der

Der beygelegte Brief eines andern wird Ihnen einige andere Gedanken vorlegen. Er iſt mein guter Freund, aber ein Grammatiker, und er hat in dieſer Qualität Ihre Blätter mit einem critiſchen Auge beleuchtet. Vielleicht iſt Ihnen ſeine Freyheit nicht zuwider, und ich kan wenigſtens verſichern, daß er es recht herzlich gut gemeint hat. Leben Sie wohl, und verſichern ſich, daß ich allezeit ſey

Dero

B. den 6 Nov. 1751.

aufrichtig ergebener

H.

Schreiben eines Grammatikers an den Menſchen.

Mein Herr,

Ich bin ein Grammatiker, eines Grammatikers Sohn. Wenn Sie aber glauben wolten, ich wäre deswegen ein menſchenfeindlicher Sylbenſtecher, oder eine unnüße Laſt des Erdbodens; ſo würden Sie mir unſtreitig zu viel thun. Und wie könte ich das auch ſeyn, da ich Ihre Blätter liebe, und Ihren vortreflichen Werth mit meinem ganzen ſprachrichterlichen Anſehen beſtätigen wolte, wenn es darauf ankäme? Glauben Sie mir, mein Herr, ich bin keiner von den traurigen Grillenfängern, die ihren Kopf, an ſtat des beſten Kerns aus den Wiſſenſchaften, mit Spreu und Stoppeln anfüllen, die ihr Leben mit lauter Kleinigkeiten zubringen, und, indem ſie ſich hinter ihre Manuſcripte verſchanzen, in der Welt fremde bleiben. Ich trage kein Belieben daran, mich über ein Fragment aus dem Feſtus, über eine Leſeart im Plutus, oder über ein zweifelhaft Wort im Petron halb todt zu kränken, und noch weniger beiſſe ich um mich herum, wie ein anderer Scioppius. Ich zanke mich

mich mit niemand darüber, ob die Griechen einen *Ablativus* haben oder nicht, wie Friſchlin und Cruſe gethan haben; und ich leſe den Virgil nicht mit den Augen des Erythräus, um ein Regiſter zu machen, wie oft er eine lateiniſche Partikel gebraucht habe. Nein, ich ſchätze die Sprachlehre zwar hoch, aber nicht über die Gebühr; und am allerliebſten beſchäftige ich mich mit unſrer edlen Mutterſprache. Ich leſe daher die ſchönſten Schriften, welche wir in derſelben haben, als ein Philoſoph; doch ich urtheile zugleich auch darüber, als ein Sprachkundiger. Ihre Blätter, mein Herr, gehören mit dem völligſten Recht darunter; allein, werden Sie mirs verdenken, wenn ich Ihnen ſage, daß ich noch allerley kleine Unrichtigkeiten darin angetroffen habe? Ich weiß es, daß ein groſſer Geiſt, den ſein edler Gegenſtand ganz erfüllet, gleichſam nicht Zeit *hat*, auf die Kleinigkeiten in der *Schreibart* acht zu geben; und ich würde lächerlich handeln, wenn ich Sie deshalb tadeln wolte. Ich weiß ferner, daß der tauſendſte von denen, die Ihre Schrift leſen, nicht einmal darauf merke. *Allein* werden Sie deshalb zürnen können, daß ich *wünſche*, Ihre Schrift ohne alle, auch die kleinſten Fehler zu ſehen? Sie iſt an ſich ſelbſt ein vortreflicher Spiegel, welcher die Geſtalt der Menſchen nach der Natur entwirft, und in ihrem völligſten Licht darſtellet; aber ſchätzt man nicht einen Spiegel noch einmal ſo hoch, wenn er ganz rein, ohne Flecken und Bläsgen iſt?

Der groſſe Verfaſſer der bekanten memoires de Brandebourg bemerkt, wir Deutſchen hätten noch keine claßiſchen Auctores, und wie gern wolte ich alſo nicht, daß Ihre Schrift nebſt dem Sittenmahler, dem Geſelligen und einigen andern zur Widerlegung dieſer Meinung könten

ten aufgewieſen werden? Sie wiſſen aber ſelbſt wohl, daß ein claßiſcher Auctor von Rechts wegen ſo rein von allen Fehlern ſeyn ſoll, als möglich iſt; und wenn Sie meine Meinung aus dieſem Geſichtspunct anſehen werden: ſo weiß ich gewiß, ſie wird Ihnen gefallen. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen dieſe kleine Fehler an einigen Beiſpielen zeige, ſo wie ich ſie bey dem Leſen des erſten Theils bemerkt habe. Sie betreffen nicht ſowol die Recht-ſchreibung, als die Schreibart ſelbſt, in ſo weit ſie in die Sprachlehre gehöret.

Bey der Rechtſchreibung bin ich mit der Ihrigen ſehr wohl zu frieden. Sie bleiben in der Mittelſtraſſe, und das wenige, was darin unrichtig ſeyn möchte, iſt der Anfüh-rung nicht werth. Bey der Schreibart ſelbſt aber habe ich folgende Anmerkungen gemacht.

Ein paarmal haben Sie gegen die Regeln der Sprach-lehrer verſtoſſen. S. 108 ſteht: wie **klingete** es nicht; S. 144: wir werden uns nicht an die Perſonen vergreifen; S. 195 ſteht zwey an ſtatt zwo, und S. 348 **ohnmöglich** an ſtatt **unmöglich**.

Sie laſſen manchmal das Fürwort und die Hülfsworte aus, wo ſie ſtehen ſolten, z. E. S. 34: da ich nicht ſogleich aufgelegt, nemlich **bin**; S. 341, weil er nemlich ein Mann, nemlich **iſt**, und an einigen andern Orten.

Sie häufen zu viel einſylbige Worte, z. B. gleich S. 2 in der Vorrede, daß ſie ſelbſt an ſich ſo viel zu ꝛc. S. 109: wird es denn daher auch ꝛc. und anderswo.

Sie ſcheinen zuweilen in die proſe trainante zu fal-len, welche der oben gemeldete Schriftſteller an den Deut-ſchen tadelt, z. B. S. 15: ſein mit einer unvergleichlichen Kunſt zu einem königlichen Gebäude aufgeführter Körper;

S. 53:

S. 53: des der Tugend eigenthümlich gehörenden Lobes; S. 54: die noch jetzt ſich in ihrem bloß natürlichen Zuſtande befindenden Völker; S. 106: daß es eine den Mücken an den waſſerigen Orten gleichkommende Zahl ꝛc.

S. 22 ſind die Worte: zu einem jedem Gliede gemäſſen Gebrauch, zweifelhaft geſetzt.

Sie wiederholen oft einige Worte in einer Periode, oder in den auf einander folgenden mit einem Uebelklange, z. B. S. 36 folgt das Wort wahrnehmen gleich 3mal hinter einander; S. 62: daher hat ſie in Speiſe und Trank ſo viel Süßigkeiten gelegt, und deswegen hat ſie in den Wein eine herzerfreuende Kraft gelegt; S. 149 iſt das Wort Nebenmenſchen 3mal in einer Periode; S. 201: die Redensart kennen lernen auch; und S. 354 folgen die Worte, Urſach habe, auch 2mal unmittelbar auf einander. S. 180. 181 ſtehen die Bindeworte, da ich nun, da es nun, 4mal hinter einander, bey dem Anfang der neuen Periode, und S. 278 ſcheint in Abſicht des ganzen Vortrags eine unnöthige Weitläufigkeit zu herrſchen.

Soll ich noch weiter gehen, und einige Kleinigkeiten, auch in Abſicht der Gedanken, anmerken: ſo dünkt mich, der Einfall S. 107, zuſchauenden Andenkens, iſt nichtsbedeutend, und wenigſtens froſtig, ſo, wie eben daſelbſt ein paar Gedanken über die Worte, lieber Menſch, ſind. Doch vielleicht rührt dieſes Schreiben nicht von Ihnen her. S. 111 ſehe ich keinen begreiflichen Grund, warum Sie der Kunſt zu köpfen gedenken; S. 163 heiſt es, die Thränen durchbohren ihm das Herz S. 175 wird GOtt eine freundliche Quelle genant, und S. 329 iſt der Buckel, den Sie im Felleiſen gefunden haben, ein wahrhafter Buckel in Ihrer Schreibart.

Mein Herr, wiſſen Sie was? Leberecht Spürern haben Sie das Amt eines Packeſeltreibers aufgetragen; wie wäre es, wenn ſie mir das Amt eines Grammatikers auftrügen, der Ihnen zu Ihren Blättern ein Regiſter machen, und alle Fehler, die Ihnen etwa entwiſcht wären, aufhaſchen müſte? Ich dächte, Leberecht Spürer würde ſich meiner nicht ſchämen dürfen. Erklären Sie Sich hierüber mit ein paar Worten. Ich bin

Dero

bereitwilligſter

Bentley der Jüngere.

Ende des dritten Theils.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google